42
3339
(11

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

30.

...ans. 1828

Die wichtigsten

neuern

Land- und Seereisen.

Für die Jugend

und

andere Leser bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Eilfter Theil.

Mit einer Karte und zwei Kupfern.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

G.W.B.D

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. 1830.

In Commission bei Adolf Frohberger.

Wa/50/187

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Preis jeden Bandes der neuen Ausgabe 18 Gr. Preuß. Courant oder 1 Fl. 21 Xr. Rhein.

Inhaltsanzeige.

I. Des ehemaligen französischen Generalzahlmeisters Cochelets Zwangswanderungen durch den westlichen Theil der Sahara; nebst Sydi Hamets Reise nach Timbuktu und Wassanah.

Einleitung: Cochelet S. 3. — Kanarische Inseln 4. — Maderischen 10. — Azoren 11. — Kapverden 12.

Erste Fahrt.

Von der Strandung südlich vom Vorgebirge Nunbis nach Widnun: — Strandung S. 14. — Mauren 16. — Angriff derselben 18. — Sklavenloos 21. — Monslemims 23. — Abreise mit ihnen 25. — Lager der Monslemims 29. — Weiterreise 31. — bewohnte Gegend 35.

Zweite Fahrt.

Von Widnun bis Mogadore: — Widnun S. 37. — Hoffnung auf Befreiung 40. — Traurigkeit 42. — angekündigte Loskaufung 46. — Heuschrecken und Regen 49. — Abreise von Widnun 51. — Talent 52. — Erlebnisse in Tarodant 54. — St. Cruz und Mogadore 58.

Anhang.

Sidy Hamets Reisen nach Timbuktu und Wassanah: — Erste Reise S. 60. — neue Reise 64. — Gluthwind und große Noth 65. — Timbuktu 68. — Reise nach

Wassanah 71. — Rückreise über Tunis 75. — Wargens Wanderung durch Afrika 77.

II. Der Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa, auf ihrer Fahrt nach dem Senegal im Jahr 1816.

Einleitung: Frankreichs Besitzungen in Senegambien und Absendung von 365 Mann dahin S. 87. — Schiffbruch der Fregatte Medusa 85.

Erste Erzählung.

Das Loos derer auf der Flöße: Die Flöße verlassen von den Booten S. 89. — der erste Tag darauf 91. — die Verwüstungen der Nacht und der 2te Tag 93. — Empörung 95. — Menschenfleisch und Fische 99. — Stürzung der elenden Mitbrüder ins Meer 103. — Rettung 106.

Zweite Erzählung.

Das Loos derer auf den Booten und auf dem Wrack: Wasserfahrt S. 109. — Landreise 111. — Kummers Irrfahrten 113. — das Loos derer auf dem Wrack 118.

III. Mungo Park's erste Reise zu dem Niger.

Einleitung: Bedeutsamkeit des innern Afrika S. 128. — Mungo Park's Reisen 127. — andre Reisende 130. — die Negersklaverei 133. — europäische Niederlassungen an der Westküste 139. — Völkerschaften und Reiche 143. — Freetown 146. — Erzeugnisse von Westafrika 148.

Erste Fahrt

Von England bis zum maurischen Lager in Bubakehr: Von England nach Pisania 152. — das untere Gambialand 155. — Medina 159. — Knecht Ruprecht 161. Von Kadschar nach Fattakonda 162. — Belästigungen in Dschohg 166. — Wiedersehen zwischen Tisi und Kuniakary 168. — Schreck im Walde von Kemmuh 160. — Kriegsge-

schrei 172. — Lotusbrot 173. — Houghtons Tod 174. — Ofcharra 175. — maurische Mißhandlung 176. — Ungemach im Lager von Benaum 179. — Begebenheiten im Lager von Bubakehr 187.

Zweite Fahrt.

Von dem maurischen Lager in Bubakehr bis Silla am Niger: Aufbruch nach Ofcharra und Kriegsgeschrei daselbst S. 189. — Flucht und Plünderung 192. — Todesnoth und Rettung 193. — Ankunft im Reich Bambarra und gute Aufnahme in den Städten desselben 200. — erster Anblick des Niger 204. — Abweisung von Sego und Aufnahme von einer Frau 206. — Reise nach Sansanding 209. — Butterbaum 210. — der Löwe 212. — Verlust des Pferdes und Fischfang 213. — Entschluß zur Rückkehr von Silla aus 215.

Dritte Fahrt.

Von Silla am Niger bis Kamalia: Abenteuer auf der Rückreise bis Sago S. 216. — bedeutende Städte 219. — Genuß eines Zauberspruchs 221. — Ueberfall von Räubern hinter Bamaku 223. — Hilfe in Sibidulu 227. — der schlechte Ortsvorsteher in Mansia 229. — Entschluß in Kamalia zu bleiben 231. — Beschaffenheit der Witterung 233. — Mandingo's 234. — Lebensart der Neger 237. — das Sklavenverhältniß 240. — Gold und Elfenbein 242. — Hoffnungsblick 244.

Vierte Fahrt.

Von Kamalia bis nach Großbritannien zurück: Ankunft von Sklaven 245. — Wildniß von Jallonka 248. — Manna und Satadu 252. — ein Rechtsstreit in Karwani 254. — Sklaventausch in Jollakotta 255. — Ankunft in Pisania 257.

IV. Des Major Laing Reise zu den Sulima's, gemacht im Jahr 1822.

Einleitung S. 261.

Erste Fahrt.

Von Sierra Leona bis Falaba, der Hauptstadt der Sulima's: Reise nach Rokon S. 264. — eine Leiche 267. — die Purrahmänner 268. — Abenteuer in Mabum 271. — Gesang und Schmaus in Nyiniah 274. — beabsichtigter Ueberfall 276. — die Kuranko's 278. — die Hängebrücken 280. — Ankunft in Falaba, der Hauptstadt der Sulima's 282.

Zweite Fahrt.

Aufenthalt in Falaba und Rückreise nach Sierra Leona: Der Säetag S. 285. — ein Ausflug 287. — Krieg mit den Limbas 290. — Festfeier und andre Begebenheiten 292. — die Sulima's 296. — deren König 297. — ihr Glaube 300. — Rückreise 302.

V. Bowdich's Gesandtschaftsreise von Cape Coast nach Ashantee; gemacht im Jahr 1817.

Einleitung S. 307.

Erste Erzählung.

Von der Hinreise, dem Aufenthalte und der Rückreise: Das Land der Fantees S. 310. — Bestrafung des Aberglaubens 313. — Einzug in die Hauptstadt 314. — ein Opfermensch und Hofstaat 316. — Zusammenkunft mit dem Könige 319. — bedenkliche Lage der Gesandtschaft 321. — Tagesneuigkeiten 326. — weitere Verhandlungen und ein Gastmahl 329. — Zwangsaufschub der Abreise 333. — Unfälle auf der Rückreise 337.

Zweite Erzählung.

Von dem Lande, dem Volke und seinen Sitten: Untergeordnete Königreiche S. 340. — jetziger König 341. — die Großen des Reichs 343. — Glaube und Priester 345. — Yamsfeier 348. — Adaifest und Todtenfeier mit Menschenopfer 351. — Hofstaat 355. — Staatsverwaltung 357. — häusliches Leben 359. — königliche Einkünfte 361. — Coomasie 362. — Bildung 364.

I.

Des ehemaligen französischen General-zahlmeisters Cochelet's Zwangs-Wanderungen durch den westlichen Theil der Sahara; nebst Sydi Hamets Reise nach Timbuktu und Wassanah.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Hr. Cochelet war, während des Einbruchs der Franzosen in Spanien unter dem Kaiser Napoleon, Generalzahlmeister des französischen Heeres. Als dieß Heer, sich nach Frankreich, halb vernichtet durch den Sieg der Engländer bei Vittoria, zurückziehen mußte, hörten Cochelets Dienstverhältnisse auf; und weil er in Frankreich unter einer veränderten Regierung wenig Aussichten zu einer andern Anstellung hatte: so begab er sich nach Brasilien, um dort seine Gelder in Ländereien anzulegen. Von Brasilien aus mußte er noch ein Mal nach Frankreich zurückkehren. Als er aber von Frankreich wieder nach Brasilien reiste, so litt er an der durch Unglücksfälle so sehr berüchtigten Küste von Nordwest-Afrika Schiffbruch, wodurch er als Sklave in die Hände von den Mauren oder Arabern der Wüste gerieth. Wie es ihm dort mit mehrern Leidensgenossen erging, und wie er aus der Sklaverei wieder befreit ward, das wird er im Nachfolgenden erzählen. Ehe wir ihm aber zuhören, machen wir uns etwas näher mit den kanarischen Inseln bekannt, die gerade vor dieser Küste liegen,

und von Hrn. Cochelet oft erwähnt werden. Wir wollen dabei zugleich auf zwei andere Insel-Gruppen unsern Blick werfen, auf die Kapverdischen und Azorischen, weil sie mit jenen große Verwandtschaft besitzen.

Die eigentlichen kanarischen Inseln*), sollen den Alten schon unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt gewesen seyn. Jetzt kann man sie wohl nicht so nennen, da sie dem vielfach unglücklichen Spanien untergeben sind. Man zählt ihrer 7 große, und 5 kleine. Phönikier und Karthager hatten hierauf Niederlassungen, so lange als ihre Macht dauerte, die Römer bekümmerten sich nicht um sie; und man hörte in Europa erst wieder im 15. Jahrhundert von ihnen, als ein französischer Edelmann Bethencourt unter kastilischer Hoheit sie zu erobern anfing. Er zog 1402 mit einer Flotte dazu aus; aber erst 1496 waren sämmtliche Inseln von den Spaniern (damals Kastiliern) besiegt. Die Spanier vollendeten die Eroberung dieser Inseln mit den schrecklichsten Gräueln. Das friedliche Volk der Guantschen, das schon einige Bildung besaß, und zuerst mit großer Liebe und Freundlichkeit die Europäer aufgenommen hatte, ward vertilgt. Die Guantschen fochten mit einer übermenschli-

*) Siehe Theil 4. dieser Reisen Seite 12.

chen Tapferkeit gegen ihre Vertilger; lagen aber zuletzt den bessern Waffen und der größern List der Spanier unter. Fortaventura ward zuerst (1405) und Teneriffa zuletzt (1494) besiegt; es dauerte also dieser Vertilgungskrieg 89 Jahre. Jetzt zählt man auf den Inseln 14 Städte, 500 Dörfer, 70 Pfarrkirchen und 90 Nebenkirchen. Die größten Inseln sind die vier östlichen: Fortaventura, Teneriffa, Kanaria und Lancerota. Die jetzigen Bewohner dieser Inseln sind größten Theils spanischen Ursprungs, und belaufen sich auf 190,000. Mehrere Bewohner stammen von den Mauren, welche mit den Guantschen friedlichen Handelsverkehr hatten und nach deren Vertilgung oft versuchten, sich der Inseln zu bemächtigen.

Die Kanarier leben wie die Spanier. Die vornehmen Männer tragen wohl weiße Perücken, und die vornehmen Frauen beladen sich mit allerlei Zierathen von Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen. Sie wohnen in steinernen Häusern, die größten Theils mit Stroh gedeckt sind, haben darin keine Bettstellen, sondern legen die Matratzen zum Schlafen auf den Fußboden und lieben Tanz, Gesang und Citherspiel. Die Mönche halten das Volk in Unwissenheit, weßhalb der gemeine Mann unrein, träge, und unordentlich ist. Man fährt von den Inseln vorzüglich Wein, Brantwein, Mandeln, Rosinen,

Feigen, und Getreide aus; dagegen führt man Holz, Fleisch, Leinwand und Metallwaaren ein. Manche Bewohner gehen alljährlich auf den Fischfang an die Küsten der Barberei.

Die fruchtbarste, gesündeste und am besten bewässerte unter allen Inseln ist Kanaria mit 55,000 Einwohnern. Man gewinnt darauf viele Seide, Wein und vortreffliche weiße Bohnen, welche nach Cadix in Spanien ausgeführt werden. — Die westlich von Kanaria liegende Insel Ferro, ist in der Weltkunde besonders deßhalb merkwürdig, weil man in früheren Zeiten den ersten Längengrad durch sie zog. Diese Insel hat viel Nebel und wird darum von den Kanariern das schwarze Land genannt. Auf ihr soll noch die größte Sitteneinfalt herrschen. Die Insel Fortaventura ist sehr fruchtbar, wenn es nicht am nöthigen Regen fehlt. Mangelt der aber, so müssen die Einwohner sie verlassen, weil sie keine Quellen hat. So mußten in den Jahren 1768 und 1771 fast alle Einwohner auswandern. Die Bewohner der andern Inseln nahmen aber ihre unglücklichen Landsleute mit vieler Sorgsamkeit auf. Der Befehlshaber der Inseln ließ in Menge Getreide aus Spanien und Marokko für sie kommen, und täglich 1500 Portionen unter die Unglücklichen austheilen.

Man braucht auf Fortaventura, wie auf Lan-

cerota, die Kameele zum Pflügen und zum Ziehen, und salzt ihr Fleisch gleich dem Schweinefleische ein. Die Bewohner von Fortaventura spinnen fleißig Flachs, den sie von Hamburg beziehen. Sie müssen, weil das Brennholz fehlt, große Wolfsmilchsträuche statt dessen gebrauchen. Die Insel Gomera dagegen hat viel Wald und reizende Thäler dazwischen, worin Datteln und Citronen herrlich gedeihen; jedoch sind die meisten Bewohner arm, und essen sogar die harten Wurzeln von Adlerfarren*) (pteris aquilina). Geschichtlich ist diese Insel deßhalb merkwürdig, weil Columbus, als er 1492 die Entdeckungsreise nach dem neuen Erdtheil antrat, hier anlegte, um sein Schiff auszubessern. Die Insel Lancerota leidet oft an Dürre, da man sie aller Waldung beraubt hat. Im Jahr 1730 erlebte sie aber ein noch größeres Unglück. Nach einem Erdbeben brach ein Vulkan eine große Masse glühender Lawa aus, welche 9 Dörfer zerstörte. Dreizehn andere Dörfer wurden von Sand und Asche überschüttet, die 5 Fuß hoch lagen. Alle kanarischen Inseln sind vulkanisch. Auf Palma fanden 1585,

---

*) Die Adlerfarren sind in den Wäldern Europa's häufig, haben einen 3 bis 4 Fuß hohen Wedel, liefern verbrennt eine gute Seifenasche und haben ihren Namen von einer Zeichnung, welche man beim Durchschnitte des untern Stängels sieht, und die einem gedoppelten Adler gleicht.

1646 und 1677 furchtbare Ausbrüche Statt. Diese Insel ist auch nur an der Küste recht bewohnbar. Im Innern liegen kahle Felsen, wovon die höchsten mit fortwährendem Schnee bedeckt sind.

Die Insel Teneriffa (170,000 Einwohner) ist die größte und reichste der kanarischen Inseln. Ihre Haupterzeugnisse bestehen aus Wein, besonders Malvasier-Wein*). Die Gebirge dieser Insel sind noch bewaldet, die Nordküsten fischreich, die Fruchtauen gut bestellt, und von vielem zahmen Viehe belebt. Rothwild und giftige Thiere fehlen der Insel ganz. Der Grund ihres Wohlstandes ist ihr erster Eroberer Fernandez de Lugo, der Ackerbau, Handel und Schifffahrt auf jede mögliche Weise beförderte. Schiffe von allen Völkern kehrten hier gern ein; denn man fand Alles in Ueberfluß. Man bezeichnete mit dem Namen: Gemüse von Teneriffa, Vieh von Teneriffa, Getreide von Teneriffa, das beste. Fast unzugängliche Felsen um die Insel sind natürliche Festungswerke für dieselbe, denen man künstliche hinzugefügt hat. Der wichtigste Ort auf der Insel ist

---

*) Die kanarischen Weine sind weiß, süß, angenehm und stark, heißen Kanariensekte und werden in Malvasier, eigentliche Kanariensekte und Palmensekte getheilt, deren genauere Unterscheidung schon eine gewisse Uebung im Trinken voraussetzt.

Santa-Cruz; in einem Halbkreis auf einer sandigen Landzunge gelegen. Die beiden Hauptplätze der Stadt sind schön gepflastert, der eine mit weißem Marmor, der andere mit schwarzer Lawa und mit Springbrunnen versehen. Die Pfarrkirche der Stadt hat viele goldene, mit Edelsteinen besetzte Kirchgefäße. Die Kleider der Geistlichen strotzen von Pracht und Reichthum. Die bedeutendste Stadt nach St. Cruz heißt Laguna, worin besonders der Adel der Inseln lebt. Auch finden sich an 200 Mönche und Weltgeistliche darin, so wie 150 Nonnen, alle auf Unkosten Anderer, in Müßiggang lebend.

Der Gottesdienst wird in Laguna mit großer Pracht gefeiert, aber die, für welche er gefeiert wird, sind in Lumpen gehüllt. In der Hauptkirche findet man mehrere Gemälde, welche die Hinrichtungen von Ketzern vorstellen, die 1532 hier von dem Ketzergericht der Inquisition veranstaltet wurden.

Der Winter fängt auf den kanarischen Inseln im November mit Regengüssen an, welche nicht über den März hinaus dauern, und oft große Verwüstungen anrichten. Sie bringen Felsenstücke in die Thäler und entwurzeln die Bäume. In den untern Gegenden friert es den ganzen Winter fast nie. So stark im Winter der Regen, eben so anhaltend ist die Dürre im Sommer; so daß auch diese sonst so schönen Eilande ihre fortdauernden Leiden haben.

Der so weit und breit bekannte Kanarienvogel, oder kanarische Finke hält sich besonders gern und häufig auf einer kleinen Insel nördlich von Lancerota auf, hat einen graubraunen Leib, eine gelbe Brust und grünliche Schwanz- und Flügelfedern.

Nördlich von den kanarischen Inseln liegen die Maderischen, auch wohl nördlich kanarische genannt, welche, wie die Azoren und Kapverden, den Portugiesen gehören. Die Maderen bestehen aus Madera und Porto-Santo. Erstere ist ihres Weines wegen berühmt und wurde 1420 von Gonzalez für Portugal in Besitz genommen. Derselbe gründete die Hauptstadt Funchal und nennte sie also, weil in der Gegend viel wilder Fenchel (portug. funcho) stand. Die Insel Madera erhielt ihren Namen daher, weil sie holzreich war und Madera das Holz oder der Wald heißt. Beide Inseln, sind wie die kanarischen, bergig und vulkanisch, frei von giftigem Ungeziefer, fruchtbar und milde, aber auch von Leuten bewohnt, die unglücklich leben, weil sie von Mönchen beherrscht und in Dummheit erhalten werden. Sie ziehn Wein für feiste Mönche und trinken Wasser, oder eine Art Gauche, welche aus den Weinträbern gewonnen wird. Die Hauptstadt Funchal ist die einzige Stadt auf Madera. Sie nimmt sich mit ihren Terrassengärten schön vom Meere aus, ist aber im Innern

schmutzig. Es leben 15,000 Menschen darin. Die Insel Porto-Santo hat nur 1200 Einwohner, und die andern kleinen maderischen Inseln sind unbewohnt. Beide größern Inseln haben zusammen 100,000 Einwohner.

Nordwestwärts von den Maderen liegen die Azoren (Habichtsinseln) 1431 von dem Portugiesen Kabral entdeckt. Er fand von diesen Inseln nur Santa Maria, und 1444 erst St. Miguel. Als man zum 2ten Male auf diese Insel zurückkehrte und Ansiedler mitbrachte, so konnte man sie nicht wieder erkennen. Man hatte sich einen hohen Berg zum Merkzeichen gemacht; aber der war nicht mehr zu finden. Bei näherer Untersuchung ergab sich denn, daß er bei einem Erdbeben zusammengestürzt sei, — wahrlich kein fröhlicher Anblick für die ersten Ansiedler! Doch der übrige reizende Anblick der Insel und der Fruchtbarkeit söhnte bald die ersten Ueberkömmlinge mit ihr aus. Später entdeckte man die andern Inseln, eine, ein deutscher Ritter Martin von Behaim aus Nürnberg. Weil man keine andern Bewohner als Habichte auf den Inseln fand, so gab man ihnen den Namen Azoren (Habichte). Jetzt leben an 200,000 Menschen, größten Theils portugiesischer Abkunft auf derselben. Sie sehn dunkler als die Portugiesen aus und werden von den Seefahrern wegen ihrer Herzensgüte sehr

gerühmt. Am fruchtbarsten von allen Inseln ist St. Miguel. Auf ihr liegt die Hauptstadt Punta-Delgada mit 12,000 Einwohnern. Getreide und Wein sind die Haupterzeugnisse der Azoren, welche in großer Masse ausgeführt werden. Man zählt 9 bewohnte Inseln, wovon die kleinste Corvo, nur 3 Meilen im Umfange und 600 Einwohner hat, welche außer dem Ackerbau besonders Schweinezucht treiben. Auf der Insel Piko befindet sich ein 8000 Fuß hoher, rauchender Berg, ein ausgebrannter Krater. Um denselben liegen die schönsten Weinberge. Die Bewohner haben die Erde mit Körben auf die Lawa getragen und düngen sie fleißig mit Seegras, worin die Reben vortrefflich gedeihen. Zwischen den Weinbergen und der obern Bergspitze ist noch eine große Waldstrecke. Die Aussicht von der Spitze des Berges soll entzückend seyn. Auf der Insel Fayal befindet sich ein ausgebrannter Krater, der ganz mit Wasser angefüllt ist. Am meisten leiden jetzt noch Terceira und St. Miguel durch die feuerspeienden Berge.

Die Kapverden haben keine so gesunde Luft als die kanarischen Inseln und die Azoren. Sie sind zu heiß, leiden Wassermangel, sind sehr steinig und haben nur an einigen Stellen guten Boden. Ihre Bewohner stammen größten Theils von den Negern ab, welche die ungesunde Luft besser ertra-

gen können. Nur die Oberherren sind Portugiesen. Diese brachten gleich Negersklaven mit hin, (denn sie fanden die Inseln unbewohnt) damit diese für sie arbeiteten, ließen allmälig mehrere frei, und zogen auch vom afrikanischen Festlande freie Neger herbei. Die Portugiesen siedelten sich auf St. Jago an; die andern Inseln wurden größten Theils zuerst von entlaufnen Sklaven bevölkert. Von den 10 größern Inseln sind nur noch zweie unbewohnt. Oft haben diese Inseln einen Theil ihrer Bevölkerung durch Hungersnoth verloren, woran die schlechte Verwaltung immer einen bedeutenden Antheil hatte, so wie die Trägheit und Gedankenlosigkeit der Neger. Die meisten Portugiesen, die hierher kamen, waren Verbrecher, und von ihnen und den Negerinnen stammen die Mulatten ab, welche jetzt die Regierungsbeamten ausmachen. Der katholisch-christliche Glaube ist allgemein der Form nach unter diesen Leuten verbreitet, viele aber leben in reinem Heidenthume. Selbst die Priester sind ganz unwissend. Der Hauptreichthum der Insel ist Kochsalz, welches die Engländer oft von hier holen.

Erste Fahrt.

Von der Strandung südlich vom Vorgebirge Nun bis nach Widnun.

Den 14. Mai 1816 schiffte ich mich in Frankreich auf der Brigg Sophia nach Brasilien ein. Unsere Reisegesellschaft bestand aus 13 Personen, nämlich 2 Schiffshauptleuten, einem Schiffslieutenant, dem Schiffskoch, 6 Matrosen und 3 Reisenden. Wir fuhren östlich vor Madera vorbei, und befanden uns den 27. in der Breite der südlich kanarischen Inseln, ohne daß wir wußten, in welchem Längengrade wir waren, und ohne daß wir Land entdeckten. Bei unruhiger See, ward plötzlich den 29. Abends Land entdeckt, was wir für die Insel Lancerota hielten. In dieser Meinung richtete der Schiffshauptmann in der Nacht das Schiff; allein die Voraussetzung war falsch und den Morgen, 40 Minuten über 3 Uhr, eine Stunde vor Tagesanbruch, lief dasselbe mit fürchterlichem Krachen auf eine Klippe. Alles schrie: „Die Segel eingezogen; die Schaluppe ins Meer." Das Schiff ward von einem heftigen Nordwinde weit

über Felsenriffe getrieben und durch die Stöße in allen Fugen erschüttert. In der Dämmerung schimmerte uns eine Landküste entgegen, die wir noch deutlicher sahen, als das Schiff auf einem Felsenriff stehen blieb. Der Aufgang der Sonne zeigte uns die wilde wüste Sandküste südlich vom Cap Nun*). Wir waren also nicht zwischen den kanarischen Inseln durchgesegelt, sondern zwischen ihnen und der gefährlichen Küste, woran auch Podback und Riley**) vor einigen Jahren gescheitert waren. Wir sahen bald, daß wir nördlich von Cap-Bogador uns befanden. An der Sandküste bemerkten wir einen schwarzen Punkt, erkannten denselben bald für einen Menschen, der sich ans Meer begab, und sahen Andere ihm folgen. Für uns war dieser Anblick nicht der der Freude, sondern der

*) Die Ortsnamen, welche auf der Karte, die diesem Bande beigefügt ist, nicht vorkommen, stehen auf der Karte zum 10. Theil.

**) Die Küste Afrika's vom Vorgebirge Nun bis zum grünen Vorgebirge ist eine wahre Unglücksküste. Im Jahr 1784 scheiterte hier Saugnier und ward mit seinen Gefährten furchtbar von den Mauren gemißhandelt. 1785 scheiterte Brisson und ward von den Mauren eben so schlecht behandelt. Fast alle Jahre scheiterte hier ein Schiff und die Mauren warten schon immer auf das Unglück und bitten gewiß Gott eben so eifrig, wie das sonst in Ostfriesland soll geschehen seyn, um einen gesegneten Strand.

Furcht; denn über kurz oder lang mußten wir diesen Menschen in die Hände fallen, und hatten von ihnen nur Sklaverei und Verachtung zu erwarten. Und doch mußten wir suchen, mit ihnen in Berührung zu kommen, weil wir es nicht wagen konnten, am wenigsten ohne alle Vorbereitung, auf einem offnen Boote nach der nächsten der kanarischen Inseln zu fahren. Es ward deßhalb die Schaluppe ausgesetzt und der Lieutenant Chalumeau mit 3 Matrosen beauftragt, damit ans Land zu rudern, was 140 Klaftern von unserm Strandungsplatze entfernt war. Um die Schaluppe bei einem feindlichen Angriffe zurückziehen zu können, so banden wir sie an ein Seil. Chalumeau gelang es nach vielen Anstrengungen, durch die Klippen und Brandungen die Küste zu erreichen. Die Mauren sprangen bis an die Schultern ins Wasser, um ihm zu helfen, zündeten ein Feuer an, und schickten auf derselben Schaluppe auch bald einen der Ihren mit ans Schiff und hernach wieder einen. Wir schifften darauf mehrere Sachen aus und begaben uns allmälig selbst ans Land; weil wir jeden Augenblick fürchteten, die Brigg möchte von den Wogen zertrümmert werden. Unter den Arabern, die wir vorfanden, zeichnete sich einer durch Helle seiner Farbe etwas vor den Andern aus, war aber auch nackt, wie die übrigen und hieß Fairry. Mehrere häß-

liche Weiber verlangten sogleich von uns Zwieback und Tabak. Wir gaben alles, was wir hatten und benahmen uns so freundlich, als wir konnten, um ihr Zutrauen zu gewinnen. Fairry nahm mich bei der Hand und führte mich auf einen Hügel, wahrscheinlich in der Absicht, um mir die Ausdehnung der Wüste zu zeigen. Unterdessen kam Alles noch vom Schiffe an, was wir zu einer Bootsfahrt nach den kanarischen Inseln nöthig zu haben glaubten und wir hielten uns immer um diese Vorräthe, damit wir sie im Fall eines Angriffs vertheidigten. Einige der Araber deuteten nach Süden, nach den europäischen Niederlassungen am Senegal, Andere nach Norden und nannten dabei Suira (Mogadore). Alle zeigten eine friedliche Gesinnung, schienen uns aber vor den Monslemims (einem arabischen Stamme) zu warnen. Unterdessen daß wir rathschlagten, ob wir möchten Suira gewinnen, das wir für viel näher hielten, als es uns war, oder ob wir nach den kanarischen Inseln schiffen wollten*), so verstärkten sich die Mauren der Wüste immermehr; und als sie sich stark genug fühlten, griffen

*) Die Unkunde des Schiffshauptmanns von der Gegend, so wie seine Unentschlossenheit zeigen hinlänglich, daß die Reisenden einen schlechten Führer hatten. Jeder entschlossene Hauptmann würde die Bootfahrt nach den kanarischen Inseln ohne Weiteres gewählt haben. W. H.

sie uns ohne Weiteres an. Der Eine feuerte mit einem Pistol auf den Schiffshauptmann Scheult, und darauf schossen Alle ihre Flinten auf uns ab, ohne Einen zu verwunden. Da es ihnen an Pulver und Blei fehlte, so ging ein Kampf mit Steinen los, die das ganze Ufer bedeckten. Die Weiber und Kinder warfen Sand in die Luft, um auf diese Weise Verstärkung herbei zu rufen, und schrien fürchterlich. Wir wehrten uns mit Steinen; allein diese Gegner waren uns bei weitem überlegen, und als wir uns nach der Schaluppe zurückzogen, fanden wir dieselbe ganz mit Wasser angefüllt. Vergebens versuchten wir, sie auszuschöpfen. Zwei geübte Schwimmer warfen sich ins Meer und schwammen an die Brigg; sechs andere vertrauten sich der Schaluppe an und wurden von den zwei ersten an einem Seile durch die Brandung glücklich zur Brigg gezogen. Wir sechs übrigen blieben am Ufer. Die Mauren ließen uns jetzt in Ruhe, sie bemächtigten sich unserer geretteten Sachen und luden uns durch Zeichen wieder zu sich ein. Ohne Aussichten auf eine andere Rettung ergaben wir uns jetzt auf Gnade oder Ungnade, und wurden, zum Empfange unsers Geldes, unserer Uhren und sonstiger Kostbarkeiten beraubt. Ich verlor dabei 3 bis 400 Thaler, rettete aber einige Kostbarkeiten. Unsere Gefährten beim Schiffe waren indessen eiligst be-

müht, die Schaluppe wieder flott zu machen, um uns 6 zu retten; und ruderten endlich auf uns zu; allein die Araber stürzten uns zuvor ans Ufer, um sich der Schaluppe zu bemächtigen. Unsere Gefährten mußten deßhalb zurückkehren, steckten bald darauf ein Segel vom Wrack auf ihre Schaluppe und segelten nach den kanarischen Inseln. So waren wir von ihnen, vom Wrack und von allen, die uns am Herzen in Europa und Amerika hingen, getrennt und lagen in ganz durchnäßten Kleidern auf dem Strande, worin zwei Wüsten, die Wasserwüste und die Sandwüste sich begrüßen, und befanden uns in dieser elenden Lage unter der Herrschaft von Halbwilden, deren Herz noch leerer zu seyn schien, als ihre Wüste. Die kalte Nacht war uns höchst unangenehm, wir kauerten uns zusammen und wurden in unglücklichen Träumen öfters durch wachende Araber erschreckt, welche ihre Gewehre über uns abfeuerten.

Der Sturm vermehrte sich und brachte die Brigg dem Lande immer näher, so daß die Araber es wagten, die höchsten Klippenstellen aussuchend, sich ihr zu nähern. Sie erreichten wirklich dieselbe und fingen nun an, sich alles dessen zu bemächtigen, was sie fanden. Die Weiber machten bald aus dem Segeltuch Zelte; denn nur Fairry hatte ein Zelt. Dieser Fairry, dem wir als Sklaven jetzt anzugehören schienen, hatte eine häßliche zänkische Frau

und 5 kleine Kinder, welche uns auf allerlei Weise mit Zwicken, Anspeien und Wegnehmen der Nahrungsmittel, die man uns gab, plagten. Nur die älteste Tochter machte mit dem ältesten Bruder eine Ausnahme. Auffallend war es, daß die Weiber uns viel weniger Mitleid bewiesen, als die Männer. Unsere Sklavendienste gingen bald an. Der Lieutenant Chalumeau mußte aus einem entfernten Brunnen Wasser holen und wir Andern das Kochen besorgen. Wir rührten willig den Brei, welchen wir aus Mehl, Wasser und Butter kochten. Plötzlich kam aber Fairry's Tochter gelaufen und schrie in großer Angst Monslemim. Alles fing nun an zu schreien, die Männer kehrten vom Wrack zurück und bald kamen auch zwei Männer auf Kameelen daher. Wir erwarteten nun einen Kampf, wodurch wir vielleicht einem andern Herren zufielen; allein die Ankommenden waren Freunde von unserm Herrscher, und gingen mit demselben auf das Wrack, wobei wir sie dieß Mal begleiten mußten, um ihnen die Kleinodien zu zeigen. Hr. Mexia, ein portugiesischer Geistlicher, der, weil ihm so übel war, am Strande liegen blieb, ward von den Weibern gemißhandelt, weil sie glaubten, er wolle aus bösem Willen nicht mit aufs Schiff gehen. Nachdem wir lange auf dem Wrack mit Goldsuchen gequält waren, schafften wir die Vorräthe von Mehl und an-

deren Sachen ans Land. Die kalte Nacht war wieder schauderhaft und den folgenden Tag mußten wir von Neuem das Schiff leeren; und auch die häßlichen Weiber und Mädchen auf unsern Schultern dahin tragen, damit sie ihre Neugierde befriedigten. Oft fiel ich, von der Sonnenhitze am Tage betäubt, bei schwerer ungewohnter Arbeit nieder, das Geschrei der Weiber aber brachte mich wieder zur Besinnung; „Noth lehrt auch arbeiten und was ertragen.“ —

Am Abend des zweiten Tages befahl mir ein Araber, ihm zu folgen und führte mich 50 Schritte vom Lager zu einer Art Bank, worauf 3 Schwerter lagen. Ich mußte daselbst knieen und ein anderer hielt ein Pistol an meinen Hinterkopf. Zum Sterben bereit, machte ich nicht die leiseste Bewegung, allein ich mußte wieder zum Lager zurückkehren. Die Nacht träumte ich von den Meinigen in Paris, und erwachte aus der glücklichen Täuschung zu der traurigen Gegenwart.

Welch ein Loos war über uns gekommen! — Hr. Mexia, ein gelehrter portugiesischer Geistlicher, 60 Jahr alt, der nur in den gebildetsten Kreisen gelebt hatte, war nun ein Sklave der rohesten Menschen. Hr. Scheult, der Schiffshauptmann, trauerte über die Trennung von einer Frau und einem Kinde, und trug außerdem noch das unangenehme

Gefühl in sich, der Urheber von unsern Leiden zu seyn. Hr. Souza, ein anderer Schiffshauptmann hatte 40 Jahr die See befahren und besaß zu Nantes in Frankreich eine zahlreiche Familie, deren einzige Stütze er war. Hr. Chalumeau, der Schiffslieutenant, hatte noch keine Familie und war in dieser Beziehung jetzt der Glücklichste unter uns. Der Matrose Affilee, unser sechste Mann, konnte nie ohne Thränen im Auge an seine, ohne alles Vermögen zurückgelassene, Frau denken. Was soll ich noch von mir sagen, da ich außer vielen Freunden, eine innig von mir geliebte Familie besaß, die, wenn sie mein Unglück erfuhr, in die tiefste Trauer kommen mußte. — — —

Acht sehr traurige Tage brachten wir mit der Herbeiholung der Sachen vom Wrack zu und nährten uns größten Theils von Muschelthieren. Alle Abende wurden die herbeigeschafften Sachen von unserm Gebieter unter Fairry's Vorsitz vertheilt und dann zur Sicherheit vergraben. Nur der Wein vom Schiffe war unsere einzige Erquickung, weil den unsere Gebieter als Muhamedaner nicht mochten. Alle übrigen Schiffsvorräthe behielten sie für sich. Wie hatte sich doch jetzt der Werth der Dinge verändert! Wasser erhielten wir nicht, weil es ein Schatz in der Wüste ist, wohl aber Wein. Mit der größten Habgier suchten unsere Herrscher nach

Mehl, Butter und Rindfleisch, während wohl für 5000 Thaler Spitzen im Sande herumgeschleppt und nur zum Säcke zu binden gebraucht wurden. Am allerwunderlichsten nahm es sich aus, als unsere Unholde eine Kiste mit Pariser Damenskleidern, nach der neuesten Mode gemacht, fanden und weil sie leicht waren, sich ohne Weiteres darin kleideten.

Den 10. Junius erblickten wir beim Sonnenaufgange mehrere Beduinenhaufen am östlichen Gesichtskreise. Ihre Waffen glänzten im Sonnenscheine, und auf ihren Eilkameelen brauchten sie nur wenig Zeit, uns zu erreichen. Es waren 10 bis 12 Haufen, jeder aus 12 Mann gebildet. Bald knieten neben uns die Kameele und von jedem stiegen 3 Reiter ab, von edler Gestalt und Haltung. Es waren Monslemims, und sie wurden von unsern Gebietern mit einer Art von Ehrfurcht aufgenommen. Wahrscheinlich unterließen sie die Waffen zu versuchen, weil die Scharen zu groß waren, oder weil sie schon ¼ der Schiffsladung geborgen hatten, und daher das Uebrige den stärkern Monslemims überlassen konnten.

Als der ganze Haufe der neuen Ankömmlinge versammelt war, trat das Oberhaupt, Sidy Hamet mit dem Ausruf: „Groß ist Gott" hervor, worauf sich alle seine Genossen nieder warfen und mit Sand abrieben. Nach dieser Reinigung sagte er

mit wohlklingender Stimme ein Gebet her und Alle beteten inbrünstig mit. Wir erwarteten daraus eine gute Behandlung. Aber was ist der Mensch! Jetzt bittet er, „und vergib uns unsre Schuld,“ und darauf quält er seine Mitmenschen. Die fertigen Beter fielen bald über uns her, um das, was uns längst Ausgeplünderten etwa noch übrig geblieben sei, uns auch noch zu nehmen. Doch hielt sie Sidy Hamet von ihrem bösen Beginnen ab. Unsere alten Gebieter beeiferten sich, diesem Manne allerlei Beweise von Ehrfurcht zu geben. Er erhielt außer einem ansehnlichen Theil von der Beute noch besondere Geschenke, als Uhren und Ferngläser. Doch wurden unsere alten Herren durch die Monslemims von dem Wrack ganz entfernt, weil sie, als die stärkern Herren es als ihr Eigenthum betrachteten. Sie fanden noch 5000 Flaschen Wein im untern Raum, die sie gleichgiltig liegen ließen. Nachdem sie noch genommen, was ihnen gut dünkte, mußten wir auf ihren Befehl das Wrack anzünden, damit sie noch das Eisen und Kupfer erhielten. Mit Thränen in den Augen sahen wir dem Brande des Schiffes zu. Als ich aber so in großer Wehmuth am Strande lag, setzte sich Hr. Chalumeau zu mir, und sagte mit großer Bewegung: „Reden Sie nicht und lassen Sie kein Staunen erblicken; aber sehen Sie, dort kommt ein Schiff auf

uns zu!“ — Hastig blickte ich auf und sah durch die Rauchsäulen des Wracks wirklich ein Schiff. Die Hoffnung zu unserer Rettung ward jetzt groß. Wir dachten, unsere Genossen im Boot hätten ein Schiff angetroffen und dieß vermocht, zu unserer Rettung herbei zu eilen. Aber bald änderte das Schiff seinen Lauf, entschwand unsern Blicken; und unsere freudige Hoffnung war dahin.

Trotz unserer traurigen Lage unterließen wir nicht, hin und wieder zu scherzen, denn das heitere Wesen verläßt den Franzosen auch im Leiden nicht; allein desto tiefer griff hernach der Schmerz in uns ein. So wurde Chalumeau bisweilen von uns damit geneckt, er solle Fairry's Tochter Moheleda heirathen, sich zum Häuptling unserer Gebieter aufschwingen und so uns und sich retten.

Unterdessen merkten wir, daß die Monslemims und unsere Beherrscher, die Wadlims über unsern Besitz sich stritten; doch endigte sich dieser Streit zu unserm Besten. Die Wadlims hatten uns vorher unter sich getheilt, jetzt kamen wir wieder zusammen und erhielten den 17. Junius den Befehl, Sidy Hamet zu folgen. Rasch rüsteten wir uns zur Reise, aber Hr. Mexia, der 14 Tage auf derselben Stelle gelegen hatte, und ganz zu einem Gerippe zusamgeschrumpft war, konnte kaumhin aufstehen, viel-

weniger eine Reise antreten. Das Reiten auf Kameelen ward uns abgeschlagen; Sidy Hamet nahm nur 4 seiner Leute mit und verstattete uns nur, zwei Säcke mit verschimmeltem Zwieback und Mehl, so wie zwei bäuchige Flaschen mit Wein auf die Kameele zu laden. Wir nahmen von unsern bisherigen Gebietern Abschied, welche spöttisch hinter uns her lachten. Mit etwas Lumpen versehen, und jeder 2 Flaschen Wein in den Händen, traten wir, in dürftige Lumpen gehüllt, unsere Reise an, ohne zu wissen, wohin.

Auf einem Sandhügel unweit des Gestades machte Sidy Hamet Halt, um dort mehrere Gegenstände, die er nicht mitnehmen wollte, zu verscharren. Der Wind hatte bis hierher mehrere Papiere aus unserm Lager geführt, und als ich einige untersuchte, fand ich darunter mein Taufzeugniß und etliche Briefe von meinen Verwandten. Das Wiederfinden dieser Papiere schien mir ein glücklicher Vorbote meiner Rettung zu seyn. Schweigend zogen wir drauf weiter; Einer hinter dem Andern, die 3 Kameele vor uns her treibend. Unsre Herren sangen ihre Lieder. Mexia konnte nicht weiter, er warf sich traurig auf den Sand und rief uns ein Lebewohl zu. Auf unser vereintes Bitten, erlaubte es jetzt Sidy Hamet, daß der Kranke ein Kameel besteigen durfte, doch mußten wir eine große Wein-

flasche dem Thiere abnehmen und zurücklassen, damit es nicht überladen wäre.

Nach einem sechsstündigen Marsch ruhten wir und erhielten zur Nacht etwas Milch mit bitterm Wasser. Den 18. des Morgens mußten wir die Kameele beladen. Da eines darunter noch fast unberitten war, so machte es uns viele Noth, lief uns einige Mal davon und gab unsern Herrn Gelegenheit zu vielem Lachen. Um 6 Uhr brachen wir den 18. auf und kamen um 2 Uhr Nachmittags an eine tiefe Schlucht, durch zwei hohe Sandränder gebildet. Es schien ganz unmöglich herüber zu kommen. Sidy Hamet sah selbst sehr bedenklich aus, kniete aber nieder, hielt sein Gebet und suchte dann die beste Stelle zum Herabrutschen aus. Wir brauchten 3 Stunden, um uns von dem schroffen Sandrande hinunter zu winden. Wohl 12 Mal stürzten die Kameele nieder und mußten dann immer von Neuem beladen werden. Bei dem Wiederheraufsteigen auf der andern Seite gingen uns die Kräfte aus, und Sidy Hamet mußte früher Halt machen, als er wollte. Wir waren 11 Stunden im schrecklich heißen Sande gezogen und überall wund an den Füßen. Unser Schuhwerk drohte bald zu zerfallen. Wir hielten unser kärgliches Mahl am Abend und konnten wenig schlafen. Die Nacht war kühl. Fortwährend mußten wir auf unserer Hut

sein; denn einer der Monslemims machte öfters den Versuch, den Wein, womit ein Kameel beladen war, auslaufen zu lassen, um dem Thiere die Bürde zu erleichtern. Den folgenden Tag fanden wir, nachdem 5 Fuß tief der Sand weggegraben war, Wasser, und ich trank wenigstens 6 Quart. Hr. Souza ermattete an diesem Tage bis aufs Aeußerste. Sidy Hamet schenkte unsern Bitten, den Erschöpften reiten zu lassen, kein Gehör; bis endlich Hr. Souza ein Goldstück aus seinem Tragebande herausschnitt und es ihm gab. Allein kaum saß Hr. Souza auf dem Kameele, so schleuderte ihn das Thier herunter, und wir mußten ihn anbinden.

Den folgenden Tag wanderten wir an der Küste, immer nördlicher und fanden viele Trümmer von gescheiterten Schiffen. Wir hatten einen weit bessern Weg, als die vorigen Tage und waren auch etwas durch ein Seebad erquickt. Wir mußten durch einige tiefe Schluchten, die früher Flüsse oder Meeresarme gewesen zu seyn schienen, unter vielen Anstrengungen, gehen, und trafen in einigen sehr schönes weißes Salz, von dem Sidy Hamet erzählte, daß man es bis nach Timbuktu führe. Den nächsten Tag hatten wir, nach einem außerordentlichen Marsch, das Land der Monslemims erreicht, wie Sidy Hamet uns sagte und fanden die Gegend

ganz verändert. Ueberall wuchs grünes Gesträuch und man sah in der Ferne Bergketten. Indeß war das Gesträuch wie Wolfsmilch, die weder Nahrung noch Schatten gab, und uns im Gehen sehr hinderte. Hin und wieder wuchs eine wohlriechende Lavendelart darunter, welche von den Kameelen gefressen wurde und der Milch einen angenehmen Geschmack gibt.

Fast einen ganzen Tag suchte Sidy Hamet vergeblich das Lager seiner Leute auf. Erst den folgenden Tag ward es gefunden. Es bestand aus einigen niedrigen Zelten, die von zahlreichen Herden umgeben waren.

Die Weiber und Kinder geriethen über unsern Anblick in Furcht, wahrscheinlich hatten sie noch keine Europäer gesehen und Sidy Hamets Frau kam uns entgegen und wies uns ein Zelt an, das man für uns bereitet hatte; denn Sidy Hamet kam viel früher im Lager an, als wir. Bald drangen die Frauen und Mädchen in unser Zelt und thaten uns allen möglichen Schimpf an; sie spieen uns ins Gesicht, und wuschen sich gleich die Hände mit Speichel, wenn sie uns angerührt hatten. Auch die Männer drängten sich hinein, und setzten gleichgiltig gegen den leidenden Hr. Mexia demselben ihre Dolche auf die Brust. Ja zuletzt fing man an, uns mit Steinen zu werfen. Auf unser Ge-

schrei befreiete uns Sidy Hamet von den Peinigern, doch sah man es ihm auch an, daß er seine Freude an diesen Beleidigungen hatte. Auf seinen Befehl mußte uns eine Negerinn Speise bringen. Sie warf eine Art Gebackenes uns vor die Füße, das uns vortrefflich schmeckte, worauf wir bald einschliefen.

Den folgenden Tag erhielten wir wieder Besuche; doch schien die Wuth in bloße Neugierde bei den Besuchern sich verwandelt zu haben. Man wollte wissen, ob wir verheirathet wären, Kinder hätten, u. s. w. Dabei durchsuchten die Weiber unsere Kleider. Besonders fand mein Rock, seines seidenen Futters wegen, Liebhaber, was mich veranlaßte, dasselbe herauszureißen und es Sidy Hamets Frau zu geben. Sie nahm es gleichgiltig an und band es um den Kopf. Die Nacht darauf trat sie zu uns ins Zelt und drohete uns zu tödten, wenn wir ihr kein Geld gäben, allein sie erhielt nichts.

Das Lager Sidy Hamets bestand aus 13 Zelten. Das Seinige war das größte, und stand in der Mitte. Es lagen darin Teppiche, in den andern Zelten aber nur Matten. Einige Holzböcke trugen die Schläuche, worin die Vorräthe aufbewahrt wurden. Die Frauen spannen öfters Kameelhaare oder zerrieben Gerste zur Speise. Gegen Abend fanden sich gewöhnlich Fremde und

Reisende im Lager ein und wurden gastfrei aufgenommen. Bei Sonnenuntergang versammelte Sidy Hamet Alle zum Gebet, und darauf folgte das Nachtessen. Erst aßen die Gäste, dann die Wirthe. Unterdessen pflegten auch die Herden von der Weide zurück zu kehren, und die Ziegen und Kameelstuten von den Frauen gemelkt zu werden.

Ein uns unbekannter Araber trat eines Morgens zu uns ins Zelt und befahl Hr. Scheult und dem Matrosen Affilee ihm zu folgen. Wir widersetzten uns dieser Trennung und verhinderten sie auch durch ein Goldstück, das wir Sidy Hamet zusteckten. Daß er uns jetzt aber nicht durch und durch untersuchte, um noch die etwa vorhandenen Goldstücke zu finden, läßt sich wohl nur daraus erklären, daß er sie hätte alsdann mit seinen Genossen theilen müssen. An demselben Tage ward das Lager abgebrochen. Der Zug ging südlich; aber Sidy Hamet rüstete sich mit 2 Monslemims, 2 Kameelen und einem Pferd zu einer andern Reise nördlich, und befahl uns zu folgen.

Beim Anfang der Reise, (es war den 25. Junius) machte uns Sidy Hamet oft bemerkbar, daß von seinen Begleitern der jüngere, dem das Pferd gehörte und der mit einem Säbel bewaffnet war, sein Milchbruder und sehr gut wäre. Dieser junge Mann hieß Seid. Wir waren auf dieser Reise

eigentlich schlechter versorgt, als auf der ersten. Die Hrn. Mexia und Souza saßen auf einem Kameele, welches noch unsern ganzen Mundvorrath trug, und die einzige Hilfe, die wir auf der Reise hatten, bestand darin, daß unsere Herren bisweilen von ihren Thieren abstiegen und uns reiten ließen. Mit dem halb gezähmten Kameel hatten wir aber unsere Noth; es ging öfters mit uns durch, während wir an seinem Buckel uns zappelnd festhielten. Ganz anders ward mir dagegen zu Muthe, als Seid mir ein Mal erlaubte auf seinem Pferde eine Strecke durch die Wüste zu galoppiren. Die erste Nacht brachten wir bei dem Zelte von 6 armen Arabern zu, die uns indeß einen Topf zum Kochen liehen, so daß wir uns eine Art Kloß bereiten konnten. Den folgenden Tag kamen wir gegen Mittag zu einem Brunnen, der von unzähligen Kameelen und Ziegen umgeben war. Das Vieh trank aus ledernen Trögen, die auf hölzernen Gestellen ruhten. Araber und Neger schöpften mit ledernen Eimern das Wasser hinein.

Wir betrachteten das Drängen und Treiben am Brunnen mit neugierigen Blicken, allein leider konnten wir nie neue Bekanntschaften machen, ohne uns neuen Beleidigungen auszusetzen. Besonders ungebührlich benahmen sich die Neger gegen uns.

Hinter diesem Brunnen ließ Seid zu unserm

Kummer sein Pferd bei einigen Verwandten zurück, deren Zelte er fand. Unsere Reise ging immer nordöstlich; und nachdem wir ein großes ausgetrocknetes Flußbette durchschnitten hatten: so kamen wir in Seids Lager, wo wir ähnliche Beleidigungen, wie in Sidy Hamets Lager, zu erdulden hatten. Als wir aber uns etwas zur Ruhe eingerichtet hatten und zum Abendessen wollten, so kam eine wüthende Frau auf unser Zelt gestürzt, einen Säbel in der Hand. Schon glaubten wir, der Gegenstand ihrer Wuth zu seyn; allein sie stürzte vor uns vorbei auf eine alte Frau zu, und gab ihr derbe Hiebe auf den Kopf. Sidy Hamet legte sich bald dazwischen, und erzählte uns, daß die geschlagene Frau habe vor wenigen Tagen den Sohn der wüthenden Frau ermordet.

Kaum war die Ruhe hergestellt, so kamen zwei Reisende auf einem sehr großen Kameele an, Sidy Hamet und Seid gingen ihnen ehrfurchtsvoll entgegen, und es ergab sich bald, daß der Jüngere von ihnen, ein Mann von 34 Jahren, der Oberanführer der Monslemims sei, der Scheik Beiruk. Man breitete im Zelte einen Teppich aus, worauf er sich setzte und seine Pfeife rauchte. Ihm zur Seite lagen Dolch und Flinte, letztere aus derselben Manufaktur, woran mein Vater einen bedeutenden Antheil gehabt hatte. Er plauderte die ganze Nacht

mit seinen Höflingen, wobei wir oft der Gegenstand ihres Scherzes zu seyn schienen. Am folgenden Morgen erhandelte uns Beiruk von Sidy Hamet, wobei wir sehr genau besichtigt wurden. Wir konnten es bemerken, wie Sidy Hamet uns herausstrich, und Beiruk uns herabsetzte. Während man noch um uns handelte, rief mich Seid in sein Zelt, setzte mir seinen Säbel auf die Brust und verlangte das Geld, was ich noch hätte. Da ich mir denken konnte, es geschehe dieß ohne Beiruks Vorwissen, so ergriff ich Seids Säbel und widersetzte mich. Der Lärm, der nun entstand, zog Andere herbei, selbst Beiruk, der jetzt den Befehl ertheilte, uns aus dem Lager zu führen und genau durchzusuchen. Bei Hr. Souza entdeckte er den mit Goldstücken gefüllten Hosenträger. Sidy Hamet stieß bei Entdeckung derselben einen Wuthschrei aus, während Beiruk vor Freude schmunzelte. Wir bemerkten daran, daß wir jetzt Beiruk gehörten. Nur einen Ring von bedeutendem Werthe rettete ich. Ich verscharrte ihn eilig in Sand, und hernach trug ihn Affilee, der Matrose, 4 Monate im Munde, worin er auf der einen Seite der Backe eine Art Sack oder Tasche hatte, durch beständiges Tabakkauen entstanden.

Den andern Morgen brachen wir auf, wir Schiffbrüchigen, je zwei auf einem Kameel und muß-

ten scharf vorwärts traben. Beiruk ritt uns beständig zur Seite, während Sidy Hamet und ein anderer Araber den Nachtrab bildeten. Unser Weg ging ostwärts und Beiruk unterhielt sich etwas mit uns, so viel es ging. Er rühmte unter andern das Kameel, nannte es das Schiff der Wüste und meinte, es habe noch nie Schiffbruch gelitten.

Gegen Mittag kamen wir zuerst an eine Gegend, worin wir betretene Wege fanden. Vor uns breitete sich, als wir auf einem Hügel waren, eine große, bewohnte Ebene aus, worin wir überall große Lagerplätze erblickten. Auch sahen wir Ackerland. Die Gerste war eben eingeerntet. Hasen und Rebhühner störten wir viele auf, und wenigstens alle 5 Minuten begegneten uns Leute, einige auf Kameelen, die meisten aber auf kleinen muthigen Pferden. Einige belachten, Andere beschimpften uns. Mit großer Mühe drängten wir uns durch Tausende von Vieh zu einem Brunnen durch, nach dessen Wasser wir und unser Vieh außerordentlich schmachteten. Kaum vermochte Beiruks Gegenwart uns gegen die Beschimpfungen der Neger zu sichern, welche das Vieh hüteten.

Gegen Abend kamen wir in einer Art Meierei an, welche Beiruk gehörte. Wir übernachteten daselbst und erfuhren von Beiruk, daß wir den fol-

genden Tag in seine Stadt kommen und dort eine Zeit lang verweilen würden.

Am andern Morgen, es war den 21. Julius, erhielten wir frische Lastthiere. Der Scheik setzte sich mit Scheult auf ein Maulthier, Hr. Mexia und ich bestiegen ein anderes, und unsre übrigen 3 Genossen kauerten auf einem ungeheuren Kameele. Sidy Hamet und ein Vertrauter von ihm begleiteten uns auch ferner und gaben uns durch ihr höhnisches Lächeln fortwährend zu erkennen, daß sie uns übel wollten, was uns oft großen Kummer verursachte. Wir kamen wieder durch eine öde, steinige Gegend, und sahen von einer Anhöhe Beiruk's Stadt und dahinter eine Bergkette, unten mit Palmbäumen bekleidet. Nahe bei der Stadt erblickten wir links einen Teich, worin 20 Neger sich badeten. Rechts sahen wir einige Gärten und Palmpflanzungen. An der halb verfallnen Stadtmauer lagen viele Einwohner nachlässig hingestreckt, ergriffen bei unserer Ankunft die Waffen und umzingelten uns. Die Häuser der Stadt waren schlechte Erdhütten, woraus Alles aus Neugierde zu uns herbei strömte. Beiruk ließ uns hier in eine seiner Wohnungen führen, eine Art Erdkerker, wogegen manche Gefängnisse in Europa Paläste sind.

Zweite Fahrt.

Von Widnun bis Mogadore.

Die Stadt, worin wir uns befanden, war keine andere, als Widnun — ein von 800 Menschen bewohnter Flecken, worin ein fortwährender Markt gehalten wird. Es führte darin Beiruks Bruder Ibrahim den Oberbefehl. Unter den Arabern, die wir in Ibrahims Hof, der sein Fremdenzimmer war, bemerkten, zeichnete sich Einer, Namens Hamar, dadurch aus, daß er gemüthlichen Antheil an unserm traurigen Loose nahm. Er war in Tetuan geboren und hatte also Gelegenheit gehabt, mehrere Europäer kennen und vielleicht darunter einige schätzen zu lernen. Zum Glück für uns ward er unser Aufseher. Er ging mit uns an einen Teich, worin wir uns, was wir so lange entbehrt hatten, badeten; schützte uns gegen Beleidigungen und führte uns auch in die Gärten des Scheik Ibrahim, worin wir Mais, Tabak, Feigen und Granaten fanden. Die Gärten wurden künstlich bewässert und erquickten uns außerordentlich in diesen wüsten Gegenden. Auf der Nordseite der Stadt war der Marktplatz. An 3000 bewaffnete Leute durchkreuzten sich darauf in allen Richtungen. Wir woll-

ten es wagen, unter Hamars Schutz diesen Markt zu betreten, aber bald verließen alle Leute ihre Geschäfte und drängten sich schreiend an uns heran. Manche stießen uns mit Flintenkolben, oder richteten die Flintenläufe auf uns, so daß wir uns bald entfernen mußten.

Unsere Lage in Widnun war traurig, und was aus uns werden würde, wußten wir gar nicht. Tagtäglich quälte man uns um Arzeneien, und um nur in etwas die Leute zu befriedigen, verordneten wir Kameelmilch und machten auch aus derselben und Mehl ein Pflaster für Wunden. An Nahrungsmitteln litten wir gerade keine Noth; zu Mittag erhielten wir Nudeln von Gerstenmehl mit Oel oder Honig, und zur Nacht eine Mehlspeise mit Fleischbrühe. Nur die elende, schmutzige, von Ungeziefer belebte Wohnung war uns schrecklich.

Am dritten Tage nach unsrer Ankunft in Widnun kam ein Häuptling zu uns, der viel von Mogadore im Marokkischen sprach, und dem es nicht unbekannt zu seyn schien, daß dort unsere europäischen Mächte ihre Agenten hätten. Wir baten deßhalb jetzt Beiruk, daß wir dorthin schreiben dürften, weil man dann gewiß für uns den höchsten Preis, ein gutes Lösegeld, erhielte. Hr. Mexia, der sich erinnerte, daß ein portugiesischer Consul dort sei, schrieb mit einem Bleistift auf ein klein

Stückchen Papier an denselben, und ich schrieb an den englischen Consul, bemerkend, daß es mir unbekannt sei, ob auch ein französischer Consul sich dort befände. Beiruk nahm die Briefe mit spöttischem Lächeln an und wir erfuhren, daß, da die Entfernung nur 70 deutsche Meilen sei, eine Antwort in 10 Tagen kommen könnte. Aber es kam keine Antwort und unsere Behandlung ward mit jedem Tage schlechter. Die Kost konnten wir zuletzt fast gar nicht mehr essen und dabei ließ man uns selbst ein Mal einen ganzen Tag hungern. Den Tag darauf führte Beiruk einige Juden zu uns, welche uns genau betrachteten. Wir schlossen daraus, daß wir sollten verkauft und gar vielleicht in das scheußliche Raubnest Algier gebracht werden. Hr. Chalumeau, der bisher der standhafteste von uns allen gewesen war, nahm sich diesen Gedanken so zu Sinne, daß er plötzlich, stier auf die Araber starrend, einen furchtbaren Schrei ausstieß und in ein Rasen verfiel. Dieser Auftritt schien selbst Beiruk zu rühren, er schickte uns eine Schöpsenkeule, das zweite Stück Fleisch, das wir in Widnun erhielten. Affilee lieh sich einen Topf und kochte es. Chalumeau's Zustand ward aber immer schrecklicher; er stieß mit dem Kopf an die Wand, und wir mußten ihn zuletzt binden. Mexia und Souza waren auch noch immer krank.

Als ich mich am 19. Julius mit Scheult und dem treuen Assilee über unser trauriges Loos, und über die Noth unsrer kranken Gefährten unterhielt (es war des Morgens um 10 Uhr), so kam ein mit Schweiß und Staub bedeckter Araber in den Hof und übergab Beiruk drei Briefe. Den einen behielt derselbe für sich, den zweiten gab er einem neben ihm stehenden Juden und da er die Aufschrift auf dem dritten nicht lesen konnte, so rief er mich herbei. — O welch' eine Freude! — Der Brief war in meiner Muttersprache an mich geschrieben. Unser freudiges Jauchzen drang in den Kerker, Mexia und Souza vergaßen ihre Schmerzen und schleppten sich zu uns. — Der Brief war von dem französischen Consul in Mogadore, Hrn. Cassaccia, dem der englische mein Schreiben übergeben hatte. Er schrieb darin, daß er unsertwegen an den französischen und portugiesischen General-Consul in Tanger geschrieben, aber vorläufig schon Vollmacht zu unsrer Auslösung gegeben habe, und empfahl uns Geduld und Vorsicht; vorzüglich aber rieth er, Beiruk von der Auslösung noch nichts zu sagen, sondern nur zu äußern, daß unsertwegen nach Tanger geschrieben sei.

Der Jude, an den der zweite Brief gerichtet war, hieß Amenahem. Er näherte sich uns, als Beiruk weggegangen war, mit geheimnißvoller

Miene und eröffnete uns, daß ihn der französische Consul mit unsrer Loskaufnng beauftragt habe.

Die günstige Wendung unsers Schicksals ließ uns bald alle Leiden vergessen. Leider kam sie für Hr. Chalumeau zu spät. Trotz aller Mühe konnte ich ihm das Vorgefallene nicht in die Seele bringen. Er kannte mich selbst nicht mehr; und sein Rasen ging bald in ein zerstörendes Fieber über. Hierdurch und durch die nähere Erklärung Amenahems, daß sich unsere Befreiung wohl noch 2 Monate verschieben würde, wurden wir wieder tief gebeugt. Sonst nahm sich Amenahem unsrer an. Er ließ uns etwas Fleisch kochen, theilte uns von seinem Brote mit, und kochte uns sogar Thee.

Da es mir unmöglich schien, daß wir noch 2 Monate in unsrer elenden Lage aushalten würden, so schrieb ich des Nachts einen Brief an Hr. Casaccia, schilderte ihm unsre elende Lage und verpflichtete mich, ihm alle für uns gemachten Auslagen wieder zu erstatten, weßhalb er auf keine Antwort von Tanger warten, sondern bestimmten Auftrag zu unsrer Auslösung eiligst geben möchte. Amenahem besorgte durch einen andern Juden diesen Brief und schied dann selbst auf einige Tage von uns.

Die Zeit des Fastenmonats war jetzt abgelaufen, und es wurden nun in Widnun große Feste

veranstaltet, besonders vieles Wettreiten. Hr. Scheult und ich sahen diesen Spielen ein Wenig zu und mußten die Geschicklichkeit der Araber bewundern. Die allgemeine Freude stimmte uns aber zu desto größrer Traurigkeit. Es erreichte Chalumeau's Krankheit auch in diesen Tagen den höchsten Grad. Nie werde ich den Tag vergessen, der seinem Todestage vorherging. Ein schwacher Morgenschimmer fing an in unsrer Wohnung zu dämmern, als wir unsern kranken guten Chalumeau neben Hrn. Mexia knien sahen. Seine fürchterlichen Qualen hatten ein wenig nachgelassen und er war zu einiger Besinnung gekommen. Seit 6 Tagen hatte er kein Wort gesprochen. Jetzt sagte er zu Hr. Mexia, wohl an dessen geistlichen Stand denkend und dennoch verwirrt: „wenn ich denn sterben muß, so sagen Sie mir, welches Todes ich sterben soll!“ — Aber ach, der gute Mexia konnte ihm auch nicht antworten, denn der lag selbst besinnungslos darnieder und kaum war Chalumeau verschieden, als uns Beiruk auf die härteste Weise befahl, ihn zu begraben, hinzufügend: „ihr seid nicht die ersten Europäer, die in Widnun begraben worden sind.“ —

Nach langen Bitten vermochten wir einen Neger, uns beim Begräbniß zu helfen, da wir unser drei nur fähig waren, den Kerker zu verlassen. Hamar zog vor uns her, uns Bahn durch die Menge

machend. Wir drei Europäer trugen, in Verbindung mit einem Neger, weinend unsern Mitbruder. Das umstehende Volk machte ein Hohngelächter. Große Mattigkeit nöthigte uns jeden Augenblick anzuhalten. An den Stricken, womit wir unsern irren Mitbruder beim Leben hatten binden müssen, zogen wir ihn mehr, als wir ihn trugen, zu Grabe. Endlich erreichten wir den Christen-Kirchhof, auf dem wir über 50 Steinhaufen als Grabzeichen erblickten. Wir gruben selbst das Grab, beerdigten unsern Mitbruder, beteten mitten unter Muhamedanern unser christliches Vaterunser, blickten seufzend zu dem Vater im Himmel, benetzten das Grab mit Thränen und kehrten dann betrübt zurück.

Bei unsrer Rückkehr fanden wir Sidy Hamet eben beschäftigt das Geld zu zählen, das Beiruk ihm für uns gegeben hatte, worauf er abreiste. — Jetzt verlebten wir einen Tag nach dem andern in gleicher Trauer, ohne Kunde von unsrer Auslösung zu erhalten, und wurden ganz elend gehalten und behandelt. Oft plagte uns der wüthendste Hunger. Das, was wir erhielten, waren Nudeln, halb Stroh halb Mehl, mit unreifen Datteln gefettet. Oft entwendeten wir den neben uns stehenden Maulthieren die Gerste und schlangen sie herunter.

Der Scheik Beiruk suchte uns zu vermeiden. Ein Mal aber gelang es mir, ihn bei seiner Haus-

thüre zu treffen, und ich machte ihm sogleich derbe Vorwürfe über unsre Behandlung, worüber er in Wuth gerieth und dabei sagte: „wenn ihr sterbt, wird man euch begraben; dann ist es Gottes Wille." Bald nach diesem Auftritt schickte er mir aber ein Stück Kameelfleisch und ließ mir durch Hamar sagen, ich solle in seinen Garten zu ihm kommen. Ganz freundlich lud er mich ein, daselbst mit ihm und seinen Söhnen Weinbeeren an dem Rebengeländer zu essen, und sogar einige Trauben für meine Gefährten mitzunehmen, die sich an diesem köstlichem Labsal sehr erquickten. Nie habe ich saftigere und wohlschmeckendere Weinbeeren gegessen, als die zu Widnun. Noch an demselben Tage erhielten wir auch die Erlaubniß, Ibrahims Gärten zu besuchen und indianische Feigen dort zu essen. Diese letzte Einladung verdankten wir dem Umstand, daß wir eine Repetiruhr wieder in den Stand gesetzt hatten.

Unser Loos ward jedoch immer trauriger. Schon warteten wir 36 Tage auf Nachrichten von Mogadore. Bald brachte uns Dieser bald Jener eine günstige Nachricht, aber Beiruk erzählte dagegen, die Pest wüthe im marokkischen Reich und alle Christen hätten sich entfernt, es sei also an unsre Auslösung nicht zu denken, und er würde uns arbeiten lassen, da er nicht länger Lust habe,

uns umsonst zu ernähren. Und welche Arbeit stand uns dann bevor? — Hamar erzählte uns, daß man habe Christensklaven, die nicht ausgelöst wären, mit Pferden und Maulthieren zusammengebunden, um in der schrecklichsten Hitze Gerste aus den Aehren zu treten, und daß man sie habe mit Stöcken durch Neger antreiben lassen, wobei einer ohne Weiteres von seinem Treiber erstochen sei.

Beiruk änderte sein Verfahren gegen uns auch ab, indem er uns gar nichts mehr zu essen gab. Mexia hatte eine Halsbinde gerettet und Scheult eine silberne Schnalle; beide Kleinigkeiten verkauften wir jetzt, um uns einige Lebensmittel anzuschaffen. Auch gingen wir täglich in den Gärten umher und flehten die Gärtner darin um einige Früchte an. Manche mitleidige Seelen warfen uns auch welche zu, besonders ein alter Neger.

Den 5. September hatte ich aber ohne allen Erfolg eine Gartenwanderung gemacht und ging traurig nach Hause. Als ich in den Hof trat, stand plötzlich der 40 Tage heiß erwartete Amenahem vor mir und sah mich stumm und lächelnd an. Bald überreichten mir meine Gefährten 2 an mich gerichtete Briefe, die sie, um auch in der größten Noth Sitte und Brauch nicht zu verletzen, ungeöffnet bis zu meiner Ankunft hatten liegen lassen, obgleich sie die Entscheidung ihres Looses enthielten.

Sie hatten schon über eine Viertelstunde mit großer Sehnsucht auf mich gewartet. Ich las den einen Brief und ward stumm vor Freude. Hr. Scheult nahm ihn darauf und las allen mit vernehmlicher Stimme vor:

Mogadore, den 27. August 1819.

An Hr. Cochelet zu Widnun.

Ich mache Ihnen hierdurch bekannt, daß in Ihren Angelegenheiten an die beiden Generalconsuln, den französischen und portugiesischen, Hr. Sourdeau und Calaco an dem Hofe zu Marokko berichtet und darauf von dem Könige von Marokko dem Befehlshaber der Landschaft Sus (zu Tarodant) der Befehl gegeben ist, Sie zu jedem Preise los zu kaufen. So eben ist mir das königliche Schreiben zugegangen und ich sende es jetzt an den Befehlshaber von Sus. Zugleich gebe ich jetzt meinem Beauftragten in Widnun die Anweisung, das Geschäft Ihrer Loskaufung jetzt fallen zu lassen, wenn es nicht schon beendigt seyn sollte.

In der Hoffnung, Sie bald umarmen zu können ꝛc.

Casaccia.

Wir fielen uns jetzt Alle wechselseitig um den Hals, drückten uns die Hände und waren fast

wahnsinnig vor Freude. Amenahem ermahnte uns aber uns zu mäßigen, damit Beiruk nichts davon merke. Der zweite Brief des Hr. Casaccia war von einem frühern Datum, und erhielt noch nichts von unsrer Befreiung, sondern schärfte uns nur Vorsicht in dem Betragen gegen Beiruk ein. Amenahem gab mir noch einige kleine Geldstücke und reiste dann wieder ab. Er hatte die Reise von seinem Aufenthaltsorte zu uns dadurch unverdächtig gemacht, daß er für Beiruk Thee und Zucker mitbrachte.

Da Tarodant nur drei Tagereisen von Widnun entfernt ist, so erwarteten wir bald Hilfe, allein es vergingen vier Tage, das wenige Geld, was uns Amenahem gegeben, war verbraucht, und Beiruk ward finsterer denn je. Er erklärte von Neuem, wir müßten arbeiten, worauf ich noch um 3 Tage Verschub bat, die er denn auch zugestand. Um Mittag des dritten Tages kam auch die Hilfe. Ibrahim trat heitern Blickes zu uns und sagte, daß 2 Abgeordnete des Herrschers von Marokko unser in seiner Wohnung erwarteten. Scheult und ich folgten ihm, uns sehr zusammennehmend, daß Ibrahim nichts davon in unsern Gesichtern bemerkte, daß wir von diesen Sachen schon etwas wüßten. Ibrahim bewohnte ein thurmähnliches Gebäude, worin wir die gut gekleideten Abgeordneten aus Tarodant antrafen, in einem kleinen Zim-

mer auf einem Teppich sitzend, und mit einem Rosenkranz spielend. Sie kündigten uns freundlich an, daß ihr Herrscher unsre Befreiung beschlossen, wofür wir Zeit Lebens dankbar seyn müßten, während Beiruk, in sich gekehrt, eine finstre Miene machte. Darauf ging ein heftiges Toben und Streiten an, worüber wir uns entfernten. Es drehte sich um die Festsetzung des Kaufpreises. Besonders zankten die beiden Brüder mit einander, und die Abgeordneten suchten sie zu beruhigen. Jeder hatte bei dem Streit in der einen Hand eine Flinte, in der andern eine Tasse Thee. Den folgenden Tag schickte man 3 Leute nach Tarodant, um dort die Summe zu erheben, und der Vertrag war so gemacht, daß wir erst fortreisen durften, nachdem die Nachricht von der Auszahlung des Geldes angekommen wäre.

Unser Loos blieb äußerlich dasselbe. Beiruk war darüber aufgebracht, daß der König uns losgekauft, weil er gegen ihn, aus gewissen nachbarlichen Handelsrücksichten, den Preis weniger willkürlich festsetzen konnte als gegen einen andern; und er zürnte deßhalb nicht wenig auf uns, die wir von Tage zu Tage immer elender wurden. Es fehlte uns noch immer an Allem*) In der

*) Hr. Casaccia scheint doch schlecht gesorgt zu haben, schon durch Amenahem, mehr aber noch durch die beiden

großen Noth nahm sich Hamar unsrer an und steckte mir heimlich 3 Piaster zu. Er erbot sich auch, da er seines Lebens in Widnun überdrüssig war, mich nach Europa zu begleiten, welchen Vorschlag ich annahm. Durch Hamars Unterstützung gelangten wir wieder etwas zu Kräften und konnten der nahen Reise mit mehr Muth entgegen sehn. Selbst auf Mexia und Souza hatten die bessern Speisen einen wohlthätigen Einfluß; ja der erstere fing an, von seiner zweimonatlichen Niederlage sich emporzuheben. Wir sahen aber alle so aus, daß wir uns hätten vor uns selbst unter einander fürchten mögen, wir glichen wahren Todtengerippen mit einem viermonatlichen Barte.

Zehn lange Tage vergingen und noch war die Nachricht von der Auszahlung des Lösegeldes nicht da.

Zwei Erscheinungen kurz hinter einander brachten einige Abwechselung in unser sehnsuchtsvolles Warteleben. Den 24. Septbr. entstand, nach einem drückend heißen Südwinde ein großes Lärmen in der Stadt. Die Leute liefen in Angst umher, machten überall Feuer an und schrieen furchtbar. Bald sahen wir den ganzen Himmel von Heuschrek-

marokkischen Gesandten hätte er den Unglücklichen wohl einige Geldmittel können zukommen lassen. Vielleicht aber hatte dieß andere Bedenklichkeiten.

ken-Wolken verdunkelt, welche in einer Stunde alles Grün zu vertilgen drohten. Viele Heuschrekken stürzten auch nieder; aber die Feuer, der Rauch und das Schreien trieb alle wieder auf und die Plage ging glücklich vorüber. Die Freude darüber war sehr groß. Die Nacht darauf kam ein starkes Gewitter und am Morgen war das dürre Strombette bei der Stadt in einen starken Fluß verwandelt. Jubelnd zog die ganze Volksmasse zu dem Wasser und viele sprangen in die seichten Stellen hinein.

Selbst Beiruk schien sehr heiter über diese beiden Naturbegebenheiten geworden zu seyn; setzte sich wieder auf den Hof, was er lange nicht gethan, ließ mich zu sich rufen und eröffnete mir einen Handelsplan zwischen den Europäern und freien Mauren, mit der Erklärung, er wolle in der Gegend, wo wir gescheitert wären, einen Thurm an der Küste bauen, ganz ehrlich hinzu setzend, er könne dann auch besser die Schiffbrüche benutzen.

Den 28. Septbr. kamen 5 Boten mit unserm Lösegelde aus Tarodant an und Beiruk versicherte uns, wir würden den folgenden Tag abreisen können. Mit den Boten war zugleich zu ihrer Sicherheit Abdallah, der Sohn Sidi Ischems, gekommen, der die Länder zwischen Widnun und Ta-

rodant beherrscht. Es war ein junger Mann von sanftem Ansehn.

Den folgenden Morgen, nachdem Hamar noch 20 Piaster an Beiruk für mich gezahlt, welche Summe ich früher ihm versprochen hatte, als er uns zur Arbeit zwingen wollte; kehrten wir Widnun den Rücken. Unser Zug bot das Bild des tiefsten Elendes neben morgenländischer Pracht dar. Wir 5 Menschengerippe in Lumpen gehüllt, saßen auf Packkameelen, unsere wohlgenährten Führer trabten, gut gekleidet, auf den schönsten Pferden neben uns her. Links und rechts sahen wir auf unserm sehr betretnen Wege Dörfer liegen, die zum Theil menschenleer standen, weil die Pest hier gehaust hatte. Wir kamen auch selbst durch einige Ortschaften und zogen dann zwischen hohen Bergen weiter. Unser Nachtlager schlugen wir unter einem großen Arganbaume*) auf. Unsere Begleiter gaben uns hinlängliches Essen und auch Decken gegen die kalte Nachtluft. Den folgenden Tag kamen wir auf eine Berghöhe, wo wir die Ueberreste einer alten portugiesischen Festung fanden. Die Ueberreste einer andern sahen wir späterhin. Dahinter kamen wir durch ein schönes Dorf von 50 Häusern, die theils auf einem Berggipfel, theils in

*) Theil 10 Seite 240.

der Ebene umher lagen und von Palmbäumen und Feigenbäumen umkränzt waren. Ein schöner frischer Bach schlängelte sich durch die Gärten. Dahinter kamen wir, aber erst in der Nacht, nach Sidy Jschems Stadt Talent, wo es uns sehr gut ging. Der Fürst ließ uns sogleich zu sich kommen, wir mußten zuerst mit ihm einen sehr schönen Thee trinken, der mit allerlei Gewürzen versetzt war, bekamen dann eine Mehlspeise und zuletzt holte Sidy Jschem mit eignen Händen aus einer benachbarten Kammer einen Topf mit Honig, um uns etwas zu Gute zu thun. Darauf zeigte mir der freundliche Wirth eine schöne Flinte, die er von dem englischen Consul in Tarodant erhalten, weil er sich bei Loskaufung von englischen Matrosen sehr gut gegen dieselben benommen hatte. Den folgenden Tag ließ er uns seine Pferde vorführen. Für eins, das sehr gut in der Wüste aushält, hatte er öfters 2000 Piaster ausgeschlagen, obgleich es nur schlecht aussah. Es ward an diesem Tage ein Fest in der Nachbarschaft der Stadt mit Pferderennen gefeiert; wir aber ruhten uns aus. An demselben Tage kam Amenahem wieder zu uns und überbrachte mir Briefe von Casaccia und Sourdeau, wovon der des Letzteren mit vieler Theilnahme geschrieben war. Es hieß unter andern darin: „Vertrauen Sie auf die unendliche Güte Gottes; Er wird Ihnen aus der

unglücklichen Lage helfen. Mir ist es die angenehmste Obliegenheit, dabei ein Werkzeug in Gottes Hand zu seyn. Haben Sie Gottvertrauen und Muth! Ich weiß, Sie bedürfen das unter solchen Leuten, worunter Sie sich befinden." — Hr. Sourdeau gab mir viele Rathschläge über die Reise, besonders auch den, von Mogadore nicht zu Lande, sondern zu Wasser zu reisen. Amenahem unterrichtete mich darauf über Sidy Ischem's veränderliches Wesen und wie wir uns wohl bei ihm in Acht zu nehmen hätten; da er selbst auf den heitersten Festen habe einige seiner Gäste hinrichten lassen, daß er Schätze von Sklaven vermauern lasse und diese hernach tödte, damit der Ort nicht verrathen würde und daß er dem König von Marokko, um ihm zu beweisen, er sei seines Gleichen, habe 500 Sklaven, eben so viel Kameele und eben so viel Pferde geschickt.

Als wir am 2. Oct. des Morgens um 6 Uhr Anstalten zur Weiterreise machten, erklärte Hr. Mexia, daß es ihm unmöglich sei, uns länger zu begleiten. Ich bat unsre Bedeckung deßhalb, noch einen Tag zu verweilen. Als er aber auch am folgenden Tage sich weigerte, mitzureisen, weil sein Schmerz noch nicht im Mindesten nachgelassen hätte: so setzten ihn unsere Begleiter mit Gewalt auf ein Kameel und Hamar nahm seinen Platz hinter ihm ein,

um ihn zu halten. Wir sagten darauf Sidy Jschem und seinen Söhnen, von denen wir sehr gut behandelt waren, ein Lebewohl. Noch an demselben Tage erreichten wir gegen Abend die erste Stadt im marokkischen Gebiet genannt Tamalah. Wir hatten uns schon gelagert, als der Scheik erst von einem Streifzug gegen die unabhängigen Mauren zurückkam. Eine Herde von Kameelen, Hammeln und Ziegen ward als die gemachte Beute vor ihm her getrieben. Seine Krieger sahen scheußlich aus und beleidigten uns in ihrer Siegestrunkenheit auf alle mögliche Weise. Der Scheik nahm sich aber unsrer doch an und ließ uns in ein inneres Zimmer bringen, wo er uns hinreichliche Speisen vorsetzte.

Den 4. Oct. begleitete uns unser Wirth bis zu dem Saume eines Olivenwaldes, durch den wir den ganzen Vormittag ritten. Es begegnete uns darin ein Karawane von 30 Mann und 300 Kameelen. Bei einer Cisterne verzehrten wir die Hälfte einer Dattelpastete, die mit Rosinen und Mandeln gut zugerichtet und uns von Sidy Jschem geschenkt war. Die Gegenden, in die wir jetzt kamen, wurden immer schöner und schöner. Die letzten 2 Stunden vor Tarodant ritten wir durch lauter Gärten, worin neben Mais und Wassermelonen, die schönsten Trauben, Datteln und Oliven wuchsen.

Frische Quellen sprudelten überall hervor und die Bäche waren künstlich in Schlangenwindungen geleitet, um das Wasser überall zu haben. In der Stadt hatten wir unsre Noth. Der große Haufe schmähte uns überall und warf mit Steinen nach uns. Unsre Begleiter hatten ihre innere Lust daran und verhinderten nur aus Amtspflicht die allergröbsten Sachen. Bis aufs Aeußerste ermüdet legten wir uns, als wir vor dem Hause des Befehlshabers angekommen waren, an eine Mauer, ruhig die Beleidigungen des Volks ertragend. Da winkte uns ein angesehner Mann und führte uns in einen schönen stillen Garten, worin eine milde kühle Luft uns herrliche Labung gewährte. Der Mann war der Schreiber des Befehlshabers; er wies uns auch ein schönes Gartenhaus zur Wohnung an, und 2 Leute, die uns bedienen sollten; bemerkend, daß dieß aus großem Wohlwollen geschehe, indem noch nie der Fuß eines Christen diesen Garten betreten habe.

Die Leute, welche uns zur Bedienung angewiesen waren, stammten aus Europa, der eine aus Spanien, der andere aus Italien. Beide hatten den Glauben ihrer Väter verlassen und waren also Renegaten. Aus ihren Mienen glaubten wir lesen zu können, daß sie wohl wegen Verbrechen Europa verlassen hatten. Doch wir empfingen sie

jetzt wie Brüder; denn sie waren in dieser Menschenwüste doch die einzigen, die in unser europäisches Herz hinein sehen konnten. Sie fühlten keinen Abscheu gegen uns, und wir betrachteten sie nur als verirrte Landsleute. Sie freuten sich nicht weniger, uns zu sehen, als wir uns über sie. Es erwachten in ihnen mit uns so viele Erinnerungen, und sie verwünschten selbst den Schritt, welchen sie gethan hatten, waren im Herzen noch der, von ihnen verlassnen, christlichen Gemeinschaft zugethan, und äußerten den lebhaftesten Wunsch, der Wachsamkeit ihrer Hüter zu entgehen und zurück zu kehren. Der Spanier war ein Artillerist und leitete hier das ganze Geschützwesen.

Wir erhielten in unserm Gartenhause ein vortreffliches Abendbrot und genossen einen erquicklichen Schlaf darin. Am Morgen lustwandelte ich in dem herrlichen Garten, umduftet von Wohlgerüchen und umrauscht von Springbrunnen. Auch das Gartenhaus und seine nächsten Umgebungen waren ganz vortrefflich. Ersteres hatte schön eingerichtete Zimmer. Wir bekamen hier auch einen Spiegel und ein Rasiermesser. Jeder erstaunte, als er sich seit dem Schiffbruch zum ersten Mal selbst wieder sah. Er hatte wohl bemerkt, welche Veränderung mit seinen Genossen vorgegangen sei, aber sich doch geschmeichelt, mit ihm wäre das weni-

ger der Fall. Wir hätten vor uns selbst laufen mögen. Jetzt nahmen wir uns die Bärte ab, wuschen uns in den Teichen des Gartens, konnten aber hier noch keine frische Wäsche bekommen und mußten also noch in unsern Lumpen bleiben, die von vielem Ungeziefer belebt waren.

Der Spanier führte mich darauf zu seinen Kanonen; und als ich eben die besehen hatte, bemerkte ich im Hofe Leute, worunter sich Einer durch seine Tracht auszeichnete. Er hielt in der einen Hand seinen Rosenkranz und befühlte mit der andern einen sehr großen Hammel. Der Spanier sagte mir sogleich, das sei der Befehlshaber. Ich wandte mich an ihn und sprach unsern Dank aus für seine Gnade und sein Wohlwollen gegen uns, wogegen er bemerkte, daß er nur den Willen seines Fürsten erfülle. Er fügte dann hinzu, daß er den Hammel für uns ausgesucht habe, und kam mit in den Garten, um auch meine Gefährten zu sehen, die ihm ebenfalls dankten. Der Spanier half uns dabei als Dolmetscher. Der Befehlshaber war von unserm Danke sehr gerührt und sagte, wir sollten mehrere Tage bei ihm verweilen, um erst zu Kräften zu kommen. Die Herzensgüte, verbunden mit Feinheit der Sitten, machte uns diesen Mann sehr werth.

Das Verlangen, uns zu sehn, war in ganz

Tarodant allgemein, am lebhaftesten aber bei den Frauen. Der Haushofmeister des Befehlshabers bat uns deßhalb, mit ihm zu kommen, damit er uns den Frauen im Hause des Befehlshabers zeige, weil die noch nie Christen gesehen hätten. Wir schlugen dieß ab, da wir keine Lust hatten, uns zur Schau zu stellen, und das um so weniger, als wir halb nackt waren. Da drohete er uns aber, er würde uns kein Essen geben, und wie weh das that, hatten wir empfunden. Deßhalb entschloß ich mich mit Hrn. Scheult, ihm zu folgen. Er führte uns in ein Vorzimmer und alsbald zeigten sich an der entgegengesetzten Thüre zwölf artige Frauen, immer die eine über die andere wegsehend, ängstlich und verlegen.

Den 8. Oct. reisten wir ab und wurden aus dem Garten heraus gleich ins Freie geführt, um nicht wieder den Beleidigungen des Volkes ausgesetzt zu seyn. Unser Weg führte so, daß wir links den Fluß Quadi oder Sus und rechts einen Höhenzug des Atlas hatten, der bis zum Vorgebirge Ger läuft. Den 2ten Tag kamen wir zur Stadt Agadeer (St. Cruz), wurden von dem dortigen Befehlshaber schlecht empfangen und in das Judenviertel geschickt. Unser Wirth benahm sich sehr eigennützig gegen uns und wir konnten die ganze Nacht nicht schlafen, weil in unserm Zimmer alle

Juden, indem Sabbath war, die Nacht mit Beten und Lärmen zubrachten. Fast die ganze Stadt St. Cruz, welche sonst eine bedeutende Handelsstadt war, ist verfallen.

Den 11. Oct. reisten wir weiter, theils am Meeresstrande theils durch enge Felsenpässe, welche sich in dem Gebirgszuge befinden, der im Vorgebirge Ger ausläuft. Die Berggipfel und Bergschluchten waren ganz arm an Pflanzen. Oben fanden wir einen Brunnen, bei dem wir eine Stunde rasteten. Auf der Nordseite des Gebirges kamen wir durch Arganwälder, worin Ziegen weideten, die Früchte als einen Leckerbissen verzehrend. Die Dunkelheit überfiel uns drei Stunden früher, ehe wir unsre Nachtrast erreichten, und der Weg in den Gebirgsschluchten war sehr holperig. An unserm Wege lagen einzelne Wohnungen zerstreut, als Burgen gebaut, mit Thürmen und Mauern versehn. Um 11 Uhr kehrten wir in eine solche Burg ein, und ich war so erschöpft, daß ich mich ohne Abendessen zur Ruhe legte.

Den 13. gelangten wir endlich in Mogadore an. — Bei einem kaiserlichen Palast, der eine Viertelstunde östlich vor der Stadt liegt, machten wir Halt, ruhten uns etwas aus und zogen um 2 Uhr in die Stadt ein, beim Befehlshaber absteigend,

und von da zum Consul gehend, der uns herzlich aufnahm.

Hier endigten also unsere Leiden. Wir schifften uns über Tanger nach Frankreich ein. Hamar machte zu Lande die Reise nach Tanger, änderte aber seinen Entschluß, mit nach Frankreich zu gehen. In Frankreich erfuhren wir, daß die Matrosen, welche nach dem Schiffbruch auf dem offnen Boote in die See gegangen waren, nach einer langwierigen gefahrvollen Reise zur Insel Fortaventura gelangt, und von da, über St. Cruz auf Teneriffa, nach Frankreich zurückgekehrt wären.

Anhang.

Sidy Hamets vorgebliche Reisen nach Timbuktu und Wassanah.

Vorbemerkung: Der in Cochelet's Reise so oft erwähnte Sidy Hamet hatte früherhin einen amerikanischen Schiffshauptmann Riley, der auf ähnliche Weise wie Cochelet, nach erlittnem Schiffbruch in die Hände von Mauren der Wüste gefallen war, gekauft und selbst zur Auslösung

nach Mogadore gebracht. Als beide dort angekommen waren, so erzählte Sidy Hamet ganz zufällig etwas von den Reisen, die er nach Timbuktu mit seinem Bruder gemacht habe. Dieß veranlaßte Hrn. Riley, ihn um genauere Erzählung von dieser Reise zu bitten. Sidy Hamet erfüllte diese Bitte. Ein Dolmetscher half dabei und Riley schrieb Alles sogleich auf. In wie weit Sidy Hamet richtig erzählt, und Riley Alles richtig aufgefaßt hat, das bleibt dahin gestellt, aber merkwürdig ist diese Erzählung immer, und sie mag deßhalb in der gedrängtesten Kürze hier eine Stelle finden; wenn gleich sie hin und wieder auch etwas märchenhaft lautet.

Die Reise selbst. Vor neun bis zehn Jahren machte ich zum ersten Male die große Reise durch die Wüste. Ich befand mich in der Nähe von Widnun und schloß mich mit meinem Bruder einer Karawane an. Wir beluden unsre 4 Kameele mit Haiks (wollenen Decken). Die ganze Karawane bestand aus 3000 Kameelen und 800 Menschen. Die Männer waren alle mit Säbeln und Flinten bewaffnet und standen unter des Scheik Soliman Befehl. Wir zogen 6 Tage westlich gegen das Meer zu, lagerten dann 10 Tage und brannten Kohlen, welche über die Ladung der Kameele in Säcken gehängt wurden. Berg auf zogen wir jetzt der Wüste

zu, reisten vier Tage auf einer harten Ebene, dann durch Sandhügel 6 Tage, dann wieder 10 Tage über harten Boden und kamen darauf an einen Brunnen. Acht Kameele waren uns vor Durst gestorben und von uns verzehrt. Sieben Tage blieben wir bei dem Brunnen, und zogen dann 20 Tage zu einem andern, der aber kein Wasser hatte, weßhalb wir noch 6 Tage wandern mußten und dann in der Nähe des Meeres schwarzes salziges Wasser fanden. Weil es gar kein Futter hier gab, so gaben wir den Thieren täglich ein Mal Holzkohlen (?) zu fressen, wornach ihre Milch auch schwarz ward. — Nach 4 Monaten kamen wir in den südlichen Theil der Wüste und fanden daselbst einen kleinen Fluß mit gutem Wasser, Buschwerk, Gras und auch einen Stamm Araber, die Gerste und Mais besaßen. Wir hatten in der Wüste dreihundert Kameele, aber keinen Menschen verloren. Die Araber flohen vor uns, weil wir ihnen zu stark waren. Wir zogen deßhalb ungehindert nach Osten, sahen in Süden immer Berge und kamen nach 2 Monaten in die Nähe von Timbuktu. Täglich nahten wir uns, ohne unsere Waffen, mit den Waaren der von Negern bewohnten Stadt, welche Gummi, goldne Ringe, Goldstaub, große Zähne, (Elfenbein,) Sklaven und schöne Turbane, so wie eine Menge Kühe, Esel und Schafe, nebst Gerste, Korn und Reiß be-

saßen. Das Trinkwasser holten sie, wie wir, aus einem großen See, der südlich floß.

Nachdem wir anderthalb Monate bei Timbuktu geblieben waren, traten wir unsern Rückweg an. Ich war gar nicht in die Stadt gekommen, weil man mich zum Befehlshaber gegen die diebischen Araber und Neger ernannt hatte, welche uns unsre Kameele zu stehlen bemüht waren und uns auch 20 Stück entwendeten. Der Scheik Soliman schenkte mir für meine Bemühungen eine junge Negersklavinn.

Unsere Rückreise machten wir auf demselben Wege, den wir gekommen waren, wir wanderten einen Monat westlich, an der Gränze der Wüste entlang. Es wohnten die Araber und Neger durcheinander, sehr schlechte Leute, die schöne Pferde besaßen, womit sie nach Süden zu den Flüssen ziehn, um heidnische Sklaven zu holen. Wenn diese Muhamedaner werden, sind sie frei. Die Neger leben in kleinen Städten, die mit Rasen und Buschwerk eingehägt sind, hin und wieder auch mit Steinen; die Araber aber leben in Zelten.

Ehe wir uns nach Norden wendeten, brannten wir wieder Kohlen, um sie mitzunehmen und fütterten gut unsre Kameele aus. Scheik Soliman kaufte auch in einer benachbarten Negerstadt einiges Getreide und 40 Ochsen zu unsrer Unterhal-

tung. Nach 3½ Monaten erreichten wir Widnun wieder und waren 1½ Jahr weg gewesen. Wir hatten 500 Kameele verloren, die theils gestorben, theils aus Noth geschlachtet waren. Vier und dreißig von unsern Leuten waren gestorben und achtzig Sklaven hatten wir ebenfalls verloren. Wir brachten nach Timbuktu besonders wollene Decken, blaue und weiße Zeuge, Bernstein, Salz und Tabak, und führten Sklaven, Goldstaub und große Zähne zurück. Nach der Rückkehr bekriegte mich ein anderer Häuptling, weßhalb ich an den Atlas ins Marokkische zog, wo ich 2 Jahre lebte.

Dort am Atlas besuchte mich ein alter Bekannter, Namens Möse und beredete mich zu einem neuen Zuge nach Timbuktu. Ich verkaufte deßhalb mit meinem Bruder Seid das Hornvieh und die Schafe und wir kauften dafür 8 Kameele, Waaren und Pulver, und zogen wieder nach Widnun. Die Karawane ward dieß Mal von Sidy Jshrel, einem Freunde Sidy Jschems, dem die Hälfte der Karawane zugehörte, geführt und war 1000 Mann und 4000 Kameele stark. Wir nahmen viele Gerste mit und hatten eine große Menge milchender Kameele. Der Zug ging dieß Mal südlich durch die Wüste, gerade auf Timbuktu los, welchen Weg die Karawanen gewöhnlich nehmen, obgleich schon mehrere darauf vernichtet sind. Am südli-

chen Abhange des Atlas brannten wir Kohlen, ohne welche keine Karawane die Wüste durchzieht. Vierhundert Kameele wurden bloß mit Mundvorrath und Wasser beladen. Zehn Tage rüsteten wir uns am Atlas und reisten dann südostwärts in die Wüste. Vierzehn Tage wanderten wir auf einer harten Fläche, in der von unserm Zuge keine einzige Spur zurückblieb. Wir leiteten unsern Lauf nach der Sonne, dem Monde und den Sternen. Einen Hauptbrunnen fanden wir mit Sand und Steinen verstopft; und wir mußten 14 Tage bis zu einem andern wandern, der uns reichlich Wasser gewährte. Wir verweilten 7 Tage dabei, reisten dann durch heißen Sand, worin die Kameele oft bis ans Knie versanken, und als wir mitten darin waren, kam ein glühender Wind aus Südosten. Wir luden unsere Kameele ab, legten die Ladung in einen Haufen und ließen die Thiere sich dahinter nieder legen. Alles drückte sich an die Erde und der Staub ging über uns weg. Alle riefen wir zu Gott, daß er uns erhalten möchte. Der Sand verdichtete die ganze Luft, man konnte Keinen sehen und der Wind dauerte 2 Tage. Jeder mußte sich alle Stunden etwas rücken, um aus dem Sande, worein er gewehet war, wieder etwas heraus zu kommen. Als der Wind vorüber war, bemühte sich Jeder, wie er konnte, aus dem Sande

hervor zu kriechen. Aber 300 Mann waren von der Gluthitze erstickt und lagen todt tief im Sande. Viele Kameele gruben wir halb todt aus dem Sande heraus und 200 waren gestorben. Zwei Tage forderte unsre Zurüstung zur Weiterreise. Wir gaben den Kameelen etwas Wasser aus den Schläuchen und fütterten sie mit Kohlen. Vierzehn Tage lang ging es dann rasch durch heißen tiefen Sand, um zu einem Brunnen zu gelangen. Alle unsre Kameele kamen dem Tode nahe, wir mußten einen großen Theil der Ladung, besonders Salz wegwerfen; und als wir zu den Brunnen kamen, waren sie alle wasserleer. Es mußte hier das vorige Jahr kein einziger Tropfen Regen gefallen seyn. Unsere Karawane war schon auf 600 Mann und 3500 Kameele geschmolzen. Jetzt traf uns das größte Unglück. Keiner wollte mehr gehorchen. Alles zerstreute sich in dem Brunnenthale, um Wasser zu suchen. Das dauerte 2 Tage so. Dann versammelte sich Alles wieder und man fing an, die Brunnen aus zu graben. Als aber nach fünftägigem Graben auch keine Wasserspur sich fand, so entstand eine wilde Verzweiflung. Der Scheik Ishreel rieth, die Kameele bis auf 300 zu schlachten, und mit dem wenigen Wasser, was man in den geschlachteten fände, so wie mit dem Blute, die 300, und uns Menschen zu retten. Allein, Kei-

ner wollte seine Kameele schlachten lassen. Scheik Ishreel suchte aber 30 der vernünftigsten Leute aus, damit diese die 300 stärksten Kameele auswählten. Dieß geschah. Als man jedoch anfing, die übrigen zu schlachten, so brach eine Empörung aus. Der Scheik ward zuerst ermordet, und es fielen, im Verlauf des Tages 2 bis 300 Mann. Die Lebenden tranken das Blut der Getödteten. Fünfhundert Kameele wurden theils Rechtens, theils in der Wuth getödtet.

Da mein Bruder und ich fürchteten, der blutige Kampf werde mit dem Tode der gesammten Mannschaft endigen, so schlachteten wir in der Nacht die vier schlechtesten Kameele, gaben ihr Blut und Wasser den beiden übrigen zu trinken, rafften etwas Waare und Lebensmittel zusammen, und beredeten noch einige zwanzig zu diesem Entschluß, um noch in der Nacht uns zu sondern und heimlich allein weiter zu ziehn. Wir brachen unserer dreißig mit 32 Kameelen auf. Die Nacht war umwölkt, es donnerte, aber es fiel kein Regen. Vergeblich suchten wir einen andern Brunnen. In 12 Tagen stürzten 14 unserer Kameele, am 13. aber sandte der große Gott einen Regen, der Thiere und Menschen erquickte. Wir sammelten Wasser und erreichten nach großen Anstrengungen, die südlichen, bewohnten Gegenden. Neun Reisegenossen starben

von den dreißigen und hätten uns nicht begegnende Araber etwas Milch und Reiß mitgetheilt, so wären wohl noch mehrere gestorben.

Ein und zwanzig Mann und 12 Kameele stark ruhten wir uns an einem 150 Fuß breiten Strom aus und wurden von den Negern mit Fleisch und Gerstenbrot mitleidig versorgt. Nach zehntägiger Ruhe, zogen wir ostwärts durch ein schönes bebauetes Land, sahen viele Städte der Neger, worin die Häuser von Rohr gebauet waren, und erreichten endlich Timbuktu. Die Neger, durch deren Land wir zogen, flohen anfänglich vor uns, denn sie fürchteten die arabischen Raubherden, wenn sie aber bemerkten, daß wir in Noth waren, brachten sie uns mitleidig Gerste und Fleisch gegen einige Waaren. Fast alle unsre Waaren gingen so unterwegs drauf, um uns zu erhalten. Lange hatte man in Timbuktu auf die große Karawane von Widnun gewartet. — Wir lieferten, nach dortigem Brauch, unsere Flinten und unser Pulver und Blei ab und durften dann in die Stadt kommen.

Timbuktu ist eine große Stadt, 5 Mal größer als Mogadore, an 3 Seiten von Hügeln umgeben, nach Süden zu aber von einer Fläche, die sich zu einem großen Fluß hin ausbreitet, der nach Osten fließt. Auf dem Fluß gehen viele Böte, die aus großen Baumstämmen verfertigt sind. Die Stadt

ist mit Mauern umgeben, und auch in derselben gibt es steinerne Häuser mit Kaufläden, worin viele Dinge feilgeboten werden. Die Einwohner sind Neger, und ihr Oberhaupt ist auch ein Neger. Die meisten Häuser sind aus Rohr erbauet und mit Dattelblättern gedeckt. Der Fürst und das Volk sind keine Muhamedaner; aber in einem Stadtviertel wohnen Muhamedaner, so von den Andern abgesondert, wie die Juden in den Städten Marokkos. Der Fürst von Timbuktu besitzt eine Leibwache von 100 Mann, die auf Maulthieren reiten, und gute Flinten haben, und von 100 Mann zu Fuß, die nebst einer Flinte ein starkes Messer führen. Die Stadt hat vier Thore. Die Negerinnen tragen viel Schmuck in der Nase, in den Ohren, um Arme und Füße; manche große goldenen Ketten, oder nur Glasperlen und Bernsteinkügelchen. Ich hatte aus Marokko eine mit Schnupftabak gefüllte Tabaksdose mitgebracht. Als ich diese auf dem Markte zeigte, umdrängten mich viele Negerinnen, um sie zu kaufen, und zuletzt ließ ich sie einer für den sämmtlichen Schmuck, den sie an sich trug, und der gewiß 1 Pfund Gold betrug.

Timbuktu's Handel ist groß. Aus Tunis, Algier und Tripolis kommen Karawanen hierher, die dieß Jahr aber, gleich unserer, in der Wüste umge-

kommen waren. Die Sklaven, die aus Südwesten nach Timbuktu kommen, sind hier sehr wohlfeil. Man erhält einen gut gewachsenen Menschen für 2 Piaster. Einen großen Handel treibt Timbuktu mit der Stadt Wassanah, die südöstlich liegt. Von dort aus bezieht es viele Sklaven, Elephanten, Zähne und Gold.

Die meisten männlichen Bewohner Timbuktu's gehen in blauen Hemden, die sie um die Hüften mit einem rothen Gürtel befestigen. Der Fürst trägt vielen Schmuck an sich und hält in der Hand einen weißen Stab, worauf ein goldner Löwe sich befindet. Er scheint ein milder Fürst zu seyn und seine Unterthanen wie ein Vater zu behandeln.

Die Frauen in Timbuktu tragen ein hellfarbiges Hemd, das tief herunter geht und drüber ein grünes, rothes und blaues Oberkleid. Die verheiratheten Frauen haben auf dem Kopfe eine Art Kappe von Seide oder Baumwolle. — Es wohnen in Timbuktu wohl 6 Mal so viel Leute, als in Mogadore.*) Der Fürst und das Volk von Timbuktu beten bloß Ein Mal des Tages, wenn sie den Mond sehen, und sehen sie den nicht, so unterbleibt das Gebet. Sie können weder lesen, noch schreiben, sind aber ehrliche Leute. Sie beschneiden

---

*) Das würde über 200,000 Menschen geben.

ihre Kinder, gleich den Arabern, aber sie haben keine Moscheen.

Als ich 3 Monate in Timbuktu war, so beschloß der Fürst eine Karawane von 3000 Mann nach Wassanah zu senden. Die Leute waren mit Flinten, Messern und Lanzen wohl bewaffnet, und nahmen 3000 Esel und zweihundert Kameele mit, welche vorzüglich mit Eisen, Salz, und Tabak beladen wurden. Er miethete mich, nebst meinem Bruder und zehn unsrer Gefährten mit unsern Kameelen dazu, um Waaren dahin zu führen. Den Oberbefehl über die Karawane führte des Fürsten Bruder Schelbaa. Wir waren unsrer 200 Muhamedaner bei der Karawane, durften aber unsre Flinten nicht behalten.

Wir kamen 2 Stunden nach unserem Aufbruch zu dem Fluß Jolibib, (Joliba?) der 1500 Fuß breit war. Sechs Tage ging es den Fluß hinauf, dann kamen wir an einen Ort, bei dem wir 2 Tage verweilten, um auszuruhn und frische Lebensmittel zu erhalten. Dahinter setzten wir, entfernt vom Flusse, unsere Reise durch eine hügelige, holzreiche Gegend 14 Tage fort, und kamen dann wieder an den Fluß. Jede Nacht mußten wir rund um die Karawane große Feuer machen, um die Löwen, Tiger und andere wilde Thiere abzuhalten, die ein fürchterliches Gebrüll erhoben. Wir sahen an der andern

Seite des Flusses zwei große Städte, und viele Neger, die feindlich gesinnt zu seyn schienen, allein nicht herüber kommen konnten, um uns anzugreifen.

Sechs Tage lang überstiegen wir eine hohe Bergkette, von deren Gipfel herab wir in Westen viele Berge sehen konnten. Nach Uebersteigung der Bergkette kamen wir wieder an einen Fluß,*) der sehr schmal und voll Felsen war. Zwölf Tage setzten wir unsere Reise an diesem Flusse fort, ihn zur Rechten habend und mußten über viele Flüsse, die in ihn fielen. Auf diesen Flüssen hatten die Neger auch Böte aus Baumstämmen und ruderten sie mit flachen Hölzern. An der Westseite des Flusses sahen wir sehr deutlich die Berge.

Als wir uns Wassanah näherten, zog der Fürst des Orts uns mit vielen Kriegern entgegen, freute sich aber, daß wir in freundlicher Absicht kämen und von seinem Freunde, dem Fürsten von Timbuktu, geschickt seien. Wir blieben 2 Monate daselbst und vertauschten unsere Waaren gegen Sklaven, Gold und Elfenbein.

Die Stadt Wassanah liegt zwischen hohen Bergen, nahe an einem Flusse, der fast südlich fließt und so breit ist, daß man nicht hinüber sehen kann (wohl ein See). Die Einwohner von Wassanah

*) Es läßt sich nicht ermitteln, welches dieser Fluß sei.

nennen ihn Zadi*). Die Stadtmauern sind aus Steinen ohne Mörtel zusammengesetzt und ich brauchte 1 Tag, um sie zu umgehen. Das Land umher ist bebauet, und die Strecken am Fluß werden von Ochsen, Kühen und Eseln eingenommen. Aber Kameele, Pferde, Maulthiere, Schafe und Ziegen sahen wir nicht. Geflügel und Eier waren hier sehr wohlfeil. — Außer der Dattelpalme wuchsen auch andere Palmen hier, die eine Frucht trugen, so groß wie ein Kopf, worin ein weißer Saft war**). Man bedeckt die aus Stein gebaueten Häuser oben, nachdem aus Rohr ein Gegitter gemacht ist, mit den Blättern dieser Palmen.

Der Fürst von Wassanah trägt seine Haare in kleine Büschel gebunden, und hat darauf einen hohen Hut. An seinen Füßen sitzen Sandalen mit goldnen Ketten gebunden, und über seine Schultern hängt eine große goldne Kette mit allerlei Zierathen. An der Seite hat er einen Dolch in einer goldnen Scheide. Er reitet auf einem großen plumpen Thiere, Ilfement genannt, das 2 Mal so dick als ein Kameel und viel höher ist. Es hat eine sehr lange Nase, große Zähne und ist fast so schwarz wie ein Neger.***)

*) Sollte das nicht der Tsadsee seyn?

**) Unstreitig Kokusnüsse.

***) Der Elephant ist gemeint.

Wassanah enthält 2 Mal so viel Einwohner als Timbuktu und in der Nähe der Stadt gibt es mehrere andere Städte. Die Bewohner sind alle Heiden, und feiern beim Neumonde ein Fest. —

Die Böte, welche man auf den Flüssen sieht, tragen 15 bis 20 Menschen. Man gebraucht dieselben zum Fischfange und um Sklaven damit nach Westen an das große Wasser (Meer) zu bringen, wo blasse Leute sie abholen, die dafür Flinten, Schießpulver, Tabak, Zeuge und Messer geben. Die Reise dahin und zurück dauert 20 Monate. Die Leute, die bis dahin gekommen waren, erzählten von großen Flinten der blassen Leute, womit sie donnerten und gleich die Menschen von hundert Böten tödten könnten.

An dem Flusse sah ich Fische mit großem Rachen und Füßen, die, wenn man sich ihnen näherte, gleich wieder ins Wasser stürzten.*)

Die Neger waren gar gut gegen uns; wenn gleich wir ihre Sprache nicht verstanden. Sie gaben uns zu essen, wenn uns hungerte. Die Sklaven gingen ganz nackt, die Sklavinnen trugen eine Schamhülle. Manche sahen wir auch gefesselt. Sie müssen den Acker hier bestellen. Während unsers Aufenthaltes in Wassanah regnete es fast immer.

Nachdem unsre Waaren abgesetzt waren, kehrten

*) Unstreitig Krokodile.

wir nach Timbuktu zurück, und trafen daselbst nach einer Abwesenheit von 8 Monaten wieder ein. Wir erhielten den versprochenen Lohn; und da eine Karawane von Tunis in unsrer Abwesenheit angekommen war, schlossen wir uns an diese an. Sie bestand aus Einwohnern von Algier, Tunis, Tripoli und Fez, verweilte 2 Monate bei Timbuktu und kaufte 2000 Sklaven, viel Goldstaub, Gummi und andere Sachen. Wir reisten mit dieser Karawane 20 Tage nordöstlich durch eine hügelige Gegend, und kamen über eine Menge fließender Gewässer, die nach Süden und Westen ihre Richtung hatten. Wir sahen von den Hügeln aus viele Ortschaften, und einen gut bearbeiteten und reich beweideten Boden. Die Bewohner dieser Gegenden waren alle unsers Glaubens, Araber und Neger. Nachdem wir unsre Kameele zehn Tage hatten in einem fruchtbaren Thale ausruhen lassen, und unsre Säcke mit Kohlen gefüllt, so betraten wir die Wüste. Nach 18 Tagen erreichten wir den ersten Tränkeplatz in der Wüste, aber das Wasser war schwarz, salzig und schwefelig. Wir lagerten 6 Tage hier, 1500 Mann und 4000 Kameele. In der 5ten Nacht wurden wir von einem starken Haufen wandernder Araber angegriffen. Sie hatten sich unvermerkt herangeschlichen und drangen mit einem furchtbaren Geheul auf uns ein. Zwei Stunden dauerte das

Gefecht, wir aber blieben Sieger. Wir hatten 230 Getödtete*) und unsre Feinde ließen 700 auf dem Platze, wovon wir hundert leicht Verwundete als Sklaven mitnahmen, indessen wir die schwer Verwundeten tödteten.

Nach einer Wanderung von 23 Tagen von diesem Schlachtfelde aus kamen wir an einen Platz, die 8 Brunnen genannt, wo wir eine Fülle von gutem Wasser fanden, und 11 Tage verweilten. Wir ruhten dort aus, brachen dann wieder nach Norden auf und fanden, als wir in das tunesische Reich kamen, die Gegend reich an gutem Wasser, Früchten, Milch und Fleisch. Der Theil der Karawane, der nach Tripoli ging, verließ uns zuerst hier. Wir Uebrigen kamen in eine gebirgige herrliche Gegend, nachdem wir die tunesische Stadt Tuggurtah hinter uns hatten, wo uns auch der tunesische Theil der Karawane verließ, und zogen nordwestwärts weiter durch Dattel- und Feigenwälder, Rindviehherden und hohe Berge. In den hohen Bergen trennten sich auch die Algierer von uns, so daß nur noch 80 Mann und 200 Kameele übrig blieben. Dieser letzte Theil der Karawane löste sich in Fez auf, und ich zog mit meinem Bruder über Marokko zu den Meinigen zurück, nachdem ich

*) Sehr unwahrscheinlich; denn so ernstlich kämpfen die Araber nicht.

über 2 Jahre abwesend gewesen war. Hier hörten wir denn, daß alle Uebrigen von der großen Karawane, womit wir ausgezogen waren, umgekommen seien. Auch von den 28, die sich mit mir und meinem Bruder davon trennten, waren nur 4 zurückgekehrt. — —

Nachtrag.

Dieser fabelhaften Erzählung fügen wir noch eine andere bei, die richtiger ist und zur Bestätigung von Clapperton's und Denham's Reisen dient. Sie lautet also:

„Im Junius 1822 kam aus dem Innern Afrika's ein Tartar nach Cape Coast an, der Wargee hieß und vom Kaukasus in Asien gebürtig war. Die Türken hatten ihn in einem Kriege mit Rußland zum Sklaven gemacht. Als solcher gelangte er allmälig in Konstantinopel zu Vermögen und dadurch zu seiner Freiheit und reiste als Handelsmann nach Smyrna, Damaskus, Haleb, Mosul, Bagdad, Bassora und Muskat.*) Von hier schiffte er nach Bombai; kam von da nach Kalkutta, besuchte Java und kehrte von dort zum rothen Meere zurück, wo er Mokka und Mekka besuchte. Von Arabien ging er nach Aegypten, nach Kairo und

*) Alle die hier vorkommenden Oerter befinden sich auf den Karten zu den frühern Reisen.

Alexandrien, von wo aus er nach Konstantinopel zurückkehrte. Zu dieser ganzen Reise hatte er 2 Jahre gebraucht. Nach mehreren andern Handelsreisen begab er sich von Konstantinopel über Alexandrien nach Tripoli, und zog dann mit seinen Waaren nach Murzuk, wo er 2 Monate verweilte. Von Murzuk reiste er nach Aghades, wo er über einen breiten Fluß setzte (?), von da nach Kashna, von da nach Kano, dessen Beherrscher, Bello, in Sakkatu wohnt. Nachdem er von Kano aus mehrere Reisen gemacht hatte, begab er sich über Zeggo und Kombach, wo er über einen breiten Fluß Quolla fuhr, nach Kabra, und von da aus nach Timbuktu, das er genau beschrieb. Nach einem 5wöchentlichen Aufenthalt daselbst, reiste er zu Wasser durch einen See nach Jinnee, und von da zu Lande nach Kong, dessen Bewohner mit Sansanding am Niger und mit den Ashantees an der Goldküste Handel treiben. Von Kong gelangte er an die Gränzen des ashanteeschen Reiches und ward dann nach Coomassie, der Hauptstadt des Landes, geführt, wo er erklärte, daß, da er gehört habe, es lebten Engländer an der See, er wünsche zu denen geführt zu werden, um durch sie zu erfahren, wie er am besten wieder in seine Heimath käme; weßhalb ihn denn der König der Ashantees nach der englischen Niederlassung Cape Coast schickte, von wo aus er nach Konstantinopel zu Schiffe zurückkehrte."

II.

Der Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa, auf ihrer Fahrt nach dem Senegal, im Jahr 1816.

Einleitung.

Die Westküste Afrika's von dem Vorgebirge Mirik an bis zum Fluß Mesurado wird mit den dahinter gelegnen Ländern von den Flüssen Senegal und Gambia, wohl Senegambien genannt. Heidnische und muhamedanische Völker bewohnen dieses Land und die Europäer haben an den Küsten desselben mehrere Niederlassungen angelegt, namentlich die Franzosen, Engländer und Portugiesen. Die Hauptbesitzungen der Franzosen sind: die Insel Goree, und die Feste Louis (Ludwig) auf einer Insel am Ausfluß des Senegal. Diese Besitzungen kamen während der Kriege zwischen England und Frankreich 2 Mal in englische Hände, zuerst 1758, dann 1808. Der Pariser Friede (1814 und 15) setzte aber fest, daß die Engländer diese Besitzungen wieder an Frankreich herausgeben sollten, indem er alle europäische Niederlassungen vom weißem Vorgebirge an bis zur Mündung des Gambia für französisch erklärte.

Nachdem Frankreich so wieder zu seinen Besitzungen in Westafrika gelangt war, doch mit der schweren Zugestehung, auch dem Sklavenhandel

zu entsagen, den es früherhin sehr lebhaft betrieb: so ward eine Flotte von 4 Schiffen ausgerüstet, um die neue Obrigkeit nach Afrika hinüber zu *führen*. Man bestimmte zu dieser neuen Obrigkeit einen Obersten als Oberbefehlshaber, 2 Kommandanten mit 253 Mann Soldaten, 11 Mann vom Geschütz, einen Verwalter des Seewesens, einen Magazinwärter, 6 Schreiber, 4 Aufpasser; 2 Priester, 2 Lehrer, 2 Oberschreiber, 2 Hospitalverwalter, 2 Aphotheker, 5 Wundärzte, 2 Hafenaufseher, 3 Steuermänner, einen Gärtner, einen Landmann, einen Bergmann, einen Feldmesser, einen Naturforscher, und mehrere Arbeiter und Frauen, so wie auch einige Handwerker, zusammen gerade so viel Leute als Tage im Jahr. Es reisten aber außerdem noch viele Leute auf ihren eignen Gewinn mit. Die 4 Schiffe hießen: die Fregatte Medusa, versehen mit 44 Kanonen, besetzt mit 240 Mann, von den Beamten und 110 andern Leuten, und befehligt von dem Herrn Kapitän Chaumareys, die Corvette Echo, die Flüte Loire, und die Brigg*) Argus. Die Schiffe waren in verschie-

*) Die Fregatte ist ein leichtes Kriegsschiff, gewöhnlich nur mit 2 Verdecken; eine Flüte dagegen, ein dreimastiges, schnell segelndes Kauffahrteischiff mit schmalem Hintertheile und weitem Bauche; eine Corvette aber ein kleines, 10 — 20 Kanonen führendes Schnellschiff, und

denen Häfen Frankreichs ausgerüstet und segelten den 17. Junius 1816, nachdem sie sich versammelt hatten, ab. Die Fahrt ward anfänglich von dem Wetter begünstigt, aber die 3 letztern Schiffe segelten bei weitem langsamer als die Fregatte und blieben allmälig zurück. Es war Alles guter Dinge auf der Fregatte, und unterhielt sich auf dem Verdeck über die Fische, welche im Meere spielten, als mit einem Male das Freudengeschrei sich in ein Angstgeschrei verwandelte. Ein 15jähriger Junge fiel ins Meer, hielt sich zuerst noch an einem Tau, das er im Fallen ergriffen, mußte aber dasselbe loslassen, weil das Schiff zu schnell segelte und er den Wogendrang nicht aushalten konnte. Es wurde sogleich das Schiff gewendet, eine Rettungstonne *) ausgeworfen, und ein Boot ausgeschickt, aber vergeblich.

Den 28. Junius kam die Fregatte in die Gegend von Madera, und fuhr längs der Küste der Insel hin. Eine Windstille verhinderte es, ein

---

eine Brigg ein zweimastiges Schiff von verschiedener Größe.

*) Die Rettungstonne ist ein schiffartiger Körper, aus Kork zusammengesetzt und in der Mitte mit einem kleinen Mast und einer Flagge versehen. Fällt Einer ins Meer, so wirft man sie ihm, an ein Tau gebunden, zu, der Hineingefallene kann sich darauf setzen und sich darauf so lange erhalten, bis ein Boot ihm zu Hilfe kommt.

Boot ans Land zu setzen, um Lebensmittel ein zu nehmen. Es geschah dieß nun in St. Cruz auf Teneriffa. Auf dieser Insel fanden die Reisenden ein großes Sittenverderbniß, einzig und allein durch die Mönche herbeigeführt, welche den Wahn verbreiteten, daß durch äußern Gottesdienst könnten die Sündenstrafen bei Gott vertilgt werden.

Den 1. Julius kam die Fregatte Medusa, vor dem Vorgebirge Bogador vorbei. Hinter demselben ward der Lauf des Schiffes irrig. Der Schiffshauptmann war seiner Sache nicht gewiß, das Schiff kam dem Lande zu nahe nnd man erkannte Felsengruppen in der Nähe desselben an der Brechung der Wogen. Unsicher in sich selbst folgte der Schiffshauptmann jetzt dem Rathe Anderer, die auch ihrer Sache nicht sicher waren; und so erzeugte ein Irrthum den andern. Genug, es bewährte sich bald, daß Franzosen auf der See waren und keine Engländer. Man glaubte fälschlich das weiße Vorgebirge gesehn zu haben, richtete den Lauf des Schiffes südöstlich statt südwestlich und kam so auf die gefährliche Sandbank an Arguin, die sich 16 deutsche Meilen weit ins Meer streckt und deßhalb mit großer Vorsicht umsegelt werden muß. Mehrere auf dem Schiffe machten den Capitän auf die Gefahr aufmerksam; die Wellen spülten einigen Sand, und zahlreiche Kräuter darin

deuteten die Nähe des Landes an; und die Tiefe des Fahrwassers war nur 18 Klaftern. Bald verminderte es sich auf 6 Klaftern, und kaum hatte man dieß bemerkt, so stieß das Steuerruder schon auf, und nachdem noch keine 10 Minuten von der Entdeckung der 18 Klaftern Wasser Tiefe vergangen waren, so saß die Fregatte fest.

Es war dieß den 2. Julius Nachmittags nach 3 Uhr, also am hellen Tage, bei gutem Wetter. Alles gerieth in Schreck. Wir waren in Verzweiflung. Viele sprachen es laut aus, daß dieses Unglück allein der Unwissenheit des Führers zuzuschreiben sei. Alles ward nun versucht, um die Fregatte wieder flott zu machen. Man nahm die Segel ab, setzte eine Schaluppe, die zum Hafendienst nach dem Senegal mitgenommen werden sollte, aus, band Tonnen daran, warf einen Anker aus und suchte an dem Ankertau von der Schaluppe aus die Fregatte über den Felsen zu winden. Aber der Anker hielt nicht, und man mußte die Rettung der Fregatte aufgeben. Da sich nicht erwarten ließ, daß die andern Schiffe der Fregatte auf ihrer Irrbahn nachkommen würden, so war an kein Verweilen jetzt weiter zu denken, sondern es mußte ein Beschluß über die Rettung der Mannschaft gefaßt werden. Diese betrug Alles in Allem 350 Seelen; wovon die 6 vorhandenen Boote nur

die Hälfte fassen konnten. Es wurde deßhalb der Plan zu einer Flöße entworfen, um darauf 200 Mann nebst den nöthigen Nahrungsmitteln für Alle einen Platz anzuweisen. Es sollten sich die 6 Boote bei dieser Flöße erhalten, die Leute darin von derselben ihre Nahrung empfangen, und so Alle der sandigen Küste von Westafrika zueilen, dort landen und von da aus, wohl bewaffnet und mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, zu Lande als eine Karawane nach der Insel St. Louis wandern. Der Plan war ganz gut, aber die Kraftlosigkeit des Befehlshabers, und der Wirrwarr, der in jedem Unglück so leicht entsteht, verhinderte seine vollständige Ausführung. Jeder trachtete, nur sich zu erhalten und darüber ging denn ein großer Theil unter.

Mehrere Versuche, die noch wiederholentlich gemacht wurden, die Fregatte zu retten, und die auch in sofern gelangen, daß man das Schiff etwas flott machte, wurden durch das eingetretene schlechte Wetter sehr behindert, und zuletzt zerbarst das Schiff, das Steuerruder brach ab, und verursachte bei dem Wogendrang großen Schaden am Hintertheile des Schiffes.

Bald nach diesem Unfalle entstand eine Meuterei. Die Soldaten befürchteten, die Officiere würden sich heimlich auf den Booten davon machen

und sie im Stiche lassen; doch ward die Empörung in ihrem Keime unterdrückt. Eifrigst arbeitete man an der Ausbesserung der Boote und an der Einrichtung der Flöße.

In der Nacht auf den 5ten drang das Wasser so hoch in das Schiff, daß alles Pumpen vergeblich war. Man suchte nur die Sachen, welche man mitnehmen wollte, nach Oben zu bringen, und packte den Schiffszwieback in Fässer, um ihn gegen das Meerwasser zu schützen. Allein, als es zum Einschiffen kam, so wurden im Wirrwarr die meisten Vorräthe ins Meer geworfen oder blieben oben auf dem Verdecke liegen. Manches Boot hatte nicht 25 Pfund Zwieback, und auf die Flöße kam nur Wasser und Wein. Jeder suchte nur für sich einen Platz zu gewinnen und warf deßhalb die Lebensmittel ohne Weiteres ins Meer, weil er dadurch meinte für sich desto besser zu sorgen. Man hatte wohl eine Einschiffungsliste verfertigt, worin jedem sein Posten angewiesen war, aber bei der Einschiffung selbst fehlte die Aufsicht. Die Soldaten kamen fast alle auf die Flöße, und dem ersten Plane zuwider erlaubte man ihnen nicht, ihre Gewehre mit zu nehmen, wahrscheinlich aus Furcht vor Meuterei. Ungefähr 147 bis 150 Leute kamen auf die Flöße; 35 bestiegen mit dem Oberbefehlshaber der Senegalbesitzungen das große vierzehnrudrige Schiffs-

boot, was, seiner Größe nach, hätte weit mehr Leute aufnehmen können; 42 Mann kamen auf ein anderes vierzehnrudriges Boot, 28 Mann auf ein zwölfrudriges Boot, 70 Mann auf die vorher erwähnte zerbrechliche Schaluppe, 28 Mann auf einen achtrudrigen Kahn, und 15 Mann auf ein ganz kleines Boot. Unter diesen letzten 15 Mann befand sich ein höchst achtungswerther Beamter mit seiner Frau, 3 größern und 4 kleinern Kindern. Siebzehn Leute blieben auf dem Wrack zurück; Einige, weil sie es vorzogen, Andre, weil sie nirgend gut mehr hin konnten. Die Einschiffung ging so unregelmäßig vor sich, daß Mehrere dabei ins Meer stürzten, Andre sich von dem Schiffe auf die Flöße vermittels eines dünnen Seils herabließen.

Erste Erzählung.

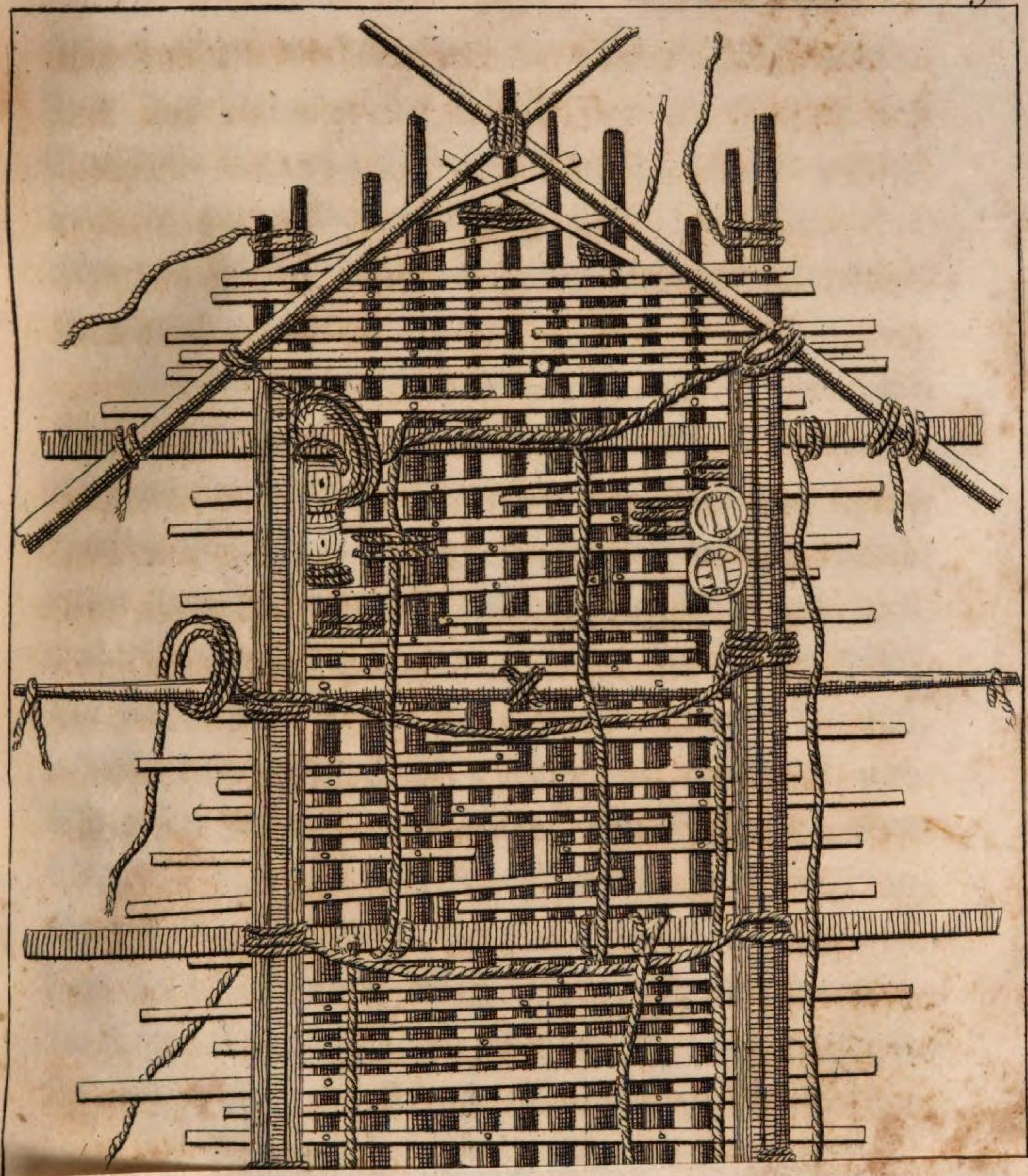
Das Loos derer auf der Flöße.

Die drei größern Boote segelten bald vorwärts, und zogen die Flöße an einem Bugsierseile. Der Schiffshauptmann machte sich schon von der Fregatte, als noch 60 Leute darauf waren, und beorderte die zerbrechliche Schaluppe, welche sich nicht ein Mal aus Mangel an Rudern bewegen konnte, diese noch aufzunehmen. Ein Officier von den Landsoldaten wollte, die Elendigkeit des Schiffskapitäns erkennend, denselben erschießen, aber man hielt ihn zurück. Die Schaluppe und die beiden kleinern Boote, welche später als die Flöße von der Fregatte abfuhren, kamen, nachdem schon ¾ deutsche Meilen zurück gelegt waren, derselben nach, spannten sich auch vor die Flöße und Alles ging nun in der besten Ordnung. Doch nicht lange dauerte es. Ein Boot trennte sich nach dem andern von der Flöße, manches vielleicht auf besondere Veranlassung; die kleinern konnten auch nichts ausrichten, einige Boote waren zu sehr besetzt, wie die zerbrechliche Schaluppe, deren edler Anführer Espian

alles Mögliche versuchte; und ein andres Boot war stark beschädigt, weßhalb es sich sehr vor dem Anprallen der Flöße in Acht nehmen mußte. Genug, nach einigen Stunden sah sich die Flöße von allen Booten verlassen, weil die großen Herren auf den großen Booten und darunter Hr. Capitän Chaumareys zuerst, es vorzogen, sich selbst zu retten.

So befand sich diese Flöße, deren Bild hier beigefügt ist, auf dem weiten Meere mit 150 Menschen verlassen. Sie war zusammengesetzt aus den Mastbäumen, Segelstangen und andern Theilen des Schiffes, welche man durch starke Taue unter einander verbunden hatte. Zwei große Masten an den beiden Längenseiten bildeten die Hauptstücke, andere Masten in der Mitte gaben dem Ganzen Haltung, und kleinere Holzstücke verbanden die größern.

Recht fest war nur der mittlere Theil. Der vordere stand gewöhnlich unter Wasser. Die Länge der Flöße betrug 30 Berliner Ellen (60 rheinländische Fuß), und ihre Breite 10½ Elle. Die Last von 150 Menschen war viel zu groß für diese Flöße. Darum lag sie denn auch 1½ Elle (3 Fuß) unter Wasser, und alle 150 Menschen standen ganz gepreßt drauf an einander. Außer 25 Pfund Zwieback, 6 Tonnen Wein, 2 Tonnen Wasser und einigem Takelwerk (Segelwerk) war nichts mehr an Sachen auf der Flöße. Die Fässer mußten darauf



festgebunden werden, daß sie nicht wegschwammen. Zum Befehlshaber der Flöße war ein Zögling der Seeschule Namens Condin ernannt, der, trotz dem, daß er verwundet war und das Seewasser seine Wunden reizte, doch mit aller Besonnenheit seine Schuldigkeit that.

Als die Flöße sich verlassen sah, so überfiel Alle, die darauf waren, eine unbeschreibliche Bestürzung. Hundert funfzig Menschen standen in einem Haufen im Meer bis an die Hüften und darüber. Unter ihnen bewegte sich ein zerbrechliches Floßholz und war ein Spiel der Wellen. Dabei drohte der Hunger Allen den Tod. Die Officiere ermannten sich jedoch bald und suchten auch die Soldaten und Matrosen wieder aufzurichten. Es fehlte an allen Mitteln, sich auf dem Meere zurecht zu finden, an Karten und an einem Kompas. Nur ein Mann von dem Geschütz hatte einen kleinen Taschenkompas, worüber sich Alle, als über einen großen Fund, freueten. Aber die Freude dauerte nur einige Stunden, der Kompas fiel ins Wasser und war verloren. Die 25 Pfund Zwieback, die von Seewasser durchweicht waren, wurden als die erste Speise unter Alle vertheilt, und jedem eine Portion Wein dazu gegeben. Jeder bekam seine Zahl, damit die Vertheilung regelmäßig ging. An dem folgenden Tage konnte nur Wein und Wasser vertheilt werden.

Der erste Tag lief ruhig ab, Alles sprach von der Möglichkeit der Rettung, Jeder hatte seine Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen, und die Officiere achteten sorglich darauf, daß Allen der Muth und das Vertrauen blieb. In dem wilden Haufen der Soldaten tobte ein furchtbares Rachegefühl, weil sie von den Booten verlassen waren. Hätte man die Boote erreicht, es würde ein furchtbares Blutbad gegeben haben.

Um doch etwas die Flöße durch den Wind zu treiben, richtete man einen Mast auf, brachte ein Segel daran und benutzte das Tau, was zum Schleppen der Flöße von den Booten angebracht war, zur Befestigung des Mastes. Allein das Segel half wenig, und dabei ging die Flöße immer in der Quere, an einer Seite hoch, an der andern niedrig.

Am Abende des ersten Tages stimmten Alle ein Gebet an; selbst die rohen Menschen, welche von Rachegefühl brannten, lernten auch in der Noth beten. Es hatten auch Alle nach dem Gebet ein stärkeres Vertrauen, denn vorher; Jeder fühlte sein Herz erhoben, Jeder fand einen Trost in dem, welcher ja überall helfen kann.

Die Hauptaussicht der 150 Unglücklichen ging dahin, daß die Boote würden eiligst ans Land gehen, ihre Mannschaft landen und dann vereinigt zurück kehren, um die auf der Flöße Gelas-

senen zu holen. Mit dieser Hoffnung ging der erste Tag zu Ende. Da aber kam die schreckliche Nacht. In der Finsterniß erhob sich ein Wind; die meisten Leute auf der Flöße waren Landsoldaten, des Meeres ganz unkundig. Bei jedem Anprallen der Wogen schrien sie fürchterlich und stürzten hin. Damit sie nicht weggeschwemmt würden, so ließ einer der Officiere von dem Beherztesten hin und her auf der Flöße Stricke anbinden, woran sich die Leute halten könnten. Einige ließen sich sogar selbst fest binden. Um Mitternacht ward das Wetter noch schlechter, das Meer brauste fürchterlich, Viele wurden niedergeworfen, Andere schrien, Andere beteten, Andere thaten Gelübde, welche sie nach ihrer Rettung erfüllen wollten, Andre nahmen von ihren Leidensgenossen Abschied und bereiteten sich zum Tode vor.

Gegen 7 Uhr des Morgens ließ die See etwas nach, und man konnte nun sehen, wie die Nacht auf die Leidenden gewirkt hatte. Zehn bis 12 waren mit den Füßen zwischen die Floßhölzer gerathen, hatten nicht wieder loskommen können, und waren so gestorben. Andere hatten die Wogen weggeschwemmt. Es fehlten 20 Mann.

Zwei Brüder richteten einen Mann auf, der bewußtlos in dem Wasser unter den Füßen der Andern lag und erkannten bald in dem Aufgerichte-

ten ihren Vater. Sie hielten ihn Anfangs für todt und klagten bitterlich über seinen Verlust. Alle Umstehenden wurden durch die Liebe der beiden Söhne gerührt; und da man noch einige Spuren von Leben in dem Aufgehobenen entdeckte, wandte man alle Mühe an, welche in der Lage möglich war, um ihn wieder ins Leben zu rufen, was auch gelang. Die Freude der beiden Söhne darüber war unbeschreiblich. Sie umklammerten fest den wiedererhaltenen Vater und bedeckten ihn mit Küssen. Während dieß geschah, nahmen 2 Schiffsjungen und ein Bäcker ruhig Abschied von ihren Unglücksgefährten und endeten wider Gottes Ordnung ihr Leben, indem sie ins Meer sprangen, kühn wie es schien, aber doch feig und verzweiflungsvoll, oder auch schon in der Verwirrung des Verstandes. Denn bald zeigten sich an Mehreren Spuren einer Geistesverwirrung. Einige glaubten, Land zu sehen, Andere Schiffe, die zu retten kämen, und Andere äußerten andere Gedanken.

Der zweite Tag, den die Unglücklichen auf der Flöße zubrachten, war heiter und der freundliche Himmel erhob ihren Muth. Die Meisten glaubten sicher, die Boote würden bald ankommen. Als aber der Abend da war, und die grause Nacht einbrach, nahm Alles eine andere Gestalt an. Es entsank nicht allein Allen der Muth, sondern es brach ein

Aufruhr aus. Keiner wollte mehr gehorchen; die Muthlosigkeit ging über in Verzweiflung. Da umzogen dicke Wolken den Himmel, der Wind verwandelte sich in einen Sturm, und das Meer brauste und tobte schrecklicher, wie in der vorigen Nacht. Die Leute, welche nach Außen standen, konnten den Wellen fast gar nicht mehr Widerstand leisten, sie wurden mit Gewalt fortgerissen, und drängten sich deßhalb so hart an die im innern Kreise Stehenden, daß Einige erdrückt wurden. Dabei hob der Sturm die Flöße fast senkrecht, und die Unglücklichen mußten oft mitten im Wogendrang der hohen Seite zueilen, um durch ihr Gewicht dieselbe niederzudrücken.

In dieser äußersten Noth hielten sich die rohen Soldaten sicher für verloren, und schon den Keim des Aufruhrs in sich tragend, faßten sie jetzt den elenden gottlosen Entschluß, sich noch recht voll zu zechen, um so im Taumel dahin zu fahren. Sie fielen über die eine Weintonne, welche mitten auf der Flöße lag, her, machten ein großes Loch in den einen Boden und es nahm jeder einen blechernen Becher, die von der Fregatte mitgenommen waren, und trank, so viel er wollte, ohne daß es die Officiere hindern konnten. Lange aber dauerte dieser Genuß nicht, denn das Meerwasser drang bald ins Faß. Jetzt erklärten die Elenden, deren böse Geister durch den Wein noch mehr aufgeregt waren,

ihre Absicht, auch den übrigen Wein zu sich zu nehmen, und dann die Flöße zu zerstören und so sich selbst den Wellen Preis zu geben. Bald auch schritten sie ans Werk. Einer nahm eine Axt und hieb auf die Flöße ein. Jetzt vereinten sich die Officiere und mit ihnen die übrigen Gebildeten, und da der Unsinnige von seinem Vorhaben nicht nachließ, büßte er durch einen Säbelhieb seinen Frevel. Dieser Mensch war ein Asiate, von riesenmäßiger Größe, kurzem krausen Haar, einer sehr dicken Nase, und überhaupt scheußlichen Ansehens. Er hatte schon viel Leids den Andern zugefügt, denn überall schlug er mit Fäusten um sich.

Jetzt ward der Kampf allgemein. Die Meuterer zogen ihre Säbel und Messer und gingen entschlossen auf die Officiere los. Bald fiel ein zweiter der Meuterer, was die übrigen stutzig machte; aber sie versuchten dennoch ihren Plan durch zu führen. Einer schnitt die Taue entzwei, welche die Hölzer verbanden, er ward aber ins Meer geworfen. Darauf ging es hart Mann gegen Mann. Ein Theil der Meuterer zerriß und zerschnitt die Segel, und stürzte den Mastbaum um, der beim Fallen einen Officier verwundete. Die Meuterer schleppten ihn fort, und wollten ihm mit einem Federmesser die Augen ausstechen. Jetzt ward ein allgemeiner Angriff auf sie gemacht, und

viele stürzten todt nieder, von Säbelhieben durchbohrt.

Da legte sich mit einem Male die Wuth der Meuterer, und die elendeste Feigheit trat an ihre Stelle. Die übrig Gebliebenen warfen sich auf die Kniee und baten um Schonung. Das war um Mitternacht. Allein die Ruhe dauerte nicht lange. Nach einer Stunde rotteten sich die Meuterer wieder zusammen und griffen zum zweiten Male an. Die, welche keine Waffen hatten, bissen mit den Zähnen, und man merkte es diesen rohen Naturen an, daß sie in eine ordentliche Verzweiflungsraserei gekommen waren, die den Tod der Andern sucht, um sich selbst denselben zu erwerben. Viele wurden bei diesem zweiten Kampf in der Nacht getödtet; und es blieben die Besonnenen auch dieß Mal die Sieger, wenn gleich die Aufrührer sechs Mal so stark waren. An Besinnung fehlte es aber oft selbst diesen Besonnenen, sie waren auch in einem Taumel, und wußten bisweilen kaum, was sie thaten. In diesem Taumel grinsete ihnen in einzelnen Augenblicken, wie ein Blitz aus dicken Wolken, die schauderhafte Wirklichkeit entgegen. Die übrige Zeit umgaukelten sie allerlei liebliche Bilder. So sah sich der Wundarzt, Hr. Savigny, in eine anmuthige italienische Landschaft versetzt. Ein Anderer sagte ganz ernst: „Ich besinne mich, daß uns die Boote verlassen ha-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ben, aber nur ruhig, ich habe so eben an den Oberbefehlshaber geschrieben; in einigen Stunden sind wir gerettet." Es gehörte viel Gewalt über sich selbst dazu, in einer solchen Lage nicht verwirrt zu werden. Wer sich nicht mit aller Gewalt den Träumereien entriß, der war leicht verloren. So ging es den unglücklichen Soldaten; ihnen fehlte aller Halt. Einige sprangen ins Meer und sagten: „ich komme bald wieder, um euch Hilfe zu bringen;" Andre hieben wie wüthend auf die Flöße ein, gleich den Fieberkranken nicht wissend, was sie thaten, und noch Andre fielen über ihre Leidensgenossen mit den Säbeln her, und verlangten ein gebratnes Huhn (die französische Lieblingsspeise) von ihnen. Ja die Träumerei ging so weit, daß es Vielen am Morgen unklar war, ob sie in der Nacht von Schlachten geträumt oder dieselben (wie der Fall war) wirklich geschlagen hätten. Fast Alle waren aber am Morgen wie gelähmt und hatten eine unwiderstehliche Müdigkeit. Als aber die aufgehende Sonne Alles am 3. Tage in der Wirklichkeit zeigte, so bemerkte man, daß in der 2. Nacht nicht weniger denn 60 bis 65 Leute von der Flöße verschwunden waren. So hatte das Schwert, das Meer und die Liebe zum Tode unter den Schiffbrüchigen gewüthet. Von der Seite der Besonnenen fehlten nur 2 Mann. Jeder erkannte am Morgen

Bayerische Staatsbibliothek München

den furchtbaren Zustand, worin er sich befand, und Manche vergossen bittere Thränen. Außer dem Verlust so vieler Genossen mußte man auch den Verlust von 2 Fässern Wein und von allem Wasser bedauern, was die Meuterer vernichtet hatten. Nur eine leere Tonne und ein kleines Faß Wein waren gerettet. Der Verlust des Weines machte es nothwendig, das tägliche Maß zu verkleinern.

Man richtete am Morgen den Mast wieder auf und vertheilte ½ Portion Wein. Alle hatten nun 48 Stunden gewacht und waren so müde, daß sie sich fast gar nicht mehr auf den Beinen halten konnten, und wenn gleich das Floß sich etwas durch die Abnahme der Last erhoben hatte, so befand es sich doch noch unter Wasser und es konnte Keiner sich legen. Man machte einen Versuch, wo möglich Fische an Angeln zu fangen, welche man aus den Nesteln (Zündlochnadeln) der Soldaten bildete, aber vergeblich. Da griff man zu dem schauderhaftesten Mittel der Selbsterhaltung, zu den Leichnamen der in der vorigen Nacht gestorbenen oder getödteten Gefährten, die in Menge noch auf der Flöße lagen. Manche schauderten zuerst vor dieser gräßlichen Speise zurück; Andere suchten sie in der Luft zu trocknen, um sie schmackhafter zu machen. Einige zogen es vor, die Tornisterriemen zu essen, Andere nagten an Leinewand, Andere an Hutleder. Ja ein

Matrose machte sich sogar an das Ekelhafteste, an die menschlichen Ausleerungen.

Die Hoffnungen der Unglücklichen auf Rettung wurden immer geringer, sie schauten nach allen Seiten hin in das weite Meer und sahen nichts, als Meer; dann starrten sie wieder auf das Wasser, worin sie standen oder saßen und fielen bald in träumerische Betrachtungen, woraus sie ein Wogendrang oder das Geschrei eines Andern aufstörte. Der Tag verging ruhig, und auch die Nacht war still und friedlich, so daß Jeder nur mit seinen Träumen und nicht mit den Wogen zu kämpfen hatte. — Alle standen bis an die Knie im Wasser, bildeten eine unbewegliche Masse, und störten sich in ihren Träumen hin und wieder durch Fallen und Wimmern. Als der vierte Tag den Unglücklichen auf der Flöße anbrach, so mußten die Todten wieder von den Lebenden gesondert werden und es fanden sich 10 bis 12 Todte. Die Lebenden sahen in diesen Todten ihr baldiges eignes Loos, sie legten einen Leichnam zu ihrer Nahrung zurück und warfen die übrigen ins Meer.

Der vierte Tag war schön, und gegen Abend brachte er den Schiffbrüchigen noch besondern Segen. Eine Herde fliegender Fische kam auf die Flöße und verfing sich größten Theils in den Lücken. Alle fielen sogleich über die Thiere her und mach-

ten einen ansehnlichen Fang. Sogleich ward eine Menge Fische verzehrt und andre that man in das leere Faß, nachdem sie ausgenommen waren. Die Fische brachten auf den Gedanken, ein Feuer anzumachen. Man trocknete etwas naß gewordenes Pulver, und Einer hatte auch Stahl, Feuerstein und Schwamm. Nach unsäglicher Mühe ward ein Feuer angemacht. Zum Herde diente die leere Tonne, deren Boden mit feuchten Sachen bedeckt wurde, damit er nicht sogleich durchbrannte. Um aber das Meerwasser vom Feuer abzuhalten, ward diese Tonne noch auf eine andre gestellt. Das Kochen der Fische führte zum Kochen der schauerlichen Speise des Menschenfleisches; wornach die Unglücklichen doch bald wieder ihre Hände ausstrecken mußten, da die Fische nicht lange vorhielten. Das Feuer hörte aber auch bald auf, da der Boden der Tonne durchbrannte.

Die nächste Nacht hätte, dem Wetter nach, sehr glücklich vorübergehen können, allein es entstand von Neuem eine Meuterei. Mehrere Soldaten faßten mit einem Feldwebel, der sich bisher immer zu den Officieren gehalten, die Aufsicht über den Wein geführt, und damit schon des Nachts Betrügereien gemacht hatte, den Plan, die Officiere alle ins Meer zu werfen, um sich dann der Kostbarkeiten Aller, die in einem Beutel am Mastbaume

hingen und zusammen 1500 Franken (das Stück zu 7 bis 8 sgr., Preuß.) betrugen, zu bemächtigen, und, wie sie hofften, damit den folgenden Tag ans Land zu gelangen, weil einige Neger, die unter ihnen waren, die Nachricht verbreitet hatten, das Land sei ganz nahe und die Flöße ginge unmittelbar darauf zu. Das Schlimmste bei dieser Meuterei war der Umstand, daß man gar nicht wissen konnte, welches die Meuterer waren und welche nicht. Selbst der Bediente eines Officiers befand sich darunter und stürzte sich, als er bemerkte, daß die Sache verrathen sei, mit der letzten Axt, die auf der Flöße war, ins Meer. Doch wurden auch dieß Mal die Empörer unterdrückt. Als aber der 6te Tag anbrach, so waren nur noch dreißig Mann auf der Flöße, und diese befanden sich in einem jammervollen Zustande. Durch das Meerwasser hatte sich die Haut von den Füßen und Beinen der Unglücklichen abgelöst, Viele waren mit Quetschungen und Wunden bedeckt, die Manchen so schmerzten, daß sie laut aufschrien. Höchstens 20 konnten sich noch bewegen.

Zwei Soldaten hatten heimlich sich an die Weintonne gemacht, und da vorher beschlossen war, daß Jeder, der sich so etwas erlaubte, sollte ins Meer geworfen werden, ergriff man beide und warf sie unerbittlich ins Meer. So verminderte sich das

Häuflein bis auf 28. Von diesen waren nur 15, die ihr Leben noch einige Tage schienen fristen zu können, während die andern halb todt, verwundet und besinnungslos dastanden. Die 15 Gesunden stellten jetzt eine traurige Rechnung an. Sie brachten heraus, daß, wenn ein Boot wäre glücklich nach St. Louis gekommen, es doch wenigstens 3 bis 4 Tage dazu gebraucht hätte, daß sich dort die Ausrüstung eines Schiffes auch ein Paar Tage würde verzögert haben und dieses mehrere Tage gebrauche, ehe es die Flöße auffände. Sie suchten deßhalb so lange als möglich sich zu halten, und kamen nun, (ach wohin kommt der Mensch in der Noth, zumal wenn ihm die feste höhere Haltung abgeht!) sie kamen auf den Gedanken, daß die Kranken nicht könnten mehrere Tage mehr aushalten, daß sie würden aber doch noch ihren Antheil an Wein verzehren, und beschlossen deßhalb, dem 5ten Gebote zuwider, ihre kranken, elenden Mitbrüder ins Meer zu werfen. Alle waren so hartherzig geworden, indem in 7 Tagen der Tod ganz einheimisch unter ihnen gewohnt hatte, daß ihnen dieser unchristliche Schritt wohl schwer, doch nothwendig erschien. Drei Matrosen und ein Soldat übernahmen das schauderhafte Geschäft, während die andern ihren Blick wenigstens davon wegwandten, und Thränen weinten. Welch' ein gräßlicher Auf-

tritt! Und die, welche dieß thaten, konnten zugleich hierin auch ihr Loos sehen, wenn sie krank würden; denn nun herrschte ein Mal das Gesetz auf der Flöße: Man muß retten, was noch zu retten ist und vertilgen das, was nicht mehr zu retten zu seyn scheint. Doch waren die ins Meer geworfenen 13 Schlachtopfer die letzten. Die übrig Bleibenden erhielten sich noch 6 Tage auf der Flöße und da kam Rettung! Sie hatten allerdings richtig gerechnet; denn als die Rettung kam, war auch der Wein fast ausgetrunken; allein ihre That war dem göttlichen Gesetze entgegen, wenn gleich sich voraussehen ließ, daß die also Getödteten, auch nach aller Wahrscheinlichkeit höchstens nur 2 Tage leben würden. Es war auch den 15 übrig Gebliebenen so schauderhaft, daß sie, gleichsam zum wechselseitigen Schutz und zur wechselseitigen Friedenszusicherung alle Waffen drauf ins Meer warfen, mit Ausnahme eines Säbels, um damit im Nothfalle einen Strick oder ein Stück Holz zerschneiden zu können.

Die Tage, welche die 15 Mann auf der Flöße zubrachten, waren äußerlich besser als die frühern; bei heiterem Wetter konnten sie etwas bequemer sich einrichten, als dieß bei der großen Menge und bei dem schlechten Wetter sich hatte ausführen lassen. Sie brachen hin und wieder Bretter ab und bauten

dann in der Mitte eine Art von erhöhtem Fußboden, worauf sie sich etwas legen konnten, wo sie aber auch bisweilen vom Wasser überspült wurden. Ihr Gemüth war jedoch in den letzten Tagen, besonders durch den grausamen Tod der Genossen, sehr getrübt. Dazu schmerzten ihre Wunden immer stärker und der Durst plagte sie schrecklich; weßhalb sie den eignen Harn mit großer Gierigkeit tranken, nachdem sie ihn vorher in ihren Bechern abgekühlt hatten. Ja Manche vergriffen sich an den Bechern, die Andere hingestellt hatten, um sie abzukühlen: Manche versuchten auch Seewasser, bekamen aber darnach einen noch stärkeren Durst. In dieser Noth fand ein Offizier zwischen 2 Floßhölzern eine Citrone. Er gedachte sie für sich zu behalten, allein wollte er sein Leben erhalten, so mußte er theilen. Eben so gierig haschten die Unglücklichen nach einigen Knoblauchzwiebeln, die man in einem Säckchen gefunden hatte. Selbst 2 Fläschchen Zahnelixir gaben eine große Erquickung. Der Besitzer goß 1 oder 2 Tropfen jedem in die Hand, woraus es dann mit großer Wonne geschlürft wurde; weil es dem Gaumen einen angenehmen Kitzel verursachte und auf kurze Zeit den Durst stillte. Manche nahmen Stückchen Zinn in den Mund, um so den Durst etwas zu vertreiben. Am besten half das Waschen des Kopfes und des Gesichtes mit Seewasser. Fast Alle tran-

ken ihre Portion Wein durch einen Federkiel einsaugend, um ihn so lange zu genießen, und den Durst besser dadurch zu stillen.

Daß aber die Gestrandeten Franzosen waren, konnte man auch in der größten Noth nicht verkennen. Selbst auf dieser Flöße fielen einige Scherzreden vor. Gewöhnlich aber baten Alle Gott, daß er ihrem Leben ein Ende machen möchte, da doch keine Rettung ihnen bevor zu stehen schiene.

Als die Unglücklichen den 16ten dem Lande sehr nahe zu seyn glaubten, so beschlossen 8 von ihnen, auf einem Baumstamme reitend, worauf ein kleines Segel angebracht, und der sonst auch noch nothdürftig mit einigen Brettern versehen war, das Land zu erreichen; aber bei dem ersten Versuche mit diesem Fahrzeuge schlug dasselbe um und man mußte davon abstehen. Dieses Mißglücken schlug die Hoffnungen von Neuem nieder; dabei bemerkte man, daß der Wein bald alle sei, und der Ekel vor dem Menschenfleisch ward um so größer, je länger sie es aßen.

Den 17ten des Morgens, als bei Aufgang der Sonne Alle recht andächtig gebetet hatten und eben Alle an ihrem Wein schlürften, erblickte ein Offizier ein Schiff am Gesichtskreis. Alles ward jetzt versucht, um dem Schiffe Kunde von dem Daseyn der Flöße zu geben; Einer kletterte auf den Mast und schwenkte mit

Tüchern; Andere banden Tücher an Tonnenreifen, um damit Zeichen zu geben. Aber ach, das Schiff verschwand wieder und die Unglücklichen gingen aus der lautesten Freude zu dem tiefsten Trübsinne über. Sie rüsteten sich jetzt zum Tode und gedachten den, liegend auf der Flöße, zu erwarten, nachdem sie vorher auf ein Brett, das sie an den Mastbaum nageln wollten, ihre Leidensgeschichte aufgeschrieben hätten.

Alle hatten sich nach dem Verschwinden des Schiffes in das Zelt begeben, das sie in der Mitte der Flöße in der letzten Zeit zum Schutz gegen die Sonne errichtet. Als aber nach 2 Stunden, einer von ihnen herausging, um sich doch ein Mal umzusehen, so kehrte er mit dem größten Freudengeschrei zurück; denn ein Schiff, es war eine Brigg, eilte mit vollen Segeln auf die Flöße los und war nur noch ½ Stunde entfernt. Alles kroch jetzt aus dem Zelte, selbst die hart darnieder Liegenden; Alle umarmten sich vor Freuden, weinten Wonnethränen, und winkten mit ihren Tüchern der Brigg zu. Bald auch sahen sie, daß das Schiff eine französische Flagge führte und endlich erkannten sie die Brigg Argus, welche mit der Medusa zugleich von Frankreich nach dem Senegal abgesegelt war.

Bald legte die Brigg an und setzte ein Boot aus. Der Offizier, welcher es befehligte, trug die

Kraftlosen selbst hinein, und in einer Viertelstunde waren die 15 Mann aus ihrer elenden Lage gerissen und fanden auf der Brigg einige andere Schiffbrüchige, welche auf den Booten nach St. Louis gekommen waren. Vortreffliche Fleischbrühe, welche man den Unglücklichen gab, ward ihre erste Erquickung. Dabei verband man ihre Wunden, und mehrere der Kranken konnten sich am 2ten Tage schon etwas aufrichten. Aber Einige bekamen auch in diesem bessern Zustande noch Anfälle von Verwirrung, und fast wären Einige verbrannt, indem Feuer auf dem Schiffe ausbrach und schon, ehe es gelöscht ward, das Lager einiger sehr Kranken ergriff.

Die Brigg Argus war von Senegal abgesendet worden, als das erste dort angekommene Boot die Nachricht von der Scheiterung der Fregatte Medusa gebracht hatte, und zwar mit dem Befehle, den Booten zu Hilfe zu eilen und die Flöße aufzusuchen. Sie war längs der Küste gefahren und hatte dort die Schiffbrüchigen, welche gelandet waren, mit Lebensmitteln versehen. Lange hatte sie nach der Flöße gesucht, und schon auf der Rückkehr wurde sie durch die Vorsehung vermittels eines Südwestwindes, ihrer Absicht entgegen, auf dieselbe zugetrieben.

Den Abend des Tages nach der Rettung kam die Brigg Argus an die Mündung des Senegal,

und den folgenden Tag landeten die 15 Leidenden in St. Louis, wo Alle mit großer Herzlichkeit und Theilnahme besonders von den Engländern empfangen wurden. Selbst die Negersklaven weinten bittere Thränen, als sie die Leidenden sahen. Sechs davon starben in St. Louis; die übrigen Neune genesen allmälig, Alle waren mit Narben bedeckt, und die Meisten blieben ungesund für ihr übriges Leben.

Zweite Erzählung.

Das Loos derer auf den Booten und auf dem Wrack.

Die zerbrechliche Schaluppe trennte sich zuletzt von der Flöße und die, welche in ihr waren, sahen gegen Abend das Land. Unfehlbar mußten es also die besser segelnden Boote schon früher gesehen haben; und der Schiffbruch ereignete sich in keiner beträchtlichen Ferne vom Lande. Die Möglichkeit, die Flöße durch die Boote ans Land zu ziehen, war also dagewesen.

Zwei Boote, das, worauf der Oberbefehlshaber der Senegalländer sich befand und das, worauf

der pflichtvergessene Kapitän der Fregatte sich eingeschifft hatte, beide kamen ohne allen Unfall den 9ten Abends bei der Corvette Echo an, die auf der Rhede von St. Louis vor Anker lag. Zwei geschickten Steuerleuten verdankten die, welche auf diesen Booten sich befanden, ihre Rettung. Nach Ankunft dieser beiden Boote bei der Corvette ward Rath gehalten, was für die 4 Boote und die Flöße zu thun sei, und die Brigg Argus darauf abgesandt.

Die Schaluppe befand sich, als sie gegen Abend Land sah, in einem sehr seichten Gewässer, dessen Tiefe nur 3 Fuß betrug und stieß ein Paar Mal sogar auf den Grund. Sie mußte deßhalb wieder seewärts gehen, um in der Nacht nicht zu scheitern. Den folgenden Tag (den 6. Julius) befand sie sich weit von der Küste, als das Meer unruhig ward. Sie eilte wieder dem Lande zu und kam ihm des Morgens um 8 Uhr sehr nahe. Es landeten 60 Mann mit gehörigen Waffen und Schiffszwieback versehen, um zu Lande den Weg nach St. Louis zu versuchen, das 40 bis 45 deutsche Meilen südlich von dem Landungspunkte lag, denn die Landung geschah nördlich am Vorgebirge Mirik. Die Schaluppe stach wieder in See, um die andern Boote wo möglich zu versammeln; man entdeckte auch die andern Fahrzeuge, aber eines floh vor

dem andern aus Furcht, daß eins Etwas von dem andern wolle. Besonders floh man aber die zerbrechliche Schaluppe, deren Besatzung sich am entschiedensten gegen das Verlassen der Flöße erklärt hatte. Nur ein Boot nahete sich der Schaluppe, da es im Sturm in Noth gerieth. Die Schaluppe nahm demselben 15 Mann ab, und hätte jetzt gern die Fahrt nach St. Louis fortgesetzt. Allein bald verlangten die Leute zu landen, und es wurde 20 Meilen nördlich von St. Louis ein anderer Haufen ausgeschifft. An demselben Tage (den 8. Julius) mußten auch an demselben Orte die zwei übrigen Boote, durch den Wind getrieben, landen; das eine des Morgens um 11 Uhr, das andere Nachmittags 5 Uhr und zwar waren die Leute auf diesen Booten von Allem entblößt. So befanden sich jetzt 2 unglückliche Haufen von den Gescheiterten am Lande.

Die zuletzt Gelandeten fanden glücklicher Weise bald, nachdem sie im Sande gegraben hatten, süßes Wasser und begegneten einigen Mauren, die ihnen als Wegweiser dienten. Sie hielten sich immer südlich an der Küste. Am 11ten des Morgens wurden sie von der Brigg Argus gesehen und empfingen von ihr Wein und Schiffszwieback durch ein Boot. Den 11ten Abends erhielten sie eine zweite Hilfe. Ein irländischer Kauffahrer, der bei

St. Louis vor Anker lag, segelte, als er von der Scheiterung der Medusa gehört hatte, aus eignem Antriebe aus, um den Unglücklichen Beistand zu leisten, und ward denselben dadurch sehr nützlich, daß er die Sprache der Mauren verstand. Doch litten sie große Noth. Das Waten in dem heißen Sande griff besonders die Frauen und Kinder an. Letztere mußten alle getragen werden, und die Offiziere gingen darin der Mannschaft mit einem guten Beispiele voran. Es war deßhalb Allen höchst erfreulich, als sie auf Mauren stießen, die einige Kameele und Esel bei sich hatten, welche theuer gemiethet wurden. Die Mauren gaben freiwillig wenig Hilfe, sie bestahlen noch die Unglücklichen und verkauften ihnen das Wasser sehr theuer. Feindlich griffen sie nicht an, weil zwischen diesen Mauren und dem Senegallande ein Vertrag wegen guter Behandlung der Schiffbrüchigen besteht.

Ein rechtes Fest machte der irländische Kauffahrer den Unglücklichen, indem er von den Mauren einen Ochsen kaufte und schlachten ließ. Jeder briet sich seinen Theil an seinem Säbel. Oefter kauften die Unglücklichen auch für vieles Geld etwas Hirse und Milch. Der Geist des Aufruhrs regte sich auch in diesem Haufen, wie auf der Flöße; doch kam er nicht zum Ausbruch; und ein Offizier gerieth in eine Art Verwirrung, so daß er nicht weiter wollte.

Den 13. Julius kam dieser Haufen des Abends 7 Uhr in St. Louis an, ohne daß Einer umgekommen wäre.

Schwerer wurde es den 60 Mann, welche aus der Schaluppe zuerst gelandet waren, und noch ein Mal so weit zu wandern hatten, als die zuletzt Gelandeten. Sie wateten langsam über die öden Sandhügel der Sahara Küste hinweg und fanden bald einen großen Teich von süßem Wasser, woran sie sich außerordentlich erquickten. Einige Mauren, die sie an dem Teiche antrafen, wurden ihre Wegweiser und sie gelangten mit diesen den 25. Julius nach vielen Beschwernissen in St. Louis an. Zwei kamen von den Beschwernissen um, eine Frau und ein Gärtner. Einige, die sich von dem Haufen entfernt hatten, wurden von herumstreifenden Mauren aufgegriffen und in deren Lager geschleppt. Ein Soldat blieb über einen Monat unter ihnen. Zwei andere, der Naturforscher Kummer und ein gewisser Rogery zogen von einer Maurenhorde zur andern. Beide waren gleich nach der Landung ostwärts eingedrungen, um Mauren aufzusuchen, doch jeder für sich. Kummer entdeckte gegen Abend Feuer und ging darauf zu. Er fand auch wirklich eine Horde, bat sie im Namen des Propheten Muhamed um Gastfreundschaft an, denn er sprach ein wenig arabisch, und ward freundschaftlich aufgenommen und

mit Milch und Früchten bewirthet. Kummer freuete sich über die schönen Viehherden, die er hier sah. Sklaven unterhielten das Feuer bei der Horde, um die Mücken etwas vom Vieh abzuhalten, das in einem Salzsumpfe weidete. Vor dem Melken ward das Rindvieh gewaschen. Um dieß auszuführen, faßten starke Sklaven das Rindvieh an die Hörner und warfen es so auf den Boden.

Schon am Tage bat sich der Häuptling der Mauren Kummers Uhr aus, in der Nacht, da er trotz seiner Bemühung wach zu bleiben, weil er eine hinterlistige Ermordung fürchtete, dennoch eingeschlafen war, nahm man ihm sein Geld ab, zog ihm Rock, Schuhe und Weste ab und plünderte ihn überhaupt ganz aus. Den andern Tag mußte er mit den Mauren an die Seeküste aufbrechen, um ihnen die Landungsstelle zu zeigen, wo sie hofften Einiges zu finden, was von der Strandung angeschwemmt seyn möchte. Sie fanden aber wenig. Nun brachen sie wieder auf, und da es erst nach Norden ging, befürchtete Kummer, man möchte ihn nach Marokko, statt an den Senegal führen. Endlich aber merkte Kummer zu seiner Freude, daß der Weg nach dem Senegal eingeschlagen ward. Am Mittage traf Rogery bei derselben Horde ein und da Kummer gerade zu Mittag schlief, und wie todt da lag, schauderte er vor Schreck zurück, in-

dem er ihn für ermordet hielt. Seine Freude ward um so größer, als er ihn lebend fand. Beide fielen sich in die Arme, und erzählten sich von den Qualen, welche sie besonders hatten von den Weibern und Kindern der Mauren ausstehen müssen. Die Mauren suchten unterdessen, daß Beide sich zum Schlaf wieder hinlegten, rothe, sehr wohlschmeckende Beeren, die traubenförmig an einem Strauche wuchsen und gaben auch davon den Unglücklichen. Gegen Abend wurden Beide in das Lager des obersten Häuptlings Zaide geführt. Hier schlossen sie einen Vertrag mit den Mauren wegen ihrer glücklichen Beförderung nach St. Louis.

Beide Schiffbrüchige gewannen, durch Ruhe und Vertrauen zu ihrer glücklichen Reise nach St. Louis, auch wieder Besonnenheit und Kräfte. Sie beachteten die Sitten der Mauren und fanden darin manches Auffällige. Die Sklaven wurden den Freien ganz gleich gehalten, die Kinder hatten wenig Achtung vor ihren Müttern, konnten aber größten Theils im Sande schreiben, was die Geistlichen, so wie die Aeltern ihnen lehrten. Der Stamm, wobei die Schiffbrüchigen waren, hieß Trazas und bekennt sich zum Muhamedthum. Er macht häufig Jagden auf Tiger, Leoparden, Löwen und andere reißende Thiere und bringt deren Felle, so wie Schaffelle und Straußfedern zum Handel

nach den Senegalländern. Nach Timbuktu und Sego führen die Trazas Salz. Sie verfertigen allerlei Goldarbeiten, gärben Felle und verarbeiten viel Leder zu Taschen, Säckchen und Kistchen.

Der Häuptling Zaide behandelte die beiden Unglücklichen sehr wohl, sorgte dafür, daß Kummer seine Uhr wieder erhielt, ließ sich viel von dem Kaiser Napoleon erzählen und konnte sich nicht genug wundern, daß das derselbe Mann sei, der früherhin unter dem Namen Bonaparte wäre in Aegypten eingedrungen. Es waren auch einige Priester zugegen, die auf ihren Wallfahrten nach Mekka das französische Heer in Aegypten gesehen hatten und sich nicht satt genug hören konnten an der Geschichte dieses großen, auf St. Helena verbannten Mannes. Auf Kameelen wurde aus Zaide's Lager die Reise nach dem Senegal angetreten, welche bei den vielen Umwegen wohl 70 deutsche Meilen betragen mochte. Rogery ward aber auf der Reise hart von den Mauren behandelt, weil er sich selbst unpassend gegen sie betrug, Kummer dagegen hatte es sehr gut. Den 19ten erreichten beide Schiffbrüchige mit ihrer Begleitung einen Nebenfluß des Senegal, dessen Ufer mit Baumwollenbäumen *), Mais

---

*) Die gewöhnliche Baumwolle, von der schon im 2ten Theile dieses Werkes S. 57 geredet ist, kommt von der Baumwollenstaude (gossypium), welche entweder kraut-

und Hirse bestanden waren. Diese Pflanzungen gehörten schon Negern. In einem Negerdorfe trafen die beiden Gescheiterten eine recht herzlich Theil nehmende Negerinn, die ihnen sogleich Milch und Hirsemehl vorsetzte, und Thränen bei dem Anblicke ihres Elendes vergoß; denn Beide waren fast ganz nackt. Als sie hörte, daß Beide Franzosen wären, verstärkte sich noch ihre Theilnahme, und sie fing sogleich an in französischer Sprache ihre Geschichte zu erzählen, die also lautete:

„Die Mauren hatten mich aus den Armen meiner Mutter gerissen und mich in die Sklaverei geschleppt. Das sind häßliche Leute, die Räuber der Wüste! Ja sie rissen mich mit sich fort, wenn gleich mein Vater auf alle Weise sie abzuhalten suchte und mich muthvoll vertheidigte. Darauf verheerten sie unser ganzes Dorf. Aus manchem Hause hatten sie Mann, Frau und sämmtliche Kinder ge-

---

artig oder baumartig wächst, und in allen wärmeren Ländern jetzt stark gebauet wird. Hiervon unterscheidet sich der hier erwähnte Wollbaum (bombax), der in wenigstens 5 Arten vorkommt, wovon der fünfmännige (pentandrum) am bekanntesten ist. Dieser Baum wächst in Asien, Afrika und Amerika und trägt nur eine kurze Wolle, die sich nicht gut spinnen läßt. Von einer zweiten Art dieses Baumes, dem Ceiba-Wollbaum, benutzen die Chinesen die Wolle zum Papier. Die Wolle von beiden Bäumen ist sehr zart und ähnelt mehr der Seide, als unsrer Baumwolle.

nommen. Sie führten uns nach St. Louis, wo die Weißen die Menschen kaufen, um sie nach Amerika zu bringen. Ich kam, Gott sei es gedankt, nicht dahin. Der Befehlshaber von St. Louis, der General Blanchot kaufte mich und behielt mich einige Jahre in seinen Diensten. Als er aber sah, daß ich meine Heimath nicht vergessen konnte, so schenkte er mir die Freiheit." —

Ueberall fanden die Gescheiterten die Neger in den Dörfern sehr gutmüthig, auch wurden die sie begleitenden Mauren immer wohlwollender gegen sie, je näher sie St. Louis kamen, wo ihnen der Oberbefehlshaber 15 Thaler für ihre Bemühungen auszahlte, womit sie wohl zufrieden waren. Sie kamen den 22. Julius in St. Louis an, nachdem sie 16 Tage in der Wüste umhergewandert waren.

Erst nach Ankunft aller Schiffbrüchigen, entschloß sich der Oberbefehlshaber ein Schiff nach der gestrandeten Medusa auszusenden, um 100,000 Fr., die darauf waren und Lebensmittel zu holen, wovon sich ein großer Vorrath darauf befand, während in St. Louis es daran gebrach. So säumig war der Oberbefehlshaber in seiner Sache, obgleich er auch wußte, daß noch mehrere Menschen sich auf dem Wrack befänden.

Den 26sten Julius fuhr ein kleines Fahrzeug nach der Medusa ab und nahm einige zum Tauchen

abgerichtete Neger mit. Da es aber nur auf 8 Tage Lebensmittel mitgenommen hatte und mit widrigen Winden kämpfen mußte, so kehrte es unverrichteter Sache in den Hafen zurück. Es nahm nun auf 25 Tage Lebensmittel ein und stach abermals in See. Die Segel des Fahrzeuges waren so unbrauchbar, daß es nach 14 Tagen abermals in den Hafen einlief. Es ward darauf in 10 Tagen mit neuen Segeln versehen, ging wieder in See und fand 50 Tage später, als man die Medusa verlassen hatte, dieselbe wieder. Es lebten noch 3 Menschen auf dem Schiffe; aber 17 waren zurück geblieben. Diese 17 hatten, nachdem die Boote und die Flöße fort waren, alle Stellen im Schiffe, worein noch kein Wasser gedrungen war, untersucht, um Lebensmittel zu finden. Sie hatten auch eine Menge Speck, Zwieback, Wein und Brantewein gesammelt, und waren 42 Tage, so lange die Nahrungsmittel vorhielten, ziemlich gefaßt geblieben. Als aber da noch keine Hilfe kam, faßten 12 den Entschluß einen Versuch zu machen, um das Land zu erreichen. Sie baueten eine Art Flöße und richteten diese nach dem Lande zu; allein wahrscheinlich ist diese kleine Flöße von den Wellen zertrümmert, man hat weiter keine Kunde von diesen 12 Menschen erhalten; wohl aber Stücken von den Trümmern ihrer Flöße späterhin an der Küste gefunden. Ein Andrer versuchte in einem

Hühnerbehälter ans Land zu schwimmen. Er setzte sich hinein und hoffte so ans Land getrieben zu werden; allein als er ein Paar hundert Fuß getrieben war, kippte das Behältniß um, und er ertrank.

Vier blieben demnach auf dem Wrack, und von diesen war eben Einer gestorben, als nach 50 Tagen Hilfe kam. Die andern 3 rangen auch schon mit dem Tode; denn sie hatten seit mehreren Tagen nur noch Brantewein und Talg zur Speise gehabt. Jeder lag einsam für sich, und so hatten sie schon mehrere Tage gelebt. Begegneten sie sich, wenn sie sich Speise holten, so drohten sie sich mit ihren Messern. Eine thierische Wuth hatte sich also auch dieser Unglücklichen bemächtigt, wie der Soldaten auf der Flöße. So lange sie noch etwas Wein hatten, waren sie bei Kräften geblieben, der Brantewein dagegen hatte sie sehr geschwächt.

Es ist ganz unverantwortlich und wohl einem echten englischen Seemann unglaublich, wie der Befehlshaber einer kleinen Flotte und der Oberbefehlshaber eines Landes konnten die Unglücklichen so lange auf dem Schiffe ohne Hilfe lassen, da im Hafen von St. Louis es mehrere wohlausgerüstete Schiffe gab. Doch es ging noch weiter! Das Kauffahrteischiff, welches nach 50 Tagen zur Medusa gelangte, betrachtete alle Sachen als gute Beute; und wollten die Schiffbrüchigen ihre Kleider wieder

haben, so mußten sie auf den Markt sie bei den Trödlern suchen und von denen erstehen. Selbst die Schiffsflagge, welche, wie die Fahne bei den Landsoldaten, für etwas volksthümlich Heiliges betrachtet wird, ward vertrödelt, und der Käufer machte daraus Tisch- und Betttücher. Noch 4 kaufmännische Fahrzeuge fuhren hin, um sich Güter von der Medusa zu holen; doch machte man diesen die Bedingung, daß sie die Hälfte des Gewinnes an die Staatsbehörde zurück geben sollten.

Die kranken Schiffbrüchigen erhielten in St. Louis geringe Pflege, nur die Engländer nahmen sich ihrer an, und zeigten auch hier ihr edles Wesen. Einer von denen, der auf der Flöße gewesen war, lag mehrere Wochen nackt und elend; als aber die englischen Offiziere es erfuhren, bekam er alle Hilfe und ward aufs Beste gepflegt.

III.

Mungo Park's

erste Reise

zu dem Niger.

Einleitung.

„Man kann lange von Etwas wissen, ohne es recht zu kennen.“ Das beweist der Fluß Niger, welcher über 2000 Jahre die Weisen der Erde neckt. Schon der alte Weltkundner Herodot wußte von diesem großen Strom in Afrika und berichtete, daß er von Westen nach Osten flösse. Späterhin glaubte man indeß viele Jahrhunderte hindurch, dem alten Weltkundner sei es nicht besser gegangen, wie es so oft den neuern geht, er habe sich geirrt, denn der Niger wäre kein andrer Fluß als der Senegal, und er flösse, was allerdings sehr wahr ist, von Osten nach Westen. Der erste Europäer, welcher den Niger wirklich sah, 2000 Jahre später, als Herodot schon davon berichtet, war der berühmte Reisende Mungo Park. Er erblickte den 20. Julius 1796 zuerst den Niger oder Joliba, und fand 1805 seinen Tod in diesem Flusse; als wenn auch hier der liebe Gott zeigen wollte, das Große müsse durch große Opfer errungen werden. Die Erforschung des Innern von Afrika hat Vielen schon das Leben gekostet, das Ziel ist noch nicht erreicht; wird es erreicht, so

möchte dadurch sich auch Manches umgestalten. Wie in Indien, würde man in Afrika dem falschen Propheten das Ziel setzen, und die emsigen afrikanischen Urbewohner, die Neger, wie die Hindus, zu einem neuen Leben erwecken. Eine Handelsstraße würde sich von Abyssinien und Nubien aus durch das volkreiche und goldreiche innere Afrika nach Guinea bilden, dem Glaubenseifer erweckter Christen Bahn brechend; und so würde den armen Negern durch Liebe das in etwas ersetzt werden, was muhamedanische Rohheit und europäische (christliche) Gaunerei ihnen Leids zugefügt haben. In Amerika würde das Volk seine Brüder aufsuchen und einen Handel mit denen anknüpfen, die von ihm freventlich gerissen sind. Nach Norden würden die kühnen Neger wandern, dort Millionen andrer Brüder in der Sklaverei finden, sich mit diesen verbinden und den Wüstenjäger und Menschenfänger, den Araber züchtigen. Den Abyssinier würden dann nicht mehr die Heiden bedrängen, die der Muhamedaner zusammen gescheucht hat, er würde seine Küsten frei machen von muhamedanischen Fesseln und Schiffe nach Ostindien senden.

Hier im Innern von Afrika ist die Ernte groß, und wenn auch das kühne Volk der Engländer äußerlich nur vom Handelsgeist zur Erforschung Afrika's angetrieben werden sollte, dahinter steckt doch mehr, als

die handelnden Engländer selbst ahnen; der Geist Gottes ist auch in den schwachen Kaufleuten mächtig.

Die Kaufleute senden Waaren aus, der Geist Gottes aber geht den Ballen nach; und es wird in dem alten Afrika sich eine neue Welt bilden, die wohl eben so großen Einfluß auf Europa haben könnte, als Amerika. —

Doch wir wollen nicht zu weit sehen, sondern nur vorläufig ganz ruhig (denn es ist noch Viel zu entdecken und noch mehr durch christliche Liebe zu erwerben übrig) die Mauren kennen lernen, welche in neuern Zeiten besonders von Westen aus bemüht waren, ins Innere von Afrika zu dringen.

Oben an steht immer Mungo Park. Dieser Wundarzt war eben aus Indien zurück gekehrt, als die 1788 errichtete englische Gesellschaft zur Erforschung des Innern Afrika's die Nachricht erhielt, daß der von ihr ausgesandte Major Houghton in Afrika gestorben sei. Mungo Park erbot sich sogleich, in dessen Stelle zu treten, und brach den 22. Mai 1795 nach dem Gambia auf. Auf dieser Reise, die 18 Monate dauerte, kam er als Bettler oberhalb Sego zu dem Niger, und reiste eine Strecke den Fluß unterhalb Sego hinab.

Im Jahr 1805 unternahm er eine zweite Reise nach diesem Fluß. Als Reisegefährten begleiteten ihn dieß Mal ein Anverwandter, Anderson, ein Ma-

ler Scott, und vier Zimmerleute aus England. Am grünen Vorgebirge kaufte er 44 Esel als Lastthiere und von den englischen Soldaten von Goree gingen 35 als Freiwillige mit. Unter den Freiwilligen befanden sich ein Offizier und 2 Matrosen. M. Park schiffte den Gambia bis Pisania hinauf. Dort nahm er einen Mandingo-Priester als Dolmetscher mit. Leider verzögerte sich etwas die Abreise und es traten schon die ersten Schauer der Regenzeit ein; doch hoffte M. Park vor der völligen Regenzeit noch den Niger zu erreichen und eilte mit seiner Reise. Aber viele Unfälle trafen die Karawane. Ein Bienenschwarm tödtete 7 Packesel, andre stürzten auf schlechten Wegen. Dazu gerieth die Karawane mit einigen Negerstämmen in Streitigkeit, und ward fast zersprengt. Doch überschritt M. Park den Faleme Fluß, einen Nebenfluß des Senegal, kam in eine reiche Goldgegend, und vertheilte darin viele arabische neue Testamente. Dahinter war ein Hochgebirge zu übersteigen, worin kein Weg und viele wilde Thiere sich befanden. Die Löwen und Wölfe griffen des Nachts die Packesel an, und fraßen sie auf, die Menschen erkrankten in dem Regenwetter, und ein Reisegenosse wand sich mit vieler Anstrengung aus dem Rachen eines Krokodils heraus, das ihn beim Uebersetzen über den Wondafluß erschnappte. Er drückte mit aller Gewalt dem Thiere das eine

Auge aus, während er halb in dessen Rachen steckte und entkam so mit starken Wunden. In Bangassi fand M. Park gute Aufnahme, und kaufte neue Lastthiere. Der Regen und der Andrang der wilden Thiere ward aber immer schrecklicher. Den 30. Julius war von den Eseln des grünen Vorgebirgs keiner mehr übrig. Die meisten hatten Löwen und Wölfe verzehrt. M. Park ward selbst krank, und mußte dabei hinter seinem Lastthiere hergehen. Doch kam er den 19. August zum Niger bei Bammaku mit 10 Begleitern an, fand den Fluß dort breiter als den Senegal, traf dabei Elephanten, Nilpferde und Schildkröten, mußte mit einem gemietheten Kahn über mehrere Stromschnellen fahren, und kam glücklich zum zweiten Mal nach Sego, wo er als ein angesehener Gesandter dieß Mal anders empfangen ward, denn das erste Mal. Er schiffte von da aus 3 Tagereisen weiter nach Sansanding, fand eine schöne, sehr bevölkerte Gegend, besäet mit Dörfern und Städten, sahe große mit Waaren beladne Kähne auf dem Flusse, fand den Markt in Sansanding mit vielerlei Waaren besetzt, jede Waarenart von der andern getrennt, hatte seine Freude an dem reinlichen Fleischmarkt, der dem Londoner nichts nachgab, an dem schönen Maisbier und bemerkte, daß an wichtigen Markttagen 16 bis 20 Ochsen geschlachtet wurden. Er kam aber in Sansanding in eine schreckliche

Lage. Alle Kaufleute wurden aufsässig gegen ihn, weil er die Waaren, die er mitgebracht hatte, um Geld zu bekommen, wohlfeiler verkaufte, denn sie und bestürmten den Häuptling, ihn zu tödten, indem er ein Zauberer sei, was jener zwar unterließ. Er gewährte ihm aber auch keine Hilfe und seine Leute starben Einer nach dem Andern, dahin. Doch vollendete M. Park den Bau eines zweckmäßigen Kahnes in Sansanding, worauf er den Niger herunter zu fahren und so das Meer zu erreichen gedachte. Indeß ist er wahrscheinlich nur bis Yuri gekommen und hat dort den Tod gefunden.

Nachdem Mungo Park lange verschollen war, versuchte außer dem Major Grey, der 1819 unverrichteter Sache zurück kehrte, der Major Peddie in großer Begleitung 1816 nach dem Niger zu kommen. Er selbst und zwei seiner Begleiter starben dabei, wovon Einer ein deutscher Naturforscher, nämlich derselbe Hr. Kummer war, dessen schon bei dem Schiffbruche der Fregatte Medusa gedacht ist. Die Andern erreichten wohl den Niger, erhielten aber nicht die Freiheit, weiter vorzudringen. Die verunglückte Unternehmung des Major Peddie kostete, indem die dazu ausgerüstete Schaar einem kleinen Heere glich, nicht weniger als 300,000 Thaler.

Im gegenwärtigen Augenblicke befinden sich 2 berühmte Reisende mitten in Afrika; der uns schon

aus dem 10. Theile bekannte Hr. Clapperton, und Hr. Laing, welcher 1822 eine wichtige Reise zu den Sulimas machte. Beide haben sich wahrscheinlich in Timbuktu getroffen. Von Laing sind wenigstens Nachrichten eingegangen, daß er im Februar 1826 in Timbuktu (als der erste Europäer) angekommen war. Er reiste nämlich von Tripoli im Julius 1825 ab, kam zu Anfang 1826 nach Gusale (Eusale) und im Februar nach Timbuktu.

Clapperton war wieder in Sackatoo bei seinem Freunde Bello angekommen, nachdem mehrere seiner Begleiter, unter andern der Hauptmann Pearce, der Dr. Morrison, und Houston gestorben waren. Er reiste nämlich von dem Meerbusen Benin nach Hio (Yariba, Katunga), überschritt zu Anfang des Jahres 1826 das 2½ tausend Fuß hohe Kong-Gebirge, hoffte Mungo Parks Papiere zu erhalten und überzeugte sich davon, daß der Niger in den Meerbusen von Guinea fließe.

Gott gebe nur, daß diese beiden Reisenden wohlbehalten nach Europa zurück kehren und nicht, wie die vorhin erwähnten, oder wie Belzoni und Bowdich*), ihren Entdeckungseifer mit dem Tode

*) Dieser Bowdich ist derselbe, welcher früher die später hier folgende Gesandtschaftsreise nach Ashantee machte. Er starb als Naturforscher der afrikanischen Gesellschaft, den 10. Januar 1824 am Gambia, 30 Jahr alt, den

büßen! Wir wollen indeß die Länder, worauf die Forschungen der neuesten Zeit so eifrig gerichtet sind, die Länder von dem weißen Vorgebirge an, bis zum Vorgebirge Lopez hinter dem Meerbusen von Guinea näher kennen lernen und uns dabei von drei berühmten Reisenden führen lassen, von Mungo Park an den Niger, von Laing zu dem Sulimas und von Bowdich zu den Ashantees. Wir rüsten uns zu diesen 3 Reisen durch einen kurzen Ueberblick über die zu durchreisenden Länder.

Unstreitig ist die Sahara eine dürre Hochebene, wie Hoch- oder Mittelasien; an deren Rändern sich hin und wieder noch höhere Gebirge erheben, wie der Atlas im Norden. Ja die Sahara bildet mit Mittelasien einen hohen Erdgürtel der nördlichen Erdhälfte, ein Hochmeer aus Sand und verhärteten

---

Anstrengungen in seinem Beruf in der ungesunden Flußgegend unterliegend. Seine Gattinn begleitete ihn überall und zeichnete die Gegenstände, welche er entdeckte. Sie wollte ihm ins Innere des Landes folgen. Der hier erwähnte Belzoni ist derselbe, der früher mit seiner Frau die Alterthümer Aegyptens untersuchte, und schon im 10ten Theile dieser Reisen S. 134 vorkommt. Er wollte von Benin aus nach Timbuktu vordringen, erhielt auch einen tüchtigen einheimischen Reisegefährten, einen Neger aus Haussa, der lange als englischer Soldat gedient hatte und jetzt nach Hause zurück kehren wollte, weil er von Sklaven vernommen, daß seine Braut noch lebe. Belzoni starb aber bald nach seiner Abreise von der Küste, obgleich er ein außerordentlich starker und kräftiger Mann war.

Letten, und Salzflüssen. In diesem erstarreten Meere sind einige Fruchteilande als Oasen und einige Erdadern als Flüsse, z. B. der Nil. Die südwestliche Abdachung dieser Hochebene macht das Land aus, wobei wir jetzt stehen. Es enthält ansehnliche Gebirge in seiner Mitte, die wenig gekannt sind, und wohl das Kong-Gebirge heißen. Zwei Hauptabdachungen hat das Land von diesem Gebirge aus, die eine geht nordwestlich und wird besonders durch die Flüsse Senegal und Gambia bezeichnet, die andere geht zuerst östlich und wendet sich dann südlich nach dem Meerbusen von Guinea. Wahrscheinlich münden sich hier 2 große Flüsse ein, der Niger (Joliba) und der Quolla. Ob letzter Fluß das Wasser des Tsadsees aufnimmt, oder ob der Tsadsee ein Binnensee ist, oder ob er sein Wasser dem westlichen oder weißen Nil zu führt, das ist noch nicht entschieden. Einige Sandwüsten und andre unfruchtbare Strecken abgerechnet, kann man sagen, daß das Land im innern Afrika südlich von der Sahara ein fruchtbares Land sei, das von Negern in einigen Gegenden dick bevölkert ist. Diese Neger gleichen in ihrer Bildung den Hindus, sind jedoch eines eigenthümlichen Wesens. Sie bilden den eigentlichen äthiopischen Menschen-Stamm, der nicht weniger hat von den Muhamedanern leiden müssen, als die Indier. Die Europäer haben von diesen

Ländern nur die größten Theils sumpfigen Küstenländer betreten, auf diesen viel durch ungesunde Luft gelitten, und deßhalb ihre Niederlassungen in frühern Zeiten nicht recht auf die Dauer gegründet. In den neuern Zeiten hat sich dieß geändert, besonders durch die edlen Bemühungen des Lord Wilberforce, die Sklaverei abzuschaffen.

Die Portugiesen haben zuerst schwarze Afrikaner nach Amerika geführt, damit sie dort für den Handel Zucker und Kaffee baueten. Die Spanier holten sich 1503 von den portugiesischen Besitzungen in Afrika Sklaven nach ihren amerikanischen Niederlassungen. Mit dem Jahre 1517 fingen sie aber eine regelmäßige, jährliche Ueberführung von Afrikanern nach Amerika an, und zwar auf dem Vorschlag eines edeldenkenden Mannes Las Casas, der dadurch den unmenschlich behandelten, und theils schon durch Uebermaß an Arbeit vertilgten Ureinwohnern von Amerika, Hilfe schaffen wollte. Die übrigen europäischen Staaten folgten diesem Beispiele nach; und das arme Volk der Neger ward nun von 2 Seiten fort geschleppt, durch die Sandmeere von den Muhamedanern, durch die Wassermeere von den Europäern. Viele starben in der Wüste, noch mehrere in den engen Schiffen und von der schlechten Kost auf denselben. Man lud sie, wie Häringe neben einander gepackt, ein, fesselte sie

stark, um Empörungen zu verhindern, konnte ihnen bei stürmischer Witterung keine Luft geben, weil sonst das Meerwasser eingedrungen wäre, und machte durch grausame Behandlung die armen Unglücklichen grimmig, tückisch und hinterlistig. Die Negerhäuptlinge an den Küsten fingen nun Kriege an, um Sklaven zu erbeuten und diese zu verkaufen. Die rohesten Schiffsleute wurden von den Europäern zu diesem Handel am liebsten genommen und die Habsucht trieb einige Europäer tief ins Innere von Afrika, um wohlfeiler die Sklaven zu erhalten. So wurden in 300 Jahren 35 bis 40 Millionen Sklaven von den Europäern, die sich Christen nannten, aus Afrika geholt, wovon jedoch gegen 2 Millionen auf der Ueberfahrt gestorben sind. Auf jeden Sklaven wurde in einem Schiffe nur der Raum von 5 Fuß Länge, 2 Fuß Breite, und 2 Fuß 2 Zoll Höhe gerechnet. Die männlichen Sklaven wurden der Sicherheit wegen je zwei und zwei zusammen geschmiedet. Manche ergriff die Verzweiflung und sie nahmen sich durch Hunger selbst das Leben. Oft aber prügelte man sie zum Essen. — Doch es ist unmöglich, alle die Gräuel und Qualen zu erzählen, welchen die armen Neger ausgesetzt wurden.

Die, welche am ersten anfingen, sich der armen Neger zu erbarmen, waren die ehrenwerthen

Quäker*) in Nordamerika und England. Sie schafften von ihrer Seite diesen Menschenhandel ab. Nun wurden auch andre Engländer auf diesen Gegenstand aufmerksam, und errichteten eine Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels. Am thätigsten wirkten in dieser Gesellschaft Fox und Wilberforce**). Sie setzte es 1807 durch, daß England den Sklavenhandel abschaffte. Schon früher hatten dieß die nördlichen amerikanischen Freistaaten gethan, und die französische Republik war darin 1794 gefolgt. Seit 1807 ist England eifrig bemüht, die übrigen Staaten, zur Abschaffung dieses Menschenhandels zu bewegen, und seine Bemühungen sind größten Theils mit gutem Erfolg gekrönt. Leider aber weiß die kaufmännische Habsucht allerlei Schleichwege zu finden***), um heimlich Skla-

---

*) Man sehe Theil 2 dieser Reisen S. 15 und S. 152 und folgende.

**) Der große englische Staatsmann Fox ward 1748 geboren und starb 1806. Sein Freund Burke sagte von ihm: „Er war geboren, um geliebt zu werden.“ Weniger berühmt, aber als Mensch bei weitem achtungswürdiger denn Fox ist Wilberforce, dessen ganzes Leben der Abschaffung der Negersklaverei gewidmet war.

***) Brasilien führte 1821 noch 26,712 Sklaven aus Afrika ein, wovon 2499 auf der Reise starben; Spanien führte im Jahr 1824 nicht weniger als 16,003 unglückliche Neger aus Afrika allein nach Cuba; und die Franzosen haben sich auch noch immer sehr lüstern auf den Sklaven-

ven nach Amerika zu bringen; wodurch denn die Behandlung der Sklaven auf dem Wege noch trauriger wird, weil man sich bemühen muß, auf alle Weise die Sklaven zu verstecken, indem die Engländer ein kleines Geschwader von Schiffen an Westafrika's Küsten halten, jedes Schiff, das sie mit Sklaven beladen finden, wegnehmen, und die Sklaven, die darauf sind, in Freiheit setzen.

Es ist aber auch keine leichte Aufgabe, die in Freiheit gesetzten Sklaven in einen bürgerlichen guten Zustand zu bringen; weil sie selbst ihren Befreiern nicht recht trauen, und sie oft Widersetzlichkeit äußern. Doch ist es dem Eifer englischer treuer Glaubensboten gelungen, an den Küsten Westafrika's Städte und Dörfer mit freien Negern zu begründen, und es steht zu hoffen, daß bei dem Ernst der Engländer und bei ihrer Obmacht zur See doch zuletzt der Sklavenhandel von Seiten christli-

---

handel gezeigt. Die Holländer und Engländer wissen aber als evangelische Christen diesen Menschenfleischhandel nicht mehr mit ihrem Glauben zu vereinigen. Die Sklavenschiffe führen jetzt oft 20 Kanonen, um den Engländern zu trotzen. Indessen jetzt werden diese Freibeuter in ihrem Hauptschlupfwinkel angegriffen, indem die Engländer auf Fernandez eine Niederlassung angelegt haben. Diese werden von hier aus das schönste Eben- und Brasilienholz ausführen, das hier sehr wohlfeil ist, und so besser und rechtlicher Afrika benutzen, als die, welche von da aus den Menschenhandel bisher betrieben.

cher Völkerschaft ganz aufhören wird. Dagegen werden sich die Muhamedaner schwerlich zur Entsagung des Sklavenhandels entschließen. Amerika hat auch noch eine schwere Aufgabe zu lösen, welche darin besteht, die Nachkommen der eingeführten Sklaven, welche auch Sklaven sind, allmälig an die Freiheit zu gewöhnen und sie dann ihnen zu geben. Denn dem Sklaven hilft seine äußere Freiheit noch wenig; die Sklaverei hat ihn schlecht gemacht, leicht mißbraucht er daher die Freiheit. Man sieht dieß am besten an den Sklavenaufsehern. Dieß sind gewöhnlich freigelassene Sklaven, welche ihre ehemaligen Genossen härter zu behandeln pflegen, als ursprünglich freie Leute es thun.

Seit die Engländer den Sklavenhandel selbst abgeschafft haben und auf alle mögliche Weise verhindern, ist allmälig ein friedlicherer und ruhigerer Zustand im Westen von Mittelafrika eingetreten, der Handel der Engländer und Franzosen hat sich bedeutend vermehrt, und die Engländer beziehen hier einen großen Theil ihrer Soldaten für ihre auswärtigen Besitzungen durch freiwillige Anwerbung. Diese Soldaten kehren mit der Zeit ins Land zurück und werden Bildung und Kenntnisse hinein bringen. Auch sind christliche Glaubensboten schon bemüht, tiefer in dieß Land zu dringen. Mehrere christliche Glaubensparteien unterhalten hier Bekehrungsanstalten,

als die Methodisten und die Bischöflichen. Auf allen Hauptniederlassungen der Engländer sind christliche Schullehrer angestellt, als auf St. Maria am Ausfluß des Gambia, in vielen Städten auf Sierra Leona, so wie in den südlichern Niederlassungen. In den französischen Städten sind mehrere Lankasterschulen eingerichtet, worin unter Leitung eines Lehrers Kinder durch Kinder belehrt werden. Herr Dart hatte unter andern in St. Louis im Jahr 1821 eine Schule von 254 Schülern. Unter den bekehrten Negern sind schon wieder Vereine zur Beförderung anderer Bekehrungen errichtet, die eifrigst unterstützt werden.*)

Die Europäer haben die Länder vom weißen Vorgebirge bis zum Vorgebirge Sierra Leona oder zum Ausfluß des Mesurado wohl Senegambien und die Länder von da zum Gleicher oder bis zum Vorgebirge Lopez Ober- oder Nord-Guinea genannt; sie unterscheiden aber wieder an diesem 600 Meilen langen Küstenstrich mehrere einzelne Küsten, besonders in Oberguinea als von Süden an gerechnet Biafara, Benin, Sklavenküste, Goldküste, Zahnküste, Körnerküste, und Sierra Leona.

---

*) England zählt 42 Gesellschaften, die sich mit Bekehrung der Heiden abgeben, jährlich 2 bis 3 Millionen Thaler einnehmen und 145,000 heidnische Kinder unterrichten lassen. Welch eine Aussaat!

Als die vier europäischen Hauptniederlassungen kann man betrachten, die französische von St. Louis am Ausfluß des Senegal, die englische am Gambia, die englische auf der Sierra Leona*) mit der Hauptstadt Freetown, und die englische an der Goldküste, mit der Hauptstadt Cape Coast**). Zur Verbreitung des Christenthums hat man am thätigsten von Freetown aus gewirkt. Es befinden sich in der Regel 20 bis 30 Glaubensboten dort. Freetown ward 1787 von dem wohlgesinnten Briten Sharp angelegt, von freien Negern bevölkert und besaß 1820 schon gegen 13,000 Einwohner. Mehrere kleinere Städte liegen in der Nähe, als Regenttown, Kent, Waterloo, Wilberforce und andere. An allen diesen Orten arbeiten christliche Glaubensboten mit Segen. Die Arbeit dieser Männer ist schwierig, weil die Neger durch den Sklavenhandel aus allen Völkern hier zusammengebracht sind. So bestanden die Neger, die 1816 Regenttown gründeten aus 1100 Köpfen von 22

*) Im Jahr 1825 kauften die Engländer von einem einheimischen König die Insel Scherbro.

**) Von der nordamerikanischen Niederlassung am Vorgebirge Mesurado, welche Liberia heißt, und die neu angelegte Hauptstadt Monrovia hat, weiß man noch wenig. Im Jahr 1825 waren schon 237 freie Neger aus Nordamerika daselbst angesiedelt, und 2 Glaubensboten aus der Baseler Schule sind 1827 dahin abgegangen.

Völkern. Dieser damals rohe Haufen bildet jetzt eine wohl geordnete Gemeinde, die 50 Maurer, 40 Zimmerleute, 20 Schneider, 4 Schmiede und viele Ackerbauer enthält. Als man 1822 zu diesen 217 neu freigemachte Sklaven brachte, nahmen sie dieselben mit christlicher Liebe auf. Sie trugen die Schwachen, gaben ihnen ihre Kleider und lobten ihnen die Kirche und Schule an. Viele fanden unter den Unglücklichen ihre Geschwister, Kinder und Aeltern wieder. Die armen, eben erst aus den Fesseln befreiten unglücklichen Wesen wußten gar nicht, was sie sagen sollten, als sie Leute ihres Volks in so guten Wohnungen, so gut gekleidet und sich von ihnen so herzlich aufgenommen sahen. Der Missionär, welcher so große Verdienste um die Neger in Regenttown hat, hieß Jansen. Er reiste 1823, zur Stärkung seiner Gesundheit, nach England, starb aber leider auf der Reise; ein anderer Glaubensbote ging 1824 mit einem Schiffe unter, und seit der Zeit hat es an Arbeitern auf Sierra Leona etwas gefehlt. Zwischen Freetown und der Mündung des Gambia liegt eine ansehnliche Inselgruppe, die Bissagosinseln, wovon die größte 7 Meilen lang und 5 Meilen breit ist. Diese Inseln zeichnen sich durch guten Boden aus, haben herrliche Früchte aller Art, schönes Vieh, und tapfere Neger als Ureinwohner. Die Portugiesen haben einige Nieder-

lassungen auf diesen Inseln, sind aber den Ureinwohnern verhaßt. Die guineischen Inseln sind felsiger als die Bissagosinseln und liefern viel Zucker. Von den 4 Inseln gehören die Prinzeninsel und St. Thomas den Spaniern, Annabon den Portugiesen und Fernando seit 1826 den Engländern, die sie den Portugiesen abgekauft und darauf eine wichtige Niederlassung gegründet haben. Nach den neuesten Nachrichten sollten sämmtliche Niederlassungen von Sierra Leona hierher verlegt werden, um das afrikanische Calcutta zu begründen.

In der Nähe von Cape-Coast, worin 8 bis 10,000 Einwohner sich befinden, haben die Niederländer die Feste Mina oder Elmina und die Dänen die Feste Christiansburg. Die Gegend um Mina ist sehr gut bebauet. Herrlich nimmt sich dabei eine Anpflanzung von 35,000 Platanen aus, die eine große Kaffeepflanzung einschließt, worauf 80 Leute beschäftigt sind. Die Stadt hat 8000 Einwohner, steinerne Häuser und gepflasterte Straßen. Vor einigen Jahren brachten die Bewohner den holländischen Oberbefehlshaber darin auf eine abscheuliche Weise ums Leben. — Wie herrlich die Platanen in diesem Theile von Afrika gedeihen, davon erzählt Hutton, der auf einer Reise nach Ashantee Platanen von 50 Fuß im Umfange, also von 16 bis 17 Fuß im Durchmesser und von 150 Fuß

Höhe fand. Nördlich vom Dreispitzenvorgebirge haben die Niederländer die Feste Axim, und nördlich von den Bissagosinseln besitzen die Portugiesen die Feste Cachao, mit 8000 Einwohnern nebst einer Menge anderer Handelsniederlassungen. Es ist unmöglich, genau alle europäische Niederlassungen in Senegambien und Nordguinea anzugeben, weil mehrere nur als Marktbuden zu betrachten sind, die man aufschlägt und wieder zusammenwirft, wenn der Handel aufhört. Viele innere Niederlassungen haben seit der Veränderung des Sklavenhandels ihre Bedeutung verloren, und sind jetzt aufgehoben.

Von den meisten Völkern Mittelafrika's fehlt uns genaue Kunde, und da sich in ihren Staaten durch Empörungen und Eroberungen auch alljährlich Manches verändert, ohne daß wir es genau erfahren, so ist unsere Volkskunde von diesen Ländern sehr verwirrt. So viel scheint indeß ausgemacht zu seyn, daß in dem mittlern Asien 2 Volksstämme unterschieden werden können, der ursprüngliche schwarze Negerstamm und ein kupferfarbiger Stamm, welcher den Nubiern, Abyssiniern und Berbern verwandt ist, und wahrscheinlich bei der Vordrängung der Muhamedaner nach Afrika aus den nordöstlichen Gegenden südwestlich gedrängt ward. Dem Glauben nach treffen wir das grausamste und finsterste

Heidenthum mit den vielen Menschenopfern und gemeinsten Thierverehrungen als vorwaltend in diesen Gegenden, doch sind zu mehreren Völkern muhamedanische Glaubensboten gekommen; mehr zu den nordöstlichern, als zu den südwestlichern.

Gehen wir von Norden die Küste herunter, so finden wir zuerst das Volk der Fulier, bei dem sich ein halbes Muhamedthum mit dem Heidenthum vereint hat. Die Hauptstadt der Fulier heißt Gamel. Auf die Fulier folgen zwischen Senegal und Gambia die Jaloffen, echten Negerstammes. Südlich vom Gambia wohnen, vorzüglich im Gebiete des Riogrande die Mandingos, ein kräftiges Geschlecht. Die Völker zwischen diesen Mandingos und den Ashantees an der Goldküste sind wenig bekannt. Die Ashantees bilden jetzt einen großen Staat mit der Hauptstadt Kumassih, wohin uns Bowdich führen wird. Das Volk der Fantees, das sonst hier mächtig war, ist von den Ashantees besiegt worden.

An der Sklavenküste liegt das Reich Dahomeh, dessen Herrscher seinen Palast mit Menschenschädeln schmückt, als wenn er bei den Türken in die Schule gegangen wäre. Doch wagte es 1825 der Engländer Dickson, zu gleicher Zeit, als Clapperton nach Sackatoo vordrang, über Abomey, der Hauptstadt von Dahomeh, nach Timbuktu aufzubre-

chen, welche Reise auch durch das Reich Dahomeh gelang. Von einem Ort kam Dickson mit List weiter, als man ihn aufhielt. Er erklärte sich nämlich für einen Wunderthäter und bewies sich als solchen dadurch, daß er ein eben geschlachtetes Huhn durch eine galvanische Säule zum Wiederöffnen der Augen und zum Schlagen mit den Flügeln brachte.

Nach den Erzählungen eines frühern Reisenden, Herrn Mac Leod, wächst an der Küste von Dahomeh und namentlich bei Whidah die Sinnpflanze (mimosa pudica), welche beim Berühren ihre Blätter senkt, und in etwas der Akacie ähnlich ist, als ein sehr gewöhnliches Unkraut. Man macht hier auch Kähne, die 70 bis 80 Leute fassen, aus einem Baumstamm. Die Wunderbeere (cerasus oxyglycus) ist hier gewöhnlich. Die Beere versüßt Alles. Wer des Morgens sie genießt, dem schmeckt den ganzen Tag Alles süß. Sie wäre also gut für die Süßmünder, um den Zucker zu ersparen. Hätten diese am Morgen so eine Beere genossen, so könnten sie Kaffee, Melonen u. s. w. ohne Zucker essen.

Der König von Dahomeh hat aus seinen Frauen eine Leibgarde sich gebildet und läßt alljährlich viele Menschen opfern. Das Volk stimmt dabei Freudenlieder an, die Hofsänger preisen den König und wilde Tänzer umgaukeln die Opfergerüste. Ein Tänzer, der ausgleitet, wird sogleich geopfert. Kann

man dem Berichte trauen, so ließ 1785 der König Adahunga von Dahomeh sogar 127 Leute bloß deßhalb opfern, um einen Platz im Palast, der noch nicht gehörig mit Menschenschädeln geziert war, mit deren Köpfen ausschmücken zu können. Will der König von Dahomeh gegen einen seiner Unterthanen gnädig seyn, so verleiht er ihm den Titel eines weißen Mannes und die Erlaubniß, sich europäisch kleiden zu dürfen. — Noch südlicher als Dahomey liegt das Reich Benin, dessen König 100,000 Menschen soll ins Feld rücken lassen können, der also nach europäischem Maße zu den Regenten zweiter Klasse schon gehören würde.

So wie die Europäer anfänglich in Nordamerika mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ehe sie feste Niederlassungen begründeten, so auch war es im mittlern Afrika. Die Niederlassung von Freetown in einer schönen, gesunden Gebirgsgegend von Sierra Leona, welche sich vom Palmenvorgebirge bis zum Ausfluß des Rio grande hinzieht, und von der flachen Küste nördlich von Rio grande und südlich vom Palmenvorgebirge sehr absticht, kann dieß am Besten zeigen. Granville Scharp machte, unterstützt von mehreren edlen Männern, die auf Abschaffung der Sklaverei drangen, 1787 den ersten Versuch, Freetown (Freistadt) auf Sierra Leona zu begründen. Er sammelte 400 freie Neger in Ame-

rika und 60 Weiße, größten Theils Gesindel, kaufte dem Landesfürsten von Sierra Leona einen Landstrich von 2 deutschen □Meilen ab, vertheilte das Land an die neuen Ansiedler, versah Alle mit Ackergeräthen und sonst nöthigen Sachen; aber Faulheit, Sittenverderbniß, und daraus erzeugte Krankheiten verminderten in einem Jahre die 460 Mann bis auf 276. Auch diese kamen lieber um, als daß sie sich passende Häuser baueten, sie vertranken das ihnen Gelieferte in Brantewein und 1789 zerstreuete sich die ganze Niederlassung. Doch dieses erste Mißlingen schreckte die edlen Engländer, die sich zur Begründung einer freien Negerstadt verbunden hatten, nicht ab; sie verbanden sich (so handeln Leute, die das Rechte recht wollen) desto fester, es wurden 1791 die zuletzt durch den Ueberfall eines afrikanischen Häuptlings zerstreuten Leute von Falconbridge wieder gesammelt, und durch Ueberschiffung neuer Ansiedler stieg 1792 die Zahl aller Ansiedler auf 1200 Mann. Im Jahr 1794 brannten wohl französische Kaperschiffe die ganze Anlage nieder, nachdem sie Alles ausgeplündert hatten, und die begierigen Sklavenhändler, denen dieß Werk der Liebe ein Gräuel war, suchten auf alle Weise dem Aufkommen von Freetown zu schaden, um ungestört ferner handeln zu können. Doch die Leiter des ganzen Unternehmens ertrugen Alles, und das Hauptübel, Faulheit und

Sittenlosigkeit der Ansiedler, wich *allmälig*; Manchen lehrte die Noth arbeiten, Manche bekamen durch christlichgesinnte Lehrer und Geistliche eine bessere Lebensrichtung, und Freetown blüht jetzt mit mehreren Städten und Ortschaften in der Nähe als ein zweites Philadelphia auf. Man hat schon 4 Schulen mit 2000 Schülern in Freetown, man bildet dort schon Afrikaner zu Offizieren, und 1819 zählte das ganze Gebiet 12,000 Menschen und darunter nur 200 Weiße.

Der Reichthum von dem westlichen Mittelafrika ist sehr groß, und höchst mannichfaltig. Es kann dieß Land den Europäern mehr werden als Westindien und Ostindien. Die Erzeugnisse des nördlichen Theiles, des Landes, nördlich vom Senegal, ähneln noch denen der Sahara. Hier stehen bedeutende Gummiwälder, aus denen jährlich 20,000 Centner Gummi nach Europa gehen, weßhalb den Franzosen die Besitzungen am Senegal so wichtig sind, indem sie ihnen diesen Handel sichern. Der senegalsche Gummibaum*) (mimosa senegalensis) ist mit dem arabischen Gummibaum oder der echten Akacie (mimosa nilotica) sehr verwandt. Er wird 8 bis 10 Fuß hoch, hat eine weiße Rinde, und liefert die Gummimassen durch Ausschwitzen. Man

*) Siehe Theil 9 dieser Reisen Seite 121 !

unterscheidet weißes und rothes Gummi. Die Araber, welche im Besitz dieser Wälder sind, sammeln 2 Mal im Jahre das Gummi, nach der Regenzeit im December, und im März; in ersterer Zeit mehr als in letzterer; in welcher man auch wohl die Bäume ritzt, um mehr Gummi zu bekommen. In Europa gebraucht man das Gummi, um den Farben einen Glanz zu geben, so wie zur Arznei. In Frankreich wird es auch zu Zuckerwerk angewandt, und Araber wie Neger essen es gern.

Die herrlichsten Früchte des Südens wachsen im westlichen Mittelafrika, es vereinen sich hier an manchen Stellen die Früchte Asiens mit denen von Amerika; und wenn erst die Bildung in die Wälder und Thäler dringt, so werden Wüsteneien den schönsten Fruchtgärten weichen. Mehrere hiesige Gewächse, welche herrliche Früchte tragen, sind noch nicht einmal genau bestimmt. So wächst an der Küste von Sierra Leona ein Nußbaum, Kolanußbaum genannt, welcher traubenartige Büschel von Nüssen*) trägt, 6 bis 8 beisammen, mit weißen oder purpurfarbigen Kernen. Diese Nüsse haben, wie die Chinarinde, eine magenstärkende Kraft, werden fast beständig von den Einwohnern gekaut, Jedem

*) Dieß ist die Arekanuß oder eine damit verwandte Art. Man sehe Theil 6 dieser Reisen S. 65!

geboten und von Jedem genommen. Sie sind das hier, was der Betel in Indien ist und der Tabak in andern Gegenden. Die Körnerküste hat ihren Namen von den Paradieskörnern (amomum grana paradisi), einer Art Kardamomen, welche an einem Strauche hier und auf Madagaskar gewonnen werden, der da an Bäumen auf der Erde rankt. Sonst ward dieß Gewürz weit höher geschätzt als jetzt.

Die Staatenverfassungen aller Westküstenländer Mittelafrika's weichen im Wesentlichen nicht von einander ab, die Kleinen gehorchen den Großen, so lange als sie müssen, und empören sich, wenn sie können. Wie im Mittelalter in Deutschland, sind auch hier heimliche Gerichte in manchen Gegenden, welche die Verbrecher im Finstern aufsuchen, oft aber auch selbst Verbrechen üben. So besteht auf Sierra Leona der Orden der Purrahmänner, die des Nachts in den Wäldern zusammen kommen. An der Körnerküste ist ein anderer Orden, worin nur die Priester, Fürsten und andre Angesehene des Landes sich befinden. Wer darin aufgenommen wird, erhält einen Querschnitt vom Halse bis zum Schulterblatt herab zum Zeichen.

An der Körnerküste essen auch mehrere Neger das Hundefleisch, gleich vielen Volksstämmen Amerika's, als einen Leckerbissen. So treffen wir eigenthüm-

liche Uebereinstimmungen zwischen Völkern in entfernten Erdtheilen.

Wir wenden uns jedoch von diesen einzelnen Bemerkungen zu einem unserer Führer; denn wir sind zur Mitreise nothdürftig ausgerüstet. Es war anfänglich unser Vorsatz, uns dem Franzosen Mollien in den Gebieten des Senegal und Gambia anzuvertrauen. Er ist einer von denen, welche auf der Fregatte Medusa strandeten. Er kam auf einem Boot glücklich ans Land, und reiste dann im Jahr 1818 zu den Quellen des Senegal. Seine Reise ist die neueste in diesen Gegenden und darum hatte sie das nächste Recht, von uns beachtet zu werden. Indeß bei näherer Vergleichung der Mollienschen Reisebeschreibung mit der ältern des berühmten Mungo Park konnten wir uns nicht enthalten, den neuern Reisenden zu verlassen und mit dem ältern unser Glück zu versuchen. Es kommt ja bei einem Führer weniger an auf das Alter, als auf die Tüchtigkeit. Mungo Park ist aber tüchtig als Reisender und als Mensch. Darum wohlauf mit ihm!

W. H.

Erste Fahrt.

Von England bis zum maurischen Lager in Bubakehr.

Den 22. Mai 1795 segelte ich von Portsmouth in England ab, sah den 4. Junius das Atlasgebirge über Mogadore, und traf den 21. des Monats bei Dschillifrei am nördlichen Ufer des Gambia ein, welches eine englische Niederlassung in dem Gebiete des angesehenen Häuptlings von Barra ist, und wohin von den Felupen viel Wachs und andere Gegenstände, als Goldstaub u. s. w. gebracht werden. Die Felupen bewohnen ein Land, was reich an Reis, Federvieh, Ziegen, Wachs und Honig ist. Sie handeln mit den Europäern durch die Mandingos, welche ihre Mäkler sind und mit Vorwissen der Europäer jedes Mal einen Theil der Summe behalten, ohne daß es die Felupen wissen. Das Geld heißt Truggeld. Die Felupen zählen bis 5 einfach; und dann in Zusammensetzung z. B. 5 und 1 (6) 5 und 2 (7).

Der Gambia ist sehr fischreich, und einige seiner Fische sind außerordentlich wohlschmeckend;

ich fand aber keinen von den europäischen darunter. Haifische trifft man häufig an der Mündung, und höher herauf Flußpferde, und Krokodile.

Den 2. Julius kam ich nach Dschonkakonda, einem ansehnlichen Handelsplatze, und den Tag darauf traf der Dr. Laidley, an den ich besonders empfohlen war, auf Benachrichtigung von meiner Ankunft, von Pisania, seinem Wohnort, dort an, und forderte mich auf, so lange bei ihm zu bleiben, bis ich meine Reise zu dem Niger anträte.

Den 5ten brach ich mit diesem meinem neuen Wirth nach Pisania auf. Pisania ist eine kleine englische Handelsniederlassung und wird bloß von 3 Europäern und deren großer schwarzen Dienerschaft bewohnt. Ein bedeutender Theil der Handelsgegenstände, die aus dem Innern des Landes zur Küste gehen, kommen hier zusammen.

Weil ich hier in aller Ruhe eine Zeit lang bleiben konnte, so ließ ich es mir angelegen seyn, die Mandingo-Sprache zu erlernen, indem diese in diesen Gegenden am weitesten verbreitet ist. Dr. Laidley half mir mit allem Eifer dabei, und war Meister dieser Sprache. Außerdem bemühete ich mich, Nachrichten über die Gegenden einzuziehen, wohin ich reisen wollte, und wandte mich deßhalb besonders an die Slatihs oder die freien schwarzen Kaufleute, die aus dem Innern des Landes Neger-

sklaven hierher bringen. Aber ich erfuhr wenig von ihnen, ihre Nachrichten widersprachen sich, und Keiner schien es gern zu sehen, daß ich in das Innere reisen wollte.

Ich hoffte schon ganz dem afrikanischen Fieber zu entgehen, welchem die Europäer gewöhnlich unterworfen sind, die hierher kommen und war deßhalb nicht vorsichtig genug. Auf die Nacht zum 1. August setzte ich mich, wegen Beobachtung einer Mondsinsterniß dem Thau aus und mußte dafür den ganzen August bis zum 10. Septbr., größten Theils in Fieberanfällen das Haus und das Bette hüten. Die große Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Dr. Laidley und seine angenehmen Unterhaltungen machten mir meine Leiden erträglich, welche durch das Regenwetter noch vermehrt wurden. In heftigen Strömen stürzte das Wasser aus der Luft, und die Hitze dabei war höchst drückend und ermattend. Dabei verscheuchten des Nachts die Frösche mit ihrem durchdringenden Gequack, die Goldwölfe mit ihrem quitschenden Geklaffe und die Hyänen durch ihr Geheul allen Schlaf.

Die sämmtlichen untern Gegenden des Gambia bilden eine große Ebene, worin Wälder mit vortrefflichen Weiden abwechseln. Man bauet in diesen Ebenen Reis, Mais, Sanio (holcus spica-

tus) *) Bassi-Wulima (holcus niger) und Bassiqui (holcus bicolor), so wie noch andre Getreidearten nebst Kürbis, Wassermelonen und einigen Küchengewächsen. Auch sah ich an den Städten Indigo und Baumwolle wachsen. Das Korn oder Getreide wird hier durch Stampfen in einem großen hölzernen Mörser zur Speise vorbereitet, und dann nach maurischer Art als Kuskus (Pudding) zubereitet. Diesen Kuskus kocht man in Dämpfen, indem man ihn in einen unten durchlöcherten Topf bringt, den man auf einen andern setzt, worin gewöhnlich Fleisch ist. Um beide Töpfe genau zu verbinden, verstreicht man die Fugen mit Kuhmist **).

Man findet hier viele Hausthiere. Die Schweine laufen wild in den Wäldern umher, werden aber auch von den Heiden wenig beachtet. Perlhühner und rothe Rebhühner sieht man häufig auf den Feldern. Eine kleine Antelope, ähnlich dem Reh, belebt die Wälder; aber ihre Genossen Panther, Hyänen und Elephanten machen doch dieselben

---

*) Die Holcusartem gleichen etwas unserer Hirse (Panicum milium); es sind Grasarten mit zerstreuten Rispen und kommen in allen Erdgegenden vor. In Deutschland sind am häufigsten die Moorhirse (h. lanatus) und die Weichhirse (h. mollis), erstere auf Wiesen, letztere auf Aeckern.

**) Es sind uns also die Afrikaner iu der Dampfkochkunst vor; denn, den Kuhmist abgerechnet, ist dieß Verfahren längst in Deutschland empfohlen, aber noch wenig befolgt.

etwas schauerlich. Es ist seltsam, daß die Neger den Elephanten nicht zähmen, wie die Indier. Sie schießen ihn besonders der Zähne wegen, essen aber auch sein Fleisch. Das gewöhnliche Lastthier in den hiesigen Gegenden ist der Esel. Das Feld wird von Menschen mit Hacken bearbeitet, der Pflug ist unbekannt.

Die Bewohner des Gambia-Gebietes gehören 4 Völkerschaften an, den Felupen, Jaloffen, Fuhlas und Mandingos. Unter allen diesen Völkern hat sich das Muhamedthum und die muhamedanische Bildung verbreitet; aber viele einzelne Leute sind noch Heiden. Die Männer unter den Mandingos sind stark, wohlgestaltet und arbeitsam, die Frauen derselben gutmüthig, lebhaft und angenehm. Männer und Frauen kleiden sich in selbst gemachte baumwollene Zeuge, die Männer tragen einen losen Rock, gleich einem Chorhemde, weite Beinkleider, Sandalen, und eine weiße baumwollene Mütze. Die Frauen haben zu ihrer Bekleidung 2 Stück Zeug, jedes 6 Fuß lang und 3 Fuß breit. Das eine wickeln sie um die Hüften und bilden die herunter hangenden Enden zu einer Art Rock; das andre werfen sie um Brust und Schultern. Diese Frauentracht ist fast im ganzen mittlern Ostafrika gebräuchlich; nur im Kopfputz herrscht große Mannichfaltigkeit. Die Wohnungen der Mandingos sind

4 Fuß hohe, runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dache, dessen Sparren aus Bambusrohr und dessen Decken aus Gras gemacht sind. Eine erhöhte Lagerstätte aus Rohr, mit einer Matte oder einer Thierhaut bedeckt, ein Paar niedrige Stühle und die Kochgeräthe, das sind die Einrichtungen des Hauses.

Jeder freie Mann hat mehrere Frauen und jede Frau besitzt ihre eigne Hütte. Die Hütten eines Mannes sind mit einem Zaun umgeben und bilden einen Surk. Mehrere Surke machen eine Stadt aus. In jeder Stadt befindet sich eine offene Bühne, genannt Bentang, welche ein Rathhaus vorstellt, gewöhnlich unter einem Baum ist, um Schutz gegen die Sonne zu haben, und aus geflochtenem Rohr besteht. Alle Rechts- und Handelsgeschäfte werden dort abgemacht, und die Müßigen lagern sich mit der Pfeife darum.

Man kann unter den Mandingos nur ¼ freie Leute zählen; ¾ sind Sklaven und befinden sich in einem elenden Zustande. Sie müssen das Land der Herren bestellen, ihre Herden hüten, und alle schweren Arbeiten verrichten. Die einheimischen Sklaven dürfen aber von dem Besitzer ohne eine Rathsversammlung (Pelawer) nicht getödtet und verkauft werden. Mit Kriegsgefangenen oder andern unglücklichen Fremden kann der Besitzer ganz nach Belieben schalten.

Außer den Sklaven, die aus dem Innern des Landes an die Küste geführt werden, bringen die Kaufleute wohlriechende Harze, und eine wohlschmeckende Butter mit. Diese heißt Schitula (Baumbutter), wird aus dem Kern einer Nuß gezogen, sieht ganz so wie Kuhbutter aus, und wird sehr gesucht*).

Da mit dem Novbr. die beste Jahrszeit zum Reisen in diesen Gegenden eintritt, so rüstete ich mich und brach den 2. Decbr. von Pisania auf, begleitet von einem Negerbedienten, Namens Johnson, der englisch und mandingoisch sprach, indem er, in dieser Gegend geboren, als Sklave nach Jamaika in Amerika gebracht, von dort aber, nach erlangter Freiheit, nach England gekommen war. Außer diesem Dolmetscher gab mir Herr Dr. Laidley einen seiner eignen Negersklaven, Namens Demba mit, einen lebhaften Burschen, der außer der Mandingosprache noch die Sprache der Serawulli-Neger redete, welche im Innern des Landes am Senegal wohnen, und der das Versprechen von seinem Herren erhielt, er solle frei werden, wenn er mir treulich diente. Für mich kaufte ich ein Pferd, für meine

*) Der Butterbaum oder Sheabaum ist wahrscheinlich eine Nußart, vielleicht die in Nordamerika auch vorkommende Butternuß (juglans oblonga).

beiden Begleiter 2 Esel, und nahm nur wenig Gepäck mit, nämlich etwas Korallen, Bernstein und Tabak, als Geldmittel; ein wenig Wäsche, die allernöthigsten Kleidungsstücke, einen Sonnenschirm, ein Meßinstrument zu Himmelsbeobachtungen, einen Kompas, ein Thermometer, 2 Vogelflinten, 2 Paar Pistolen und andre Kleinigkeiten. Vier andre Leute schlossen sich an uns an, worunter 2 Sklavenhändler waren. Alle vier hatten eine Strecke gleichen Weg mit uns. Auch der Dr. Laidley begleitete mich noch eine Tagereise, und als er mich verließ, bemächtigte sich meiner eine dumpfe Traurigkeit. Es war ihm und mir so, als sähen wir uns nicht wieder. Vor mir hatte ich jetzt einen großen Wald, hinter mir den letzten Europäer und Christen, und war nun ganz der Neugierde und der Raubsucht der Neger ausgesetzt.

Bald störte mich in meinen Betrachtungen ein Haufen Leute, die einen Zoll forderten, zu dessen Zahlung ich mich, nach einigem Weigern, entschließen mußte. Ich durchreiste in den ersten Tagen ein sanftes Hügel- und Wellenland, das große Waldungen auf den Höhen hatte und von Mandigos bewohnte Ortschaften mit angebauten Ländereien in den Thälern.

Die Hauptstadt der Mandingos, Medina, deren Namen wohl von den Arabern entlehnt ist, in-

dem Medina überhaupt Stadt heißt, erreichte ich ohne Unfälle. Diese Stadt hat 800 bis 1000 Häuser und ist nach allgemeiner Landessitte von einer hohen Lehmmauer, einer Pallisadeneinfassung und einer Dornhecke umgeben. Die Mauern fand ich aber zerfallen und die Pallisaden hin und wieder weggetragen.

Der König Dschatta lag, als ich ihm vorgestellet ward, auf einer Matte vor der Thür seiner Hütte, umgeben von Männern und Frauen, die sangen und in die Hände klatschten. Auf meine Bitte um Erlaubniß, durch sein Land reisen zu dürfen, antwortete er, er ertheile mir die nicht bloß, sondern würde auch für meine Sicherheit beten; worauf einer ein arabisches Lied anstimmte, in dessen Zwischenpausen der König und alle Anwesenden die Hände an die Stirne schlugen und mit einer andächtigen Feierlichkeit Amen, Amen ausriefen. Am andern Tag bat mich jedoch der König dringend, nicht weiter ins Land vorzudringen, weil die östlichern Völker mit den Weißen ganz unbekannt wären und mir nichts Anderes bevorstände als das Loos des Major Houghton, der Tod. Ich reiste aber getrost weiter.

Bei dem Schlachten eines schönen fetten Schafes, das ich um einige Korallen zur Nahrung gekauft hatte, zankten sich vier meiner Begleiter um die Hör-

ner; weil sie solche zur Aufbewahrung der Amulette, d. h. der mit Sprüchen beschriebenen heiligen Zeddel gebrauchen, denen die Heiden eben so gut wie die Muhamedaner große Wunderkräfte zuschreiben, und welche jeder Neger in großer Anzahl zu bekommen und gegen Regen zu schützen eifrigst bemüht ist. Manche haben dazu Säcke aus Schlangenhäuten.

In einer Stadt fand ich im Thore ein Maskenkleid aus Baumrinde hängen, das nach Aussage meiner Begleiter einem Mumbo Jumbo, d. h. einem Knecht Ruprecht, einer verkleideten Scheuchperson gehörte, womit die heidnischen Einwohner ihre Frauen in Ordnung halten, wenn es auf dem gewöhnlichen Wege der Ermahnung und der Zucht nicht mehr geht. Es steckt sich nämlich der Mann selbst oder ein guter Freund in ein solches Kleid, bewaffnet sich mit einer Ruthe und verkündet zuerst in den benachbarten Wäldern durch Schreien sein Daseyn. Des Abends kommt er in die Stadt, begibt sich auf die Rathhausbühne, wo sich alle Einwohner versammeln, von denen in der Regel Keiner weiß, wer der Verkleidete ist, und es wird ein gemeinschaftlicher Gesang und Tanz angeordnet, wobei pflichtmäßig alle Frauen der Stadt seyn müssen. Kommt nun die Mitternacht, so ergreift der Mumbo Jumbo die zu züchtigende Frau, und erhält sogleich Beistand. Die Unglückliche wird nakt

ausgezogen, an einen Pfahl gebunden und von dem Mumbo Jumbo mit Ruthen jämmerlich zugerichtet, während die andern Frauen darüber (so ist der rohe Mensch!) lachen und spotten. Die Gebundene, Gepeitschte und Verspottete pflegt bis zu Sonnenaufgang in ihrer Lage zu verbleiben, worauf sich der Mumbo Jumbo in den Wald zurück begibt und die Andern nach Hause gehen.

In Kudschar (Kujar), wohin ich den 11. Decbr. kam, wohnte ich einem Wettkampfe bei. Die Kämpfer waren junge starke Leute, bloß mit Beinkleidern versehen und am ganzen Körper mit Butter gesalbet. Sie näherten sich einander auf allen Vieren, und suchten sich besonders an den Füßen zu fassen. Während des Kampfes ward eine Trommel geschlagen. Nach dem Kampf folgte ein Tanz von Leuten, die Schellen an den Armen trugen, und zwar auch nach der Trommel. In Kudschar setzte man mir ein angenehmes Bier vor, was eben so wie in England aus Malz gebrauet war. Statt des Hopfens wird dazu aber eine bittere Wurzel genommen. Hinter Kudschar geht eine Wüste an, weßhalb ich dort ein Paar Wasserträger und Wegweiser miethen mußte, wozu ich Elephantenjäger nahm, die der Gegend am kundigsten sind. In der Wüste fanden wir einen Baum, der rings von den Reisenden mit Zeugflecken behängt war. Wahrscheinlich hatten diese

anfänglich ein Zeichen davon seyn sollen, daß hier Wasser wäre; jetzt aber geht Keiner vorüber, ohne ein solches Zeugfleckchen dran zu knüpfen. Die kleine Wüste macht die Gränze zwischen dem Reiche Wulli, das wir verließen, und dem Reich Bondu, in das wir kamen. In der ersten bonduschen Gränzstadt Tallika begegnete uns eine Karawane mit Elfenbein, der ich Briefe nach Pisania mitgab. Ein Esel trug 4 große Elephantenzähne, an jeder Seite 2 in Netzen; von den kleinern mehrere in Häute gewickelt und mit Stricken befestigt. In einem Dorfe fanden wir einen Bardensänger, der kleine Geschichten erzählte, und kleine Lieder spielte, indem er über eine gespannte Saite blies und sie zugleich mit einem Stäbchen strich. Hinter diesem Dorfe setzten wir den 15ten über den Neriko, welcher den Senegal mit dem Gambia verbindet. In dem Schlamme des Flusses fand ich viele Muscheln, welche aber von den Einwohnern nicht zur Nahrung benutzt wurden.

In Kurkarany, wo ich einige Tage ausruhete, veränderte sich meine Reisegesellschaft, Einige gingen ab, Andre gingen zu, und ich merkte bald, daß man sich gern an mich auf der Reise anschloß, wenn ich für gute Nahrungsmittel sorgte, was gerade nicht so schwer war. Ich kaufte z. B. einen schönen Stier für 6 kleine Stückchen Bernstein hinter Kurkarany. In einem Dorfe, das wir den

19. December erreichten, hatten wir viel von den Frauen auszustehen; sie forderten mit Gewalt Bernstein und Korallen, zerrissen mir mit Ungestüm meinen Mantel, schnitten meinen Bedienten die Knöpfe vom Rocke, und verfolgten uns eine Stunde weit. Den Tag darauf erreichte ich, mit 14 Personen (so stark war unsere Karawane angewachsen) den Falemeh, und fand die Anwohner mit der Fischerei beschäftigt. Die großen Fische fingen sie in Körben aus gespaltenem Rohre, wovon einige über 20 Fuß lang waren und die sie als Reusen gebrauchten. Sie legten sie an Oeffnungsstellen, die sie in künstlich aufgeführten Steindämmen gelassen hatten. Die kleinen Fische wurden in Netzen gefangen, gestampft und in Klumpen geballt, welches getrocknete Fischmus von den Negern nördlich vom Senegal gekauft wird. An den Ufern des Falemeh stand das Korn im schönsten Wachsthum; es war Holcus cernuus, von den Einwohnern Manio genannt und wird hier im Januar reif. Den 21sten ritt ich durch das klare Wasser des Falemeh und kam gegen Mittag nach Fattakonda, der Hauptstadt vom Reiche Bondu. Ein angesehener Sklavenhändler nahm mich auf und bald ward ich zum König gerufen, der Etwas von der Stadt entfernt unter einem Baume saß, sich wunderte, daß ich weder Sklaven noch Gold suche und meinte, ein Mensch,

der bei Sinnen wäre, unternehme keine so gefährliche Reise, bloß um das Land kennen zu lernen. Er freuete sich über die Geschenke, welche ich ihm gab, besonders über den Sonnenschirm, bat sich aber noch dazu meinen besten Rock, den ich gerade an hatte, blau mit gelben Knöpfen, aus. Zum Gegengeschenk gab er mir viele Lebensmittel. Seine Frauen spotteten und lachten über meine weiße Haut und hervorstehende Nase und meinten, die erste wäre durch Milchbäder und letztere durch Kneifen so geworden. Sie beschenkten mich mit einem Krug Honig und etwas Fischen.

Den 23. Decbr. verließ ich Fattakonda und setzte meine Reise die Nacht durch fort, begleitet von dem Geheul der wilden Thiere und vom Mondschein.

Das Reich Bondu wird von Fulahs bewohnt, welche nach den Mandingos das mächtigste Volk in dieser Gegend bilden, mit Ausnahme des Königs fast Alle Muhamedaner sind, und Schulen besitzen, worin die Kinder den Koran lesen lernen. Ihre Betriebsamkeit beim Ackerbau und in der Viehzucht ist groß. Sie besitzen außer dem Hornvieh auch gute Pferde.

Ich kam hinter Fattakonda in das Königreich Kadschaga, das von Serawullis bewohnt wird, die eine dunkle Farbe haben und bedeutenden Han-

del treiben. Am heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste zog ich in die Gränzstadt des Königreichs Kadschaga, in Dschohg ein, ward aber daselbst den folgenden Morgen von einer Schaar Reiter beunruhigt. Einer versuchte es, eine Flinte, die neben mir lag, zu stehlen und mein Dolmetscher gab mir bald zu verstehen, daß wir nichts Gutes zu erwarten hätten. Zu der ersten Schaar kam eine zweite und es umringten mich so ungefähr 20 Mann, jeder seine Flinte in der Hand und sie erklärten mir, ich wäre in die Stadt des Königs ohne Erlaubniß, Zoll und Geschenke gekommen und müsse deßhalb meine Leute, die Lastthiere und das Gepäck an den König abtreten, weßhalb sie mich nach Mahnam, dem Aufenthaltsorte des Königs führen würden. Nach gehöriger Berathung mit meinen Leuten suchte ich, so viel wie möglich, mit den Reitern fertig zu werden, entschuldigte mich wegen der Uebertretung der Gesetze mit meiner Unwissenheit, reichte ihnen Geschenke für den König dar, mußte es mir aber doch gefallen lassen, daß sie mein sämmtliches Gepäck untersuchten und mit der Hälfte meiner Habseligkeiten davon zogen. Es ging der ganze Weihnachtstag hierüber hin und wir brachten die Nacht bei einem schwachen Feuer zu. Am andern Morgen zeigte sich eine neue Verlegenheit; ich hatte einige Bernsteinsachen versteckt, durfte sie aber jetzt gar nicht vorholen, weil ich

sonst eine neue Plünderung befürchten mußte, konnte aber auch ohne sie keine Lebensmittel erhalten. Als ich so des Abends hungerig auf dem Markte saß und Stroh kauete, ging eine alte Sklavinn mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüber, und da sie mein Elend bemerkte, so nahm sie den Korb herunter und gab mir daraus Erdnüsse zum Essen. Bald darauf besuchte mich der Neffe des Königs von Kasson, der als Gesandter beim König von Kadschaga gewesen war und wohl anfänglich aus Neugierde zu mir kam. Es rührte ihn aber meine Lage so sehr, daß er mir seinen Schutz anbot und mich sicher nach Kasson zu begleiten versprach. Den 27. Dec. verließ ich mit ihm in einer Karawane von 30 Mann und 6 Eseln Dschohg. Einige Stunden nach unserm Auszug opferte mein Dolmetscher ein weißes Huhn, es mit den Füßen an einen Baumzweig knüpfend und meinte, uns dadurch die Gunst der Waldgeister erworben zu haben. Den Tag darauf sahen wir einen großen Wasserfall den Senegal machen und setzten an der Stelle über den Fluß, an einem 40 Fuß hohen steilen Ufer herunter rutschend. Kaum über den Fluß gekommen, forderte mein Beschützer ein Geschenk von mir, da ich jetzt im Gebiet seines Oheims angekommen sei und ich konnte nichts Anderes thun, als mich darzu verstehen. Eine halbe Tagereise dahinter, kamen wir zur Stadt

Tisi, deren freundliche Bewohner außer Milch und Eiern, auch Ratzen, Maulwürfe, Schlangen und Heuschrecken aßen. Die Eier wurden aber nur von den Männern, nie von den Frauen gegessen. Während meiner Anwesenheit in Tisi, kamen zwei feierliche Züge nach der Stadt, der eine den 4ten Jan. 1796 und bestand aus 400 Landleuten, die alle auf ihrem Kopfe, Kürbisse voll Korn oder voll Erdnüsse trugen und singend unter Trommelschall einzogen. Die Stadt wurde dadurch mit Lebensmitteln versorgt, indem ein Krieg zwischen ihr und den Sadumahschen Mauren ausgebrochen war. Der andere Zug kam den folgenden Tag und bestand aus Gesandten, die ein westlich wohnender König schickte. Er forderte die Bewohner von Tisi auf, sich zum muhamedanischen Glauben zu bekennen und dieß durch Hersagen von den elf muhamedanischen Gebeten zu bezeugen, weil er sich sonst in dem Kriege mit ihren Gegnern verbinden würde. Das Volk folgte seiner Aufforderung. In Tisi verlor ich wie in Dschogh die Hälfte meines Gepäcks durch Plünderung, weil meine Geschenke nicht genügten, und brach dann den 10ten Jan. nach Kuniakary auf. Auf der Straße dahin, kamen wir durch die Vaterstadt eines unsrer Begleiter von Pisania aus. Derselbe war 4 Jahre abwesend gewesen, und wurde jetzt mit vieler Freude und Feierlichkeit von seinen

Verwandten empfangen. Man hatte seine Rückkunft zufällig erfahren und deßhalb eine ehrenvolle Einholung veranstaltet. Mitten unter Frohlocken ward die alte Mutter desselben, auf einen Stab gelehnt, herbeigeführt, sie war völlig blind und streichelte dem Sohne Hände, Arme und Gesicht. Nachdem Alles etwas zur Ruhe gekommen war, erzählte der Zurückgekehrte mit lauter Stimme vom Anfang bis zu Ende, wie es ihm in seiner Abwesenheit ergangen sei, wobei er meiner oft dankbarlichst erwähnte.

Den 14ten Jan. traf ich in Kuniakary, der Hauptstadt von Kasson, ein und verfügte mich unter großem Zulauf des Volks zum König, der mich sehr freundlich empfing. Er erzählte, daß er dem Major Houghton habe ein weißes Pferd geschenkt und daß derselbe jenseits des Königreichs Kaarta sei von Mauren getödtet worden. Ich konnte dem König nur ein geringes Geschenk geben, erhielt aber doch zum Gegengeschenk einen großen weißen Ochsen, dessen Farbe von meinen Begleitern als eine besondere Gnadenbezeigung betrachtet ward.

Meine Reiseaussichten wurden aber immer trüber, besonders durch die Kriege, worin der König von Kaarta verwickelt war. Meine Vermögensumstände verbesserten sich durch eine Anweisung auf Goldstaub, die ich von Pisania mitbrachte und hier ausgezahlt erhielt. Wegen des Krieges verweilte

ich eine Zeit lang in Kuniakary und der Umgegend der Stadt. Den 26ten Jan. erstieg ich einen Berg, von dessen Gipfel ich eine herrliche Aussicht über das Land hatte. Noch nie hatte ich in Afrika eine so große Menge von Ortschaften und so große Strecken bebauten Landes gesehen, als hier.

Den 2ten Febr. 1796 trat ich, begleitet von zwei Reitern des Königs, meine Reise wieder an, kam durch eine stark bevölkerte Gebirgsgegend, sah herrliche Ortschaften und schöne Gebirgsbäche und begegnete vielen Hunderten von Menschen, welche des Krieges wegen von Kaarta flüchteten. Wir hatten einige steile Gebirgswege, reisten aber auch öfter in den angenehmsten Laubengängen, indem unser Weg ein Flußbette war, dessen beiderseitige Uferbäume ein Laubdach bildeten. Für geringe Kleinigkeiten erhandelten wir von den Hirten dieser Gegend reichliche Lebensmittel. Auf der letzten Strecke Weges nahm ich einen Einheimischen als Führer mit, dem ich für seine Begleitung eine übermäßige Zahlung geben mußte. Unser Begleiter gehörte zu den Dschaars oder Trinkern, mit welchem Namen man hier die Muhamedaner bezeichnet, welche nur die äußern Gebete mitmachen, aber ihre heidnischen Angewohnheiten und damit auch den Genuß hitziger Getränke beibehalten haben. Durch seinen Aberglauben setzte er mich mitten in einem Walde in einen großen

Schreck, denn er fing mit einem Male gewaltig zu pfeifen an, als wenn er Raubgesellen herbeirufen wollte. Das Pfeifen galt jedoch nur den Waldgeistern, welche er um eine glückliche Reise befragte. Den 12ten Febr. entfernte ich mich zufällig, indem ich Baumfrüchte pflückte, die an der Landstraße wuchsen, etwas von meinen Gefährten, und da ich ich zuletzt nicht wußte, ob sie vor oder hinter mir wären, bestieg ich eine Anhöhe, um mich nach ihnen umzusehen. Da sprengten plötzlich zwei zu Pferde aus dem Gebüsch und es ist schwer zu entscheiden, wer von uns am meisten erschrak. Ich faßte mich bald wieder und ging auf sie zu, worauf sie sich umwandten und davon sprengten. Sie waren meinen Leuten begegnet und hatten ihnen erzählt, wie sie ein weißes Gespenst mit fliegendem Gewande gesehen, von dem aus ein kalter Wind über sie gewehet und ein kalter Regen über sie gegossen hätte. Um zwei Uhr Nachmittigs trafen wir den 12. Febr. in Kemnuh, der Hauptstadt von Kaarta, ein und ich verfügte mich mit den Meinigen, umringt von einer großen Menge Neugieriger, in des Königs Wohnung. Gegen Abend ward ich dem König vorgestellt, der auf einem Leopardenfell saß, das auf einer 2 Fuß hohen Rasenbank ausgebreitet war. Der König rieth mir nach Kasson zurück zu kehren, da er mit dem Reiche Bambarra jetzt im Kriege sei und

deßhalb wenig für mich thun könne. Ich *hätte* wohl sollen seinem treu gemeinten Rath folgen, *al*lein Monate lang im Innern dieses Landes zuzubringen oder gar unverrichteter Sache zurück zu kehren, das war mir unerträglich und als daher der König mir einen Umweg durch das maurische Reich Ludamar nach Bambarra vorschlug, so ergriff ich dieß mit Freuden. Als ich noch mitten im Gespräch mit dem Könige war, kam ein Reiter hinein gesprengt und brachte die Nachricht, daß das Heer von Bambarra, welches zuerst Fuladu besetzt hatte, jetzt nach Kaarta aufgebrochen sei. Der König schickte uns zum Abend ein fettes Schaf und da wir eben es zubereiteten, ward durch Trommelschlag, wozu man auf großen, ausgehöhlten Elephantenzähnen blies, was sehr angenehm klang, das Abendgebet angekündigt. Fast die Hälfte der hier versammelten Kriegerschaaren wanderte in die Moscheen und war also Muhamedaner. Um möglichst bald dem Kriegsgeschrei zu entgehen, beeilte ich meine Abreise und erhielt von dem wohlmeinenden Könige 8 Reiter zum Schutz bis Dscharra, wohin ich den 13ten aufbrach, eine Strecke weit von 3 Söhnen des Königs und 300 Mann begleitet.

Die erste Nacht brachten wir in einem Dorfe zu, wo Diebe in meine Hütte einbrachen, eins meiner Bündel aufschnitten und mir viele Sachen stah-

len. Ich beklagte mich bei den uns begleitenden Reitern, richtete aber damit nichts aus. Am Morgen des 14ten Febr. stießen wir auf zwei Leute, die Tamberongs sammelten. Dieß sind nämlich kleine mehlige Beeren von gelber Farbe und köstlichem Geschmack, welche an dem Rhamnus Lotus*) wachsen. Die Neger bereiten eine Art Brot daraus, indem sie vorher die Frucht in der Sonne trocknen, dann in einem hölzernen Mörser stoßen, die mehligen Theile mit Wasser vermischen und den geformten Teig in der Sonne dörren. Dieß Brot gleicht dem Pfefferkuchen am Geruch und Geschmack. Um die Frucht einzusammeln, breitet man ein Tuch unter dem Strauch aus und schlägt mit Stäben an die Zweige. Es wächst dieser Strauch fast im ganzen nördlichen und mittlern Afrika und liefert außer dem Brot noch ein starkes Getränk, das besonders in Tunis hoch geschätzt wird. Der alte Römer Plinius erwähnt ein libysches Volk unter dem Namen Lotusesser und erzählt auch, daß ein ganzes Kriegsheer in Libyen mit Lotusbrot gespeist sei, was also wahrscheinlich aus den Früchten des hier erwähnten Strauches gebacken ist.

Da wir nur noch zwei Reiter zur Bedeckung

*) Es gibt viele Rhamnus- oder Wegdorn-Arten. Die bekanntesten davon in Deutschland sind der Kreuzdorn (rh. catharticus) und der Faulbaum (rh. frangula).

hatten, denn die andern waren zurück gekehrt, und maurische Räuber die Gegenden unsicher machten, indem sie, wie wir selbst sahen, ohne Weiteres das Vieh den Bewohnern wegtrieben, so machten wir unsre Reise größten Theils des Nachts. Am 18ten kamen wir zu der Stelle, von wo aus Major Houghton allein weiter nach Dscharra gereist war, weil seine Negerbedienten ihm nicht hatten zu den Mauren folgen wollen. Er war glücklich nach Dscharra gekommen und von dort aus mit maurischen Kaufleuten fälschlicher Weise nordöstlich zu den Salzgruben der Wüste gereist, statt südöstlich den Weg nach Timbuktu einzuschlagen. Nach 2 Tagen hatte er bemerkt, daß er Gaunern sei in die Hände gefallen und mit Zurücklassung alles Gepäcks sich von ihnen getrennt, um nach Dscharra zurück zu kehren, auf welchem Wege er entweder vor Hunger umkam oder von rohen Muhamedanern ermordet ward.

Einige Stunden vor Dscharra kamen wir an ein kleines Gewässer, bei dem viele wilde Pferde, alle von einerlei Farbe, weideten. Die Neger machen Jagd auf diese Thiere und essen ihr Fleisch sehr gern. Die Stadt Dscharra ist von ansehnlichem Umfang, liegt am Fuße eines Hügels, hat Häuser, die aus Stein und Lehm gebaut sind, wird größten Theils von Negern bewohnt und von den Mauren beherrscht.

Ein Gambia-Sklavenhändler in Dscharra, der dem Dr. Laidley in Pisania den Werth von 6 Sklaven schuldete, und auf den ich eine Anweisung zur Zahlung dieser Summe hatte, nahm mich in seiner Wohnung auf und war nach Kräften bemüht, mir wenigstens einen Theil des Geldes zu schaffen. Auch half er mir, meine Korallen- und Bernstein-Sachen in Gold umsetzen, weil dieß leichter fortzubringen und vor den Mauren zu verbergen war. Die Gefahr aber, von den Mauren ohne Weiteres aufgegriffen und als Sklave verkauft zu werden, ward jetzt von Tage zu Tage größer, und meine beiden Leute erklärten mir daher, sie würden lieber allen Reiselohn aufgeben, als noch einen Schritt weiter gehen. Ich beharrte aber auf meinem Entschluß, die Reise fortzusetzen, und bat meinen Wirth, mir von Ali, dem maurischen Beherrscher von Ludamar die Erlaubniß auszuwirken, durch sein Gebiet nach Bambarra reisen zu dürfen. Zugleich miethete ich mir von ihm einen Sklaven zur Fortschaffung meiner Sachen. Mein Wirth schickte einen Boten nach Ali ab, welcher in einem Lager bei Benaum war, und ich gab demselben die gehörigen Geschenke mit. Am 26ten Febr. kam auch ein Sklave von Ali, und sagte, er hätte den Auftrag, mich sicher nach dem nächsten ansehnlichen Ort Gumba, zu begleiten. Mein Negersklave Demba

erklärte darauf, er würde mich nicht verlassen, der Dolmetscher Johnson aber reiste zurück, und ich gab ihm meine wichtigsten Papiere mit, nachdem ich eine Abschrift davon genommen hatte. Mehrere Sachen ließ ich bei meinem Wirth in Verwahrung, um die Mauren desto weniger zur Plünderung zu reitzen und reiste den 27ten Febr. ab. Unsere Reise führte uns durch mehrere kleine Wüsten vor Trinkplätzen, Dörfern und Städten vorbei. In der Stadt Dina, wo ich bei einem Neger übernachtete, ward ich schrecklich von den Mauren gequält, sie zischten, lärmten und schimpften, ja sie spieen mir ins Gesicht, öffneten mein Bündel und nahmen Alles, was ihnen gefiel. Ich aber blieb ganz ruhig dabei, weil hier jeder Widerstand die Sache nur übler gemacht hätte. Meine Leute wollten aber nun durchaus nicht weiter; und da ich befürchten mußte, beim längern Verweilen an diesem Orte, noch größeren Mißhandlungen ausgesetzt zu werden, so faßte ich, es war den 2ten März, den Entschluß, allein weiter zu reisen, um möglichst unbeachtet mein Ziel zu erreichen. Ich brach deßhalb des Morgens um 2 Uhr bei Mondenschein auf, mußte aber sehr vorsichtig gehen, weil überall am Wege die wilden Thiere brüllten. Nach einer halben Stunde kam mir mein treuer Sklave Demba nach, sagte, daß der von Ali geschickte Begleiter schon zurückgekehrt sei, daß aber

der Sklave meines Wirths in Dscharra wohl noch zu bereden seyn möchte, mich zu begleiten, wie er denn selbst auch das wolle, wenn ich wartete. Ich wartete eine Stunde und beide fanden sich bei mir wieder ein.

Bis Mittag reisten wir Drei durch ein sandiges Land, das mit der Riesen-Seidenpflanze (Asclepias gigantica)*) bedeckt war, und kamen dann vor mehrern verlaßnen Hütten vorbei. Nicht weit davon vermutheten wir Wasser, ein Sklave suchte in einem Gebüsche nach, kam aber eiligst zurück gelaufen, indem ein brüllender Löwe auf ihn zu geeilt war. Den 4ten März fanden wir alle Bäume am Wege von Heuschrecken bedeckt, die das Laub abfraßen. In einer Stadt, wohin wir an diesem Tage kamen, sah ich, wie die Neger das Pulver bereiten. Den Salpeter dazu bekommen sie aus Sümpfen, welche in der dürren Zeit austrocknen, wo er sich als ein weißer Anflug zeigt, den sie sammeln und reinigen. Den Schwefel erhalten sie aus der

*) Von den Seidenpflanzen oder Asklepien gibt es viele Arten. Eine (nämlich asc. vincetoxium oder die gemeine Schwalbenwurz) kommt in Europa häufig vor; und eine andere (nämlich die syrische Seidenpflanze asc. syriaca) hat man in Europa hin und wieder, aber ohne Vortheil anzubauen versucht. Alle Seidenpflanzen haben an ihren Samen, wie die Baumwollenpflanze, eine haarige Masse.

Berberei. Beides zerstoßen sie in einem Mörser und vermischen es.

Den 5. März begegneten wir zwei großen Herden von weidenden Kameelen und wohnten in einem Dorfe einem Feste bei, das mit Tanz und Klang gefeiert ward. Die Neger haben eine Art Flöte und ihre Sang- und Spielweisen sind einfach und rührend. Ein Neger in einem andern Dorfe fand sich durch mich als Gast sehr geehrt, schlachtete 2 fette Schafe und lud seine Freunde zum Abendessen ein. Ich machte einen Rasttag daselbst und befand mich sehr wohl bei den guten Negern, deren sanftes Betragen mit der Rohheit und Härte der Mauren einen auffallenden Gegensatz bildete. Um das Gespräch zu beleben, ward von dem schon vorher erwähnten guten Bier getrunken und meine Einbildungskraft führte mich bereits an die Ufer des Niger und mahlte mir tausend angenehme Bilder vor, als plötzlich eine Schaar Mauren in die Hütte trat und meine Träume wie das Wasser der Wüste vernichtete. Die Schaar erklärte, ich müsse freiwillig oder gezwungen ihr ins Lager bei Benaum folgen, weil Ali's Frau Fatima, die so viel von Christen gehört habe, begierig sei, einen zu sehen; und Ali würde mich gewiß, nach befriedigter Neugier seiner Frau, sicher nach Bambarra bringen lassen. Der Sklave aus Dscharra war bei dem An-

blick der Mauren entsprungen und so nahm ich, nur von Demba begleitet, einen rührenden Abschied von meinem Wirthe und folgte der rohen maurischen Reiterschaar. Den 10. März kamen wir nach Dina zurück, wo man gerade vor Anfang der Fasten große Feuer angezündet hatte und tapfer schmauste. In Dina ward ich zu einem von Ali's Söhnen geführt, der sogleich von mir forderte, ich solle ihm eine doppelläufige Flinte ausbessern oder ihm Messer und Scheren geben. Als ihm mein Sklave, der den Dolmetscher machte, aus einander setzte, daß ich ersteres nicht könnte und letzteres nicht hätte, ergriff er schnell eine Flinte und legte auf den Sklaven an, um ihn zu erschießen. Die andern Mauren wanden ihm jedoch die Flinte aus der Hand, und gaben uns durch Winke zu verstehen, daß wir uns entfernen möchten.

Den 12ten Nachmittags um 5 Uhr sahen wir Ali's Lager bei Benaum. Es bestand aus einer Menge schmutziger Zelte, die ohne Ordnung in einer großen Ebene zerstreut standen und zwischen denen große Herden von Kameelen, Kühen und Ziegen weideten. Bei der Nachricht, der Weiße sei angelangt, verließ Alles seine Arbeit und drängte sich an mich heran. Vor dem Zelte des Königs fand ich eine Menge Frauen und Männer versammelt. Der König selbst saß auf einem schwarzledernen Kis-

sen und schnitt sich mit einer Schere etwas *Haare* von der Oberlippe ab, wobei eine Sklavinn *ihm* einen Spiegel vorhielt. Sein langer, weißer Bart zeigte hohe Jahre, seine stolze Miene arabische Abkunft und sein finstrer Blick den mißtrauischen Selbstherrscher an. Man untersuchte mich hier, wie ein ausländisches Thier, zählte sogar Zähne und Finger und that tausend Fragen an mich. Bald brachte ein Sklave ein wildes Schwein getrieben und band es an einem Zelte fest. Ali gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich es schlachten und mir zum Abendbrote bereiten möchte. Ich war freilich sehr hungrig, hielt es jedoch für klug, nichts von einem Thiere zu essen, das die Mauren so sehr verabscheuen. Da gab man mir endlich ein wenig Korn mit Salz und Wasser gekocht und die Nacht mußte ich vor einem Zelte auf einer Matte, umgeben von der neugierigen Menge, zubringen. Bei Sonnenaufgang wies mir Ali eine viereckige Strohhütte an, worin ich aber das Schwein als einen lästigen Stubengenossen angebunden fand. Die zudrängenden Knaben machten sich eine Lust daraus, das Thier so lange mit Stöcken zu schlagen, daß es jeden biß, den es erreichen konnte. Der ganze Tag verging damit, daß ich den Neugierigen zeigen mußte, wie man meine wunderlichen Kleider anzöge und welchen Gebrauch man von den Knöpfen mache.

Die Nacht hindurch hielt man regelmäßig Wache bei mir. Um 2 Uhr Morgens kam in der 2ten Nacht ein Maure in meine Hütte, wahrscheinlich um zu stehlen oder gar um mich zu ermorden, er stieß, tappend, mit seiner Hand auf meine Schulter, ich sprang augenblicklich auf und packte ihn, er wand sich aber los, stolperte über meinen Sklaven weg und fiel auf das wilde Schwein, das ihn zum Dank in den Arm biß. Das Geschrei, welches er darüber erhob, erregte allgemeinen Aufruhr. Die Mauren meinten, ich sei entsprungen und warfen sich auf ihre Pferde, um mir nachzusetzen. Ich sah bei dieser Gelegenheit, daß Ali nicht in seinem eigentlichen Zelte schlief, sondern weit entfernt davon in einem kleinen Zelte. Dieß thut er deßhalb, weil sein grausames Betragen ihm viele Feinde zugezogen hat, vor denen er sich fürchtet.

Den 14. März aber mit Sonnenaufgang fingen die Neckereien und das Verhöhnen wiederum an, wie Tages zuvor; die Kinder versammelten sich, um das Schwein zu prügeln und die Erwachsenen, um den Christen zu plagen. Das empörende Betragen dieser Menschen läßt sich durch Worte nicht beschreiben. Sie sinnen gleichsam nur auf Unheil, und erfreuen sich an dem Elend ihrer Mitgeschöpfe. Um nun wenigstens Ali nicht zu mißfallen, und überhaupt den Mauren keinen Vorwand zu geben,

mir übel zu begegnen, that ich unweigerlich, Alles, was von mir verlangt ward und ertrug jede Beleidigung mit Geduld. Aber ich gestehe es, in meinem ganzen Leben habe ich mich nie in einer so drückenden Lage befunden, als hier in Ali's Lager, wo ich von dem rohesten, wildesten Volke auf Erden vom Morgen bis zum Abend, die gröbsten Beschimpfungen ertragen mußte, und nicht ein Mal sauer dazu aussehen durfte.

Die Mauren versuchten auch mich und Demba zu beschäftigen; dieser mußte aus einem Walde für Ali's Pferde Futter herbei schaffen und ich sollte den Barbier machen, wobei ich mich jedoch ungeschickt benahm, weßhalb man mich damit weiter verschonte. Den 18. März ward mein Dolmetscher Johnson auch ins Lager gebracht und damit auch meine übrigen Sachen. Ali nahm alle diese Sachen in sein Zelt, weil, wie er bemerkte, Diebe in der Nähe wären und darum mir leicht die Sachen gestohlen werden könnten. Ich selbst ward bis auf die Haut durchsucht, weil man mehr Gold bei mir vermuthete als ich hatte. Einen Kompaß gab mir Ali zurück, weil er mit einem so gefährlichen Zauberdinge nichts zu schaffen haben mochte. Den 20. März berathschlagte Ali mit seinen Leuten darüber, was man mit mir machen solle. Einige hatten, wie ich erfuhr, für den Tod gestimmt, Andere

für das Abhauen der rechten Hand und Andere für das Ausstechen des rechten Auges. Ich beschloß dabei, weil in der dürren Zeit wegen Wassermangels an keine Flucht zu denken war, bis zur Regenzeit in Geduld zu erwarten und dann eine Flucht zu versuchen. Allerlei schwere Betrachtungen über mein Loos bewirkten mir eine unruhige Nacht und den Morgen darauf bekam ich ein heftiges Fieber. Da ich auch während der schrecklichen Fieberschauer gar keine Ruhe in meiner Hütte hatte und befürchtete, die unaufhörlichen Neckereien würden mich in diesem Fieberzustande zuletzt zu Widersetzlichkeiten bringen, die unmittelbar mein Leben aufs Spiel gesetzt hätten, so legte ich mich unter einige schattige Bäume nieder. Aber bald kam eine Schaar auf mich zu und als ich ihrer Aufforderung zu folgen nicht gleich nach kam, drückte Einer ohne Weiteres seine Pistole auf mich ab, welche jedoch zwei Mal versagte. Ich vernahm nun, daß jeder das Recht habe, mich zu erschießen, weil ich ohne Ali's Erlaubniß aus dem Lager gegangen wäre.

Am Nachmittage desselben Tages hatten wir einen starken Sandwind aus Osten, der die Luft so verdunkelte, daß man das nächste Zelt nicht sehen konnte. Den 28sten kam eine große Herde Hornvieh von Osten her ins Lager, und einer von den Treibern, dem Ali mein Pferd geliehen hatte, brachte

mir dafür eine Antelopenkeule. Den Nachmittag desselben Tages mußte ich mich zu Pferde setzen und, von Ali und 6 Hofleuten begleitet, vier seiner Frauen in ihren Zelten besuchen, wo sie mich mit einem Becher Milch und Wasser bewirtheten. Sie runzelten die Stirn und schauderten zusammen, wenn sie die Weiße meiner Haut betrachteten.

Die Mauren sind sehr gute Reiter und setzen eine große Ehre darein, ein Pferd im schärfsten Galopp durch einen Hieb plötzlich zum Anhalten zu bringen, so daß es oft in die Kniee sinkt. Sie halten viel auf ihre Pferde, füttern sie täglich 3 bis 4 Mal und geben ihnen am Abend viele süße Milch, welche sie gern saufen. — Den 7. April wehete ein heftiger Wirbelwind, der 3 Zelte und auch von meiner Hütte eine Wand umriß. Diese Wirbelwinde kommen von der großen Wüste her und sind in der heißen Jahrszeit häufig.

Ein Tag strich mir eben so langsam dahin wie der andere, weil ich mich aus der Gefangenschaft fortsehnte. Mit Wehmuth sah ich die Sonne aufgehen, denn mit ihr fingen die Neckereien der Mauren an, dankend sah ich sie untergehen und über den sandigen Boden meiner Hütte einen gelblichen Glanz verbreiten, denn gegen Abend verließen mich meine Quäler und erlaubten es mir, die schwüle Nacht in einsamem Nachdenken hinzubringen. Um Mitter=

nacht erhielt ich nebst meinen beiden Gefährten etwas Kuskus, Wasser und Salz, womit wir den ganzen Tag unser Leben fristen mußten, denn die Muhamedaner hatten jetzt Fasten. Indeß konnte ich Hunger und Durst besser ertragen, als ich erwartet hatte, und um mir die lange Weile zu vertreiben, lernte ich arabisch schreiben. Jeden, der zu mir kam und einen schlechten Blick hatte, bat ich sogleich, mir etwas im Sande vorzuschreiben, wodurch er sich geehrt fühlte und ich andere Neckereien entfernte.

Da die Königinn Fatima noch immer nicht angekommen war, so machte sich Ali auf, um sie zu holen. Er nahm 2 Beutel mit trocknem Kuskus und in der Sonne gedörretes Fleisch von einem Rinde, mit auf den Weg. Vor seiner Abreise stellten sich, wie dieß alljährlich geschieht, die Neger aus Benaum vor ihm zur Musterung und überreichten ihre Steuern an Korn und Zeug.

Den 18. April kam ein Scherif mit Salz, und andern Waaren von Valet, der Hauptstadt des Königreichs Biru, im Lager an und erzählte mir, daß Haussa die größte Stadt sei, die er je gesehen und daß man von Valet bis Timbuktu 11 Tagereisen rechne. Den 24. April kam ein anderer Scherif aus Marokko mit 5 Ochsen Ladungen Salz im Lager an und sagte mir, daß man, wenn man keinen Aufenthalt hätte, in 90 Tagen von Marok-

ko's Gränze über Widnun und Tischit nach Benaum reisen könne.

Die Unterhaltungen mit diesen und andern Fremden brachte etwas Abwechselung in mein trauriges Leben hinein. Meine Kost war aber in Ali's Abwesenheit sehr dürftig, ja manchmal hatte man mich völlig vergessen und ich mußte mich in der Hungersnoth mit einem Trunk Wasser erquicken. Meine Leute versuchten zu betteln, erhielten aber sehr wenig und wurden außerordentlich matt und schwach. Sie lagen gewöhnlich betäubt auf dem Sande ausgestreckt und kaum konnte ich sie wecken, selbst, wenn der Kuskus kam. Mir schwand öfter auch die Sehkraft vor Hunger und Durst und wollte ich aufrecht sitzen, so wandelten mich Ohnmachten an.

Der Krieg zwischen Bambarra und Kaarta hatte unterdeß die Wendung genommen, daß das Heer von Bambarra sich den Gränzen Ludamars näherte, um Ali mit Krieg zu überziehen. Dem gemäß ward den 30. April das ganze Lager bei Benaum abgebrochen und nach Norden gezogen. Die erste Nacht brachten wir bei einer kleinen Negerstadt zu, deren Vorsteher mich auf meine Bitten reichlich mit Speise und Trank erquickte und mich einlud, täglich zu ihm zu kommen, so lange das Lager hier bliebe. Wir brachen aber den 3. Mai wieder auf und kamen den Nachmittag in ein maurisches Lager bei

Bubakehr, das ebenfalls Ali gehörte und viel größer war, als das bei Benaum. Da er mit seiner Frau Fatima von Norden aus hierher gekommen war, so stellte ich mich ihm sogleich vor und ward von der stark beleibten Fatima nach vielen Dingen befragt und mit einem Becher Milch bewirthet.

Das ganze Land in dieser Gegend umher war eine große Sandfläche, mit wenigen kleinen Bäumen und stacheligen Sträuchern besetzt, in deren geringem Schatten das hungrige Vieh das welke Gras abfraß. Die Brunnen hatten wenig Wasser, um das die brüllenden Herden sich fast zerstießen. Keiner litt aber mehr an Wassermangel denn ich, weil, wenn mein Sklave unsern Wasserschlauch füllen wollte, er von den Mauren mit einer derben Tracht Schläge zurück gewiesen ward, indem es jeder für unerhört fand, daß der Sklave eines Christen, die Vermessenheit habe, aus Brunnen Wasser zu schöpfen, die von Nachfolgern Muhameds gegraben waren. Manche Nacht brachte ich deßhalb in einem höchst traurigen Zustande hin. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, so versetzte mich meine Einbildungskraft an die grünen Ufer irgend eines Flusses in meiner Heimath. Mit Entzücken eilte ich dem Wasser zu, um daraus einen erquickenden Trunk zu schöpfen; aber da wachte ich auf und fand mich gefangen und fast sterbend vor Durst in den öden

Wüsten Afrika's. Die eine Nacht konnte ich den Durst nicht mehr länger ertragen, ich schlich mich deßhalb aus meinem Zelte und dem Brüllen der Herde folgend, begab ich mich nach dem ¼ Stunde entfernten Brunnen. Die Mauren waren eben mit dem Wasserschöpfen beschäftigt und stießen mich überall mit harten Schimpfreden zurück. Endlich erhörte ein alter Mann meine Bitte, als er mir aber eben den Eimer reichen wollte, fiel es ihm ein, daß meine christlichen Lippen denselben verunreinigen möchten; er goß also das Wasser in einen Viehtrog und sagte, ich möchte nur daraus trinken. Sogleich kniecte ich hin und klemmte meinen Kopf zwischen den von 3 Kühen, in den Wassertrog hinein, und schlürfte mit vielem Behagen den Labetrunk.

Unter solchen Ereignissen verfloß mir der heiße Maimonat. Fatima versah mich wohl reichlicher mit Lebensmitteln, als ich sie in Benaum erhalten hatte, aber von meiner Befreiung hörte ich nichts. Unterdeß sammelten sich die Wolken am Himmel an und die Blitze in der Ferne verkündeten auch, daß die Regenzeit herannahe, von welcher Zeit ich die Wendung meines Schicksals erwartete. Aber noch ehe die Regenzeit eintrat, änderte sich meine Lage. Viele Kaartaner, welche nach Ludamar vor dem Kriege ausgewandert waren, glaubten nicht anders als mit bewaffneter Hand nach Kaarta zurück keh-

ren zu können, um den in einer Feste eingeschlossenen Landesfürsten zu vertreiben und baten deßhalb Ali um Unterstützung. Dieser benutzte gern die ihm dargebotene Gelegenheit Geld zu erpressen und schickte darum eine Reiterschaar nach Dscharra, um von da aus nach Kaarta einzubrechen. Als ich dieß erfuhr, bat ich Fatima um die Erlaubniß, Ali nach Dscharra begleiten zu dürfen, erhielt solche, bekam auch meine Sachen wieder, nachdem ich der Fatima gezeigt hatte, wie man jede gebrauche, und war voll der Hoffnung, daß ich von Dscharra aus leicht entkommen würde.

Zweite Fahrt.

Von dem maurischen Lager bei Bubakehr bis Silla am Niger.

Den 26. Mai reiste ich sehr früh des Morgens, nachdem ich auch mein Pferd mit Sattel und Zaum zurück erhalten hatte, begleitet von meinen beiden Leuten, Johnson und Demba, so wie von vielen Mauren zu Pferde, von dem Lager von Bubakehr ab, von wo Ali schon die Nacht vorher mit 50 Reitern ganz heimlich aufgebrochen war. Den folgen-

den Tag hatten wir viel von einem Sandwinde auszustehen. Das Vieh wurde davon so gequält, daß es wie toll umher lief. Den 28sten früh gab Ali's Leibsklave mir die Erklärung, es wären nun meine Sachen endlich alle in Richtigkeit gebracht, mein Sklave Demba ginge mit meinen Sachen nach Bubakehr zurück, indem diese dem Könige gehörten und nur ich mit meinem Pferde und dem alten Narren, worunter er Johnson verstand, könnten nach Dscharra aufbrechen. Ganz bestürzt von dieser Erklärung, eilte ich zu Ali, der eben vor seinem Zelte frühstückte und bat ihn dringend, Demba nicht von mir zu trennen, da seine treuen Dienste ihm längst die Freiheit verschafft und er mir nur aus Liebe und Anhänglichkeit gefolgt wäre. Ali aber antwortete mir gar nicht, sondern sagte mit einem boshaften Lächeln zu einem seiner Umgebungen, daß, wenn ich mich nicht sogleich zu Pferde setzte, er mich auch nach Bubakehr zurück schicken würde. Kaum konnte ich meine Gefühle unterdrücken und stark wandelte mich die Lust an, die Welt von einem solchen Ungeheuer, wie Ali war, zu befreien. Der arme Demba war gleichfalls außer sich; wir weinten mit einander und das Einzige, was ich thun konnte, als ich ihm zum letzten Mal die Hand drückte, war, daß ich ihm versprach, alles Mögliche zu seiner Befreiung zu versuchen.

Den 1. Junius kamen wir 200 Mann stark in Dscharra an. Unser Zug glich mehr einer Jägerschaar bei einer Fuchsjagd, als dem Marsche eines Heeres. In Dscharra wohnte ich wieder bei meinem alten Wirth, der auf meine Vorstellung mehrmals Ali um Demba anging, aber deßhalb ihn nicht zurück erhielt, weil er nach Ali's Meinung mein Hauptdolmetscher im Reiche Bambarra seyn würde, wovon er mich zurück schrecken wollte. In Dscharra suchte sich Ali 200 Stück des besten Viehes aus, was die Kaartaner, welche ihn gegen ihren König zu Hilfe gerufen, wieder erstatten sollten. Mit diesem Vieh und einigem andern Raubgut, wozu auch einige aufgefangene Mädchen gehörten, die ohne Weiteres als Sklaven weggeführt wurden, verließ Ali sammt einem Theil seiner Reiter die Stadt, um in seinem Lager ein Fest zu feiern. Mir selbst gab er die Erlaubniß, in Dscharra zurück zu bleiben. Während meines Aufenthalts daselbst kam die Nachricht an, daß der König von Kaarta, 3 Städte des Königs von Kassan überfallen und alle Einwohner getödtet habe, weßhalb man 2 Tage ein Todtengeheul in Dscharra erhub. Die ihrem König untreuen Kaartaner fielen jetzt in Kaarta ein, obgleich sie von Ali wieder verlassen waren, führten aus 2 Städten alle Einwohner hinweg, kehrten aber bald zurück, worauf die Furcht

entstand, der König von Kaarta würde Dscharra überfallen.

Die Hälfte der Einwohner von Dscharra packte nun ihre Habseligkeiten ein, um über Dina nach Bambarra zu flüchten. Es war dieß den 26. Jun. und den folgenden Tag erwartete man schon den König von Kaarta. Der Auszug gewährte einen rührenden Anblick; Weiber und Kinder weinten, die Männer waren muthlos und trübsinnig und Alle sahen mit Leidwesen auf ihre Geburtsstadt und deren Brunnen und Felsen zurück.

Da bis jetzt jeder Versuch, Demba zu befreien, fehlgeschlagen war, mein Wirth meiner überdrüssig ward, weil ich ihm nicht bezahlen konnte, und ich nicht Lust hatte, mich den siegenden Schaaren des früher freilich gegen mich wohlgesinnten Königs von Kaarta anzuvertrauen, so schloß ich mich mit Johnson dem fliehenden Zuge an und entzog mich so der Aufsicht der Mauren. Vor der Stadt setzte ich mich auf einen Hügel, von wo aus ich die Stadt, die benachbarte Gegend und die fliehenden Einwohner übersehen konnte. Schafe, Kühe und Ziegen wurden von Menschen vorwärts getrieben, überall war Unruhe und Geschrei, alte Leute mußten getragen werden und Einer drängte den Andern vor. Wie unglücklich sind doch die Neger in diesen Gegenden! Fortwährend scheucht sie der Krieg

bald hierhin, bald dorthin, und überall werden sie von den Mauren als eine Viehherde betrachtet, worauf sie nach Belieben Jagd machen können.

Weil mein Pferd im schlechten Zustande war, so machte ich ein Paar Ruhetage seitwärts von der Straße. Bald aber hatten mich die Mauren wieder ausgewittert und es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich heimlich, da ich rings von ihnen umstellt war, davon zu schleichen. Um Mitternacht packte ich mir ein Bündel Kleidungsstücke zurecht, schlich sacht aus meiner Wohnung heraus, nahm von Johnson Abschied, weil er mir nicht weiter folgen wollte, bestieg ganz sacht mein Pferd und ritt, indem mir ein kalter Angstschweiß vor der Stirn stand, weil ich jetzt zwischen Tod und Freiheit schwebte, stets hinter mich blickend, davon. Kaum war ich ¼ deutsche Meile geritten, so befand ich mich unter maurischen Hirten, die hinter mir her zischten und mit Steinen nach mir warfen. Kaum diesen entkommen, erblickte ich 3 Mauren zu Pferde hinter mir, die in der größten Eile auf mich zu kamen und mit ihren doppelläufigen Flinten mir droheten. Da ich ihren schnellen Pferden unmöglich entkommen konnte, so wandte ich mich gegen sie und bald fiel mir einer auf jeder Seite in den Zügel, indeß der dritte mir sein Gewehr mit den Worten vorhielt, ich müsse zu Ali zurück. Lange hatte ich zwischen

Furcht und Hoffnung geschwebt, jetzt nun war das Aergste, was mir begegnen konnte, da, und ich ertrug es mit einer Art düsterer Gleichgiltigkeit. Wir waren aber nicht lange mit einander geritten, als sich die Sache änderte. In einem dicken Gebüsch angekommen, befahl mir einer der Mauren mein Bündel zu öffnen. Sie durchsuchten Alles; aber Nichts schien ihnen annehmenswerth als mein Mantel, den mir einer abriß. Da mir derselbe sehr wichtig war, weil er mich bei Tage vor Regen und des Nachts vor den Mücken schützte, so bat ich flehentlich um Rückgabe desselben, hinter den Mauren her reitend. Aber ohne weiter darauf zu hören, gab der Räuber meinem Pferde einen Hieb über den Kopf und hielt mir das Gewehr vor mit der Drohung, mich zu erschießen, wenn ich ihm weiter nachfolgte. Nun ward es mir erst klar, daß diese Leute nicht auf meine Freiheit, sondern auf meine Habseligkeiten eigenmächtig ausgegangen waren. Ich wandte mein Pferd wieder gegen Osten und war, trotz meines verlornen Mantels, sehr glücklich darüber, daß ich meine Freiheit behalten hatte. Um nicht bald andern Mauren in die Hände zu fallen, lenkte ich seitwäts in einen Wald ab; und obgleich meine Lage kläglich war, so fühlte ich mich doch außerordentlich wohl, weil ich meine Freiheit wieder hatte. Ich reiste jetzt bloß nach dem Kompaß, vermied die

Straßen und eilte, so viel es ging, um bald in's Reich Bambarra zu kommen. Um 4 Uhr Nachmittags, als ich schrecklich an Durst litt, bemerkte ich eine Ziegenherde, schlich mich aber vor derselben vorbei, in der Hoffnung, noch vor Nacht einen Wasserplatz zu erreichen. Mein Durst ward unerträglich, mein Mund entzündete sich und bisweilen wurde mir plötzlich schwarz vor den Augen. Ich kauete die Blätter verschiedner Stauden, aber sie schmeckten alle bitter und stillten nicht den Durst. Kurz vor Sonnenuntergang kam ich auf den Rücken eines Berges an, kletterte auf einen hohen Baum, um eine Quelle oder eine menschliche Wohnung zu entdecken, sahe aber nichts als einförmiges Gesträuch und Sand. Als ich vom Baum wieder hinab stieg, nahm ich meinem Pferde die Zügel ab, damit es an dem Buschwerk desto besser nagen könnte, weil es unmöglich mich länger zu tragen, im Stande war. Darauf fiel ich krank und schwindelnd in den Sand hin und hatte ganz die Empfindung, als ob meine Todesstunde mit starken Schritten herannahe. Mein Bewußtseyn verließ mich und alle meine Hoffnungen schienen hier ihr Ende zu finden. Aber nach einiger Zeit kam ich wieder zur Besinnung, und da der Abend etwas kühl war, beschloß ich, das Mögliche noch zu versuchen, um mein Leben zu retten. Ich trieb mein Pferd vor mir her und ging so langsam vorwärts,

um wo möglich Wasser zu entdecken. Indeß, schwerlich war es hier auf Erden zu finden. Am Himmel aber zuckten einige Blitze und machten mir die Hoffnung, daß der Herr des Himmels und der Erde in der dürren Luft würde Quellen aufschließen. Das Gewitter rückte auch näher, die Finsterniß nahm zu und ein Wind in den Gebüschen verkündete die Erlösung. Schon öffnete ich meinen Mund, um die ersten erfrischenden Tropfen aufzufangen, als plötzlich eine Sandwolke mich bedeckte und mich zu ersticken drohete. Ich mußte eine Stunde lang in dieser Sandwolke unter einem Gebüsche aushalten und wanderte dann unter großer Beschwerde bis 10 Uhr fort. Da schlossen mehrere starke Blitze den Himmel auf, es kamen zuerst einige wenige schwere Tropfen; der Sandwind hörte ganz auf und ich breitete nun, was ich an reiner Wäsche hatte, aus, um den Regen darin zu sammeln. Es regnete auch über eine Stunde, ich löschte, mit Dank gegen den, welcher den Wolken gebeut, meinen Durst und wanderte dann nach dem Kompaß, welchen ich beim Schein der Blitze beobachten konnte, bis nach Mitternacht weiter. Da entfernte sich aber das Gewitter und ich mußte mit Gefahr, überall anzustoßen, weil es stockfinster war, tappend meine Reise fortsetzen, um wo möglich Menschen und durch sie Speisen zu erhalten.

Gegen 2 Uhr stutzte mein Pferd und da ich mich umsah, bemerkte ich ein Licht und später hin mehrere. In der Meinung, ich wäre nahe an einer Stadt, untersuchte ich den Boden, ob ich nicht Spuren von angebauetem Lande fände, entdeckte aber nichts dergleichen. Als ich näher kam, bemerkte ich mehrere Lichter und erkannte an dem Brüllen des Viehes, daß hier ein Tränkeplatz sei. Ich beschloß deßhalb in der Nähe desselben Brunnen aufzusuchen, aber nicht zu den Leuten selbst zu gehen, weil es Mauren seyn möchten. Ich kam jedoch einem Zelte so nahe, daß mich eine Frau bemerkte und ein Geschrei erhob, worüber 2 andere herbei gelaufen kamen. Ich eilte aber sogleich von dem Zelte wieder weg und hörte nach ¼ Stunde das Quaken von Fröschen, welches mir eine himmlische Musik war, da auch ich schon wieder starken Durst hatte und mein Pferd wenig von dem Gewitterregen genossen hatte. Mit Tagesanbruch kam ich zu der Pfütze, tränkte mein Pferd, stillte selbst meinen Durst und erstieg dann einen Baum, von dem aus ich den Tränkeplatz sah, vor dem ich vorbei gekommen war. An einer Rauchsäule entdeckte ich einen Ort, der 2 — 3 deutsche Meilen entfernt war. Ich nahm dorthin meine Richtung und erreichte auch gegen 11 Uhr ein Negerdorf, in das ich, obgleich es, wie ich erfuhr, dem Ali gehörte, hineinritt. Da mich

der Ortsvorsteher nicht aufnahm, so lenkte ich aus dem Orte wieder heraus und gab einem alten Mütterchen, das vor der Thür einer einzeln liegenden Hütte Baumwolle spann, durch ein Zeichen zu verstehn, ich möchte gern Lebensmittel haben. Bald ward mein Wunsch befriedigt, ich erhielt eine Schüssel Kuskus und mein Pferd etwas Korn, was ich mit einem meiner Taschentücher bezahlte. Indem ich aß, dankte ich freudig im Gebet dem, der in dieser Wüste nach so vielen überstandenen Gefahren ein gutmüthiges Herz erweckte, welches mir den Tisch bereitete. Nicht lange war ich bei dieser alten Frau, so versammelten sich mehrere Leute aus dem Dorfe um mich, und obgleich ich wenig von ihrer Sprache verstand, so merkte ich doch, daß sie nicht üble Lust hatten, mich zu Ali zurück zu führen. Ich band deßhalb mein Korn auf und wanderte scheinbar ganz vergnügt und zwar, um allen Verdacht zu vermeiden, in nördlicher Richtung, mein Pferd vor mir her treibend, aus dem Dorfe, von der gesammten Jugend begleitet. Als ich ungefähr eine halbe deutsche Meile aber entfernt war und meine kleinen Begleiter sich alle zurückbegeben hatten, suchte ich mir einen großen Baum aus, um darunter zu ruhen. Ein Bündel Reisig ward mein Unterbett und mein Sattel diente zum Kopfkissen. Nach einiger Ruhe setzte ich meine Reise bis Sonnenuntergang

fort und schlug am Abend neben einer Regenpfütze mein Nachtlager so auf, wie ich die Mittagsruhe gehalten hatte, ward aber durch Fliegen und Mükken, so wie durch das Geheul wilder Thiere, welche mein Pferd beständig im Schrecken hielten, gestört.

Den 4. Julius setzte ich bei Tagesanbruch meine Reise fort, sah eine Menge Antelopen, wilde Schweine und Strauße und kam um 1 Uhr zu einem Tränkeplatze der Fulahs, bei denen mich ein Hirte einlud, in sein Zelt zu kommen und einige Datteln mit ihm zu essen. Ich kroch in dieß Zelt auf Händen und Füßen, fand darin eine Frau mit 3 Kindern, und wir 6 Personen steckten so in dem Zelt, wie allerlei Spielzeug in eine Schachtel eingepreßt. Wir aßen geröstetes Korn und Datteln, als aber der Hirte zu den Kindern auf mich zeigend sagte: Nazarener (Christ), so erhoben sie ein gewaltiges Geschrei und sprangen mit der Mutter aus dem Zelte. Ich dankte dem Hirten herzlich für seine Bewirthung, kaufte für einige metallene Knöpfe etwas Korn für mein Pferd und ritt dann weiter die ganze Nacht hindurch. Gegen 8 Uhr Abends kam ich in große Noth, indem ich Menschen sah, vor welchen ich mich, weil es Mauren zu seyn schienen, zu verbergen suchte. Und ich mußte dazu ein dichtes Gebüsch wählen, welches gewöhnlich den wilden Thieren zum Aufenthalt dient. Doch ging Alles glück-

lich vorüber und ich gelangte den 5. Julius um 10 Uhr nach der Stadt Waara, die dem König von Bambarra zinsbar ist.

Die Stadt Waara wird von Mandingohs und Fulahs bewohnt und treibt vielen Ackerbau. Sie gehörte sonst zum Reiche Kaarta, stand aber jetzt unter bambarraischer Herrschaft. Der Vorsteher des Orts (Duti hier genannt) bewillkommnete mich sehr freundlich, und da ich so sehr müde war, schlief ich sogleich auf einer Rindshaut ein. Aber nicht länger als 2 Stunden gönnte mir die Neugierde den Schlaf. Viel Volks hatte sich um mich versammelt und man stritt sich gewaltig darüber, wer ich sei, worüber ich aufwachte. Einige erklärten mich für einen Araber, Andre für einen maurischen Sultan, aber der Duti, welcher ein Mal am Gambia gewesen war, erkannte mich für einen Weißen (Europäer), der aber sehr arm seyn müsse, wie der Anzug beweise. Als die Frauen hörten, daß ich nach Sego, der Hauptstadt von Bambarra, gehen wollte, beauftragten sie mich, den König zu bitten, daß er ihnen ihre Söhne wieder gäbe, welche vor 3 Jahren durch sein Heer mitgenommen wären.

Den 6. Julius reiste ich weiter und kam zu Mittag in eine andre Stadt, worin ich gastfreundliche Aufnahme fand. Als ich den andern Morgen

abreisen wollte, bat mich mein Wirth um eine Haarlocke, weil das Haar der Weißen eine Zauberkraft besitze, und dem Besitzer alle Einsichten dessen mittheile, von dem es wäre. Ich bewilligte die einfache Forderung, mußte aber zuletzt mich sträuben; denn der Mann schor mir fast den halben Kopf kahl und war so lüstern auf die europäische Weisheit, daß er auch gern die andre Hälfte meines Hauptes geschoren hätte. Den folgenden Tag erreichte ich die Stadt Wassibu, in der ich 4 Tage beim Duti blieb. Ich ging während der Zeit, mit den Hausgenossen, in die Felder und half Korn pflanzen. Zum Graben haben diese Leute einen langen scharfen Spaten. Der Herr theilt mit seinem Speere die Felder in Gevierte ein, wovon je drei Sklaven eines zur Bearbeitung erhalten. Aus Furcht vor den Mauren sind die Ackerleute immer bewaffnet. Den 11ten kamen acht flüchtige Kaartaner nach Wassibu, mit denen ich meine Reise fortsetzte. Als wir den Abend uns einer Stadt näherten, hielt man so viele Reiter für einen Haufen Mauren, und Alles rannte deßhalb nach der Stadt. Wir fanden die Thore verschlossen und Alles unter den Waffen. Erst nach langen Verständigungen ließ man uns in die Stadt hinein.

Den 13ten kamen wir durch eine schöne fruchtbare Gegend, die voll von kleinen Bächen war.

Wir trafen unterwegs eine ganz zerstörte Stadt. Als mein Pferd müde ward und ich es vor mir her treiben mußte, bat ich meine Reisegefährten nur voranzueilen. Aber diese guten Leute entgegneten, es wären hier so viele Löwen, die leicht einen Mann angriffen, und ließen mir daher einen der Ihren zum Beistand mit zurück, während sie voran ritten, um Gras für die Pferde herbei zu schaffen. Wir wurden in der nächsten, von hohen Felsen umgebenen Stadt sehr gut aufgenommen und kamen den folgenden Tag nach einer Stadt, die einen großen Salzhandel trieb, indem in ihr die Mauren das Salz gegen Korn und baumwollene Zeuge austauschten. Es war in dieser Stadt großer Ueberfluß. Die Leute saßen zu Zwanzigen in eignen Bierhäusern, um große Humpen Bier, und gegen uns Reisende waren sie so freigebig, daß wir 3 Mal so viel erhielten, als wir verzehren konnten. Wir blieben zwei Tage daselbst. Als wir den 16ten aufbrachen, schloß sich ein Zug von 14 Eseln, die alle mit Salz beladen waren, an uns an. Dieses Salz war nach Sansanding bestimmt. Unser Weg ging zwischen felsigen Hügeln hin, in deren Schluchten oft die Mauren, diese menschlichen Hyänen Afrika's, einen Hinterhalt bilden. Die nächste Nacht hatten wir einen fürchterlichen Stromregen, Tornado genannt. Unser Haus stand bald unter Wasser, das Feuer darin

ging aus, und wir mußten uns auf Reisbündel lagern, um aus dem Wasser zu kommen.

Den 17. Julius begegneten wir einer ansehnlichen Karawane, die von Sego zurück kam und Grabscheite, Matten und anderes Hausgeräthe geladen hatte. Je näher wir gegen Sego kamen, desto häufiger wurden die Städte und angebauten Landstrecken, aber desto geringer auch die Gastfreundschaft, weil des Reisens in diesen Gegenden zu viel ist.

Meine Reisegefährten eilten mir jetzt immer voran, denn mein Pferd war ganz elend. Barfuß mußte ich es jetzt vor mir her treiben. So begegnete ich einem Zuge von 70 Sklaven, die je 7 und 7 am Nacken mit Stricken aus Rindshäuten zusammen gebunden waren. Zwischen je 7 Leuten ging immer ein Mann mit einer Flinte. Ich erkannte unter den Führern einen Mann wieder, den ich im Lager von Benaum gesehen hatte und er sagte mir, daß diese Sklaven nach Marokko geführt würden.

Den 19ten Abends konnte ich meine Reisegefährten nicht mehr einholen und mußte deßhalb ohne sie in einem Dorfe übernachten, wo ich außer einem Trunk nichts erhielt. Den folgenden Tag schloß ich mich an zwei Neger an, die nach Sego gehen wollten, und ward im nächsten Dorfe mit ihnen sehr gut bewirthet, weil sie dort Freunde hatten,

Es ward dort ein Fest gefeiert, woran auch die Frauen Theil nahmen, was mir in Afrika noch nicht vorgekommen war. Man setzte uns ein Gericht aus saurer Milch und Mehl vor, welches Sinkatu hieß und gutes Bier. Es ging auf diesem Fest sehr fröhlich, aber anständig und ordentlich zu.

Von diesem Dorfe aus kamen wir durch mehrere große Dörfer, in denen man mich überall für einen Mauren hielt und sich über mich lustig machte, weil ich in einem elenden Aufzuge mein schlechtes Pferd vor mir her trieb. „Er ist in Mekka gewesen,“ sagte Einer „man kann's an seinen Kleidern sehen;“ — ein Andrer fragte mich, ob mein Pferd krank sei — und ein Dritter wollte es kaufen; so daß selbst meine Begleiter sich meiner schämten. Die Straßen waren überall voll von Menschen, als wir uns Sego näherten. Ich traf auch nicht weit von der Stadt meine alten Reisegenossen wieder, deren Güte ich so viel verdankte, und die es gern übernahmen, mich dem Könige vorzustellen. — Wir ritten durch ein Stück Marschland, nachdem wir eine wildere Gegend verlassen hatten und als ich mich eben nach dem Niger oder Joliba umsah, in dessen Nähe wir uns jetzt befanden, rief einer meiner Gefährten: „Geo affili“ d. h. siehe das Wasser, und als ich vorwärts blickte, sahe ich den großen Strom, den so viel gesuchten Niger, den

Gegenstand meiner Sendung. Die Sonnenstrahlen flimmerten über dem Wasser, das langsam und so breit, als die Themse bei London, nach Osten hin floß. Ich eilte rasch ans Ufer, trank von dem Wasser des Flusses, knieete an demselben nieder und dankte mit inbrünstigem Herzen dem, der durch alle Noth mich doch zum Ziele geführt hatte.

Bald nach diesem Anblicke war ich auch bei der Hauptstadt von Bambarra, bei Sego, welche Stadt eigentlich aus 4 Städten besteht, wovon 2 am nördlichen Nigerufer und die andern beiden am südlichen liegen. Alle 4 Städte sind mit hohen Erdmauern umgeben, enthalten viereckige, aus Lehm gebaute Häuser mit flachen Dächern, wovon viele abgeweißt und einige 2 Stockwerk hoch sind und werden von ungefähr 30,000 Menschen bewohnt. Der König hat seinen Sitz auf der Südseite des Flusses und seine Sklaven besorgen die Ueberfahrt über denselben, welche ihm viel einträgt. Die Ueberfahrtkähne sind aus 2 großen Baumstämmen gemacht, welche man ausgehöhlt und an den beiden dicksten Enden zusammengefügt hat. Sie besitzen weder Verdeck noch Masten, sind sehr lang und schmal; doch sahe ich, daß 4 Pferde und mehrere Menschen in einem solchen Kahn übergesetzt wurden. Als ich mit meinen Reisegenossen an die Fähre kam, wartete schon viel Volk auf die Ueberfahrt und Alle sahen mich mit

Verwunderung an, Mauren und Neger. Man schiffte sich an 3 verschiedenen Plätzen ein, und die Fährleute waren sehr rasch und thätig; aber unter der großen Menge Volks mußte ich 2 Stunden warten, ehe ich hinüber kommen konnte. Der Anblick dieser großen Stadt, die Menge von Kähnen auf dem Fluß, das Gedränge des Volks, die Bebautheit der ganzen umliegenden Gegend, dieß Alles deutete auf eine Bildung und auf ein Wohlleben, wie ich es in dem Innern von Afrika nie vermuthet hätte. Als ich aber übersetzen wollte, so kam ein Bote des Königs, der von meiner Ankunft erfahren hatte, zu mir und sagte, der König könne mich unmöglich vor sich lassen, ehe er wisse, was mich, einen Weißen, in dieses Land führe; ich müsse in einem Dorfe, welches er mir zeigte, übernachten, wo ich den andern Morgen, nähere Verhaltungsbefehle bekommen würde. Weil die bambarraische Sprache von der mandingoischen wenig abweicht, so konnte ich mich mit dem Boten, wie mit andern Bambarraern, recht gut unterhalten; aber die Nachricht, die er brachte, war für mich sehr niederschlagend. Doch blieb mir auch hier nichts Anderes übrig, als mich geduldig in mein Loos zu fügen und getrost auf das mir angewiesene Dorf los zu wandern. Hier ward meine Lage erst recht traurig, Keiner nahm mich auf, Jeder schien sich vor mir zu

fürchten und ich mußte den ganzen Tag ohne Speise unter einem Baume zubringen. Dabei drohete die Nacht, sehr unangenehm zu werden; ein heftiger Wind verkündigte Regen und da die wilden Thiere hier so häufig sind, machte ich gegen Abend Anstalten, auf den Baum zu klettern, um mich in seinen Aesten zu lagern. Unterdeß kam eine Frau von der Feldarbeit zurück, betrachtete mich aufmerksam, ließ sich kürzlich meine Umstände erzählen, und nahm darauf mitleidigen Blicks meinen Sattel und Zaum mit der Aufforderung, ihr zu folgen. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte aus, röstete mir einen Fisch zur Abendmahlzeit und deutete mir dann an, daß ich ohne alle Besorgniß mich könne auf der Matte schlafen legen. Ihre weiblichen Hausgenossen, die bis dahin wie versteinert mich umstanden hatten, fingen jetzt an, Baumwolle zu spinnen und beschäftigten sich damit einen großen Theil der Nacht. Sie sangen bei der Arbeit und darunter auch ein Lied, welches aus dem Stegreife auf mich verfertigt war. Eine junge Frau sang vor und die übrigen fielen dann im Chore ein. Die Weise des Liedes war sanft und klagend und die Worte lauteten buchstäblich also: Solo: „Die Winde hausten, der Regen fiel; der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm

Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft.“ — Chor: „Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er“ u. s. w. Mich rührte dieses Lied außerordentlich, denn es schilderte in einfachen Worten meine traurige Lage. Den folgenden Morgen schenkte ich meiner mitleidigen Wirthin 2 von den mir noch übrig gebliebenen 4 metallenen Westenknöpfen, weil ich außerdem nichts mehr hatte.

Den 21. Julius blieb ich den ganzen Tag in diesem Dorfe, unterhielt mich viel mit den Einwohnern, die jetzt haufenweise sich zu mir gesellten und mir keine angenehmen Nachrichten brachten. Einige sagten geradezu, ich hätte wenig Gutes zu erwarten, weil die in Sego sich aufhaltenden Mauren und Sklavenhändler meine Feinde wären und dem Könige viel Argwohn gegen mich beigebracht hätten. Den 22sten kam ein Abgeordneter des Königs und fragte, ob ich denn gar keine Geschenke mitgebracht habe und ging mißmüthig weg, als ich ihm antwortete, ich sei von den Mauren rein ausgeplündert. Den 23sten Nachmittags kam ein andrer Bote, mit einem gefüllten Sacke und sagte, es sei des Königs Wille, daß ich mich sogleich aus der Umgegend von Sego entferne; da er aber wünsche, einem Weißen in seinem Unglücke einige Erleichterung zu verschaffen, so sende er mir 5000 Kauries, wofür ich mir auf meiner weitern Reise Lebensmittel kaufen könne,

welche Summe dazu etwa auf 50 Tage reichte. Der Bote fügte hinzu, daß, wenn es meine Absicht sei, nach Dschinneh zu reisen, er Befehl habe, mich als Wegweiser bis Sansanding zu begleiten. Wahrscheinlich handelte der König von Bambarra so gegen mich, weil er edel gesinnt war und fürchtete, er würde mich gegen den Uebermuth der maurischen Bewohner seiner Hauptstadt nicht schützen können. Auch mochte mein kläglicher Aufzug den Argwohn in ihm erzeugt haben, daß meiner Reise geheime Absichten zum Grunde lägen. Mein Wegweiser hatte eine ähnliche Meinung; denn als ich ihm aus einander setzte, ich hätte viele Gefahren bestanden, um den Joliba zu sehen, fragte er ganz einfach: ob es in meinem Lande keine Flüsse gäbe und ob nicht ein Fluß aussähe, wie der andere. Sonst war dieser Begleiter sehr freundlich und gesprächig, flößte mir Furcht vor Dschinneh ein, weil es eine maurische Stadt sei, worin man es würde für verdienstlich halten, mich umzubringen und führte mich noch denselben Tag in ein andres Dorf, dessen Bewohner uns sehr gut aufnahmen. Den folgenden Tag brachen wir früh auf und kamen um 8 Uhr durch eine große Stadt, die in einer schön angebauten Gegend lag, welche mir wie ein englischer Park vorkam. Man war hier überall beschäftigt, die Früchte des Sheabaumes einzusam-

meln, woraus man die Pflanzenbutter bereitet. Der Schih- oder Sheabaum wächst in einem großen Theile von Bambarra wild in den Wäldern, so wie auch auf urbar gemachten Ländereien, weil man ihn bei der Urbarmachung immer verschont. Der Baum ähnelt der amerikanischen Eiche und seine Frucht der spanischen Olive. Der Kern derselben, welcher unter einer dünnen grünen Schale sitzt, wird an der Sonne getrocknet und dann im Wasser gekocht, um daraus die Butter zu bereiten, welche dauerhafter, weißer, fester und schmackhafter als die beste Kuhbutter ist.

Den ganzen Tag reisten wir durch sehr viele Fischerdörfer und kamen gegen Abend nach Sansanding, einer Stadt von 8 bis 10,000 Einwohnern, welche stark von den Mauren besucht wird, die Salz aus Biru und Korallen vom mittelländischen Meere herbringen, wofür sie Goldstaub und baumwollene Zeuge eintauschen. In der Stadt ward ich bald von Mauren umdrängt, welche ohne weiteres stolz die Neger zurück schoben und wovon einer, ein Scherif von Tuat in der großen Wüste, mich zwingen wollte, muhamedanische Gebete nachzusagen, wie es die Juden hier thun müssen und mit ihm in die Moschee zu gehen. Mein Wirth bedeutete ihm jedoch, daß ich des Königs Gastfreund sei und deßhalb ordentlich behandelt werden müsse. Weil die Masse

des Volks, welches mich sehen wollte, die Neugier nicht gut befriedigen konnte, so mußte ich mich entschließen, auf einen hohen Sitz zu treten, um der Neugier der Gaffenden zu genügen. Nachdem mich endlich alle Mauren verlassen hatten und ich ein gutes Abendbrot genossen, kam mein Wirth, ein gastfreier alter Neger, zu mir und bat mich, ihm doch einen Spruch (Safi) aufzuschreiben, hinzufügend, daß, wenn der Spruch eines Mauren gut sei, doch der Spruch von einem Weißen noch weit besser seyn müsse. Ich schrieb ihm auch den besten Spruch, den ich kannte, nämlich das Gebet des Herrn mit einer Feder aus Schilfrohr und einer Tinte aus Kohle und Gummiwasser auf ein dünnes Brettchen.

Den 25sten reiste ich von Sansanding ab, kam durch mehrere Städte, rastete einen Tag in einer derselben und ritt den 28sten, begleitet von dem Sohn eines Ortsvorstehers, mit großer Vorsicht durch einen Wald. Mein Begleiter hielt oft still und sah unter die Büsche, weil, wie er sagte, die Löwen hier sehr häufig wären und öfter die Reisenden angriffen. Indem er mir dieß sagte, stutzte mein Pferd und da ich hinterwärts blickte, bemerkte ich ein Thier mit hohen Vorderbeinen, einem langen Halse, und 2 rückwärts gebogenen, kurzen, schwarzen Hörnern auf dem Kopf. Es war eine Gi-

raffe*) von mausegrauer Farbe. Sie trabte schläfrig fort, bisweilen den Kopf zur Seite wendend, um zu bemerken, ob wir sie verfolgten. Kurz darauf durchschnitten wir eine große offene Fläche, in der nur hin und wieder einzelne Gebüsche standen. Als wir neben einem solchen Gebüsch vorbeiritten, rief mit einem Mal mein Begleiter, „Gott steh' uns bei" und ich sah zu meinem großen Schrecken einen gewaltigen rothen Löwen**) neben dem Gebüsch liegen, den Kopf zwischen die Vordertatzen gelegt. Ich erwartete, er würde den Augenblick auf mich losspringen und machte mich von den Steigbügeln frei, um mich in diesem Fall herunter zu werfen, und mein Pferd Preis zu geben. Der Löwe aber war vermuthlich nicht hungrig und ließ

*) Siehe Theil 9 dieser Reisen S. 225.

**) Der Löwe (felis leo) ist der König der Thiere, gehört aber, gleich dem Tiger, dem Katzengeschlechte an. Das Männchen hat schöne Halsmähnen am Halse, ist stärker als das Weibchen, und wird bisweilen 9 Fuß lang. In Asien findet man dieses Thier nur noch selten; Afrika ist seine eigentliche Heimath. Der Löwe fürchtet sich vor keinem andern Thiere; kann einen Ochsen im Maule forttragen, und geht nur in der größten Noth Menschen an. Er läßt sich mit kleinen Thieren und Menschen bisweilen in eine Art Freundschaft ein, weßhalb man ihm Großmuth zuschreibt. Gewöhnlich geht er des Nachts seinem Raube nach, und da er ein Mal auf Fleisch angewiesen ist, kann man selbst dem gezähmten Löwen nie ganz trauen. Das Brüllen dieses Thieres gleicht dem Donner.

uns ruhig vorüberziehen. Meine Augen waren aber so fest auf dieß Thier gerichtet, daß ich nach weiter Entfernung noch immer mich nach demselben umsah. Gegen Abend erreichten wir ein reizendes Dorf an den Ufern des Nigers, an einer Stelle, wo der Fluß mehrere kleine grüne Inseln hatte, worauf das Vieh weidete und sehr breit und fischreich war. Ich litt die Nacht sehr an diesem Orte, denn die Mücken drangen überall durch meine zerrissenen Kleider auf meine Haut ein. Ich konnte deßhalb nicht schlafen und befand mich am Morgen sehr unwohl.

Den 29. Julius verließ ich krank meine Nachtrast und mußte dabei zu Fuße gehen, weil mein Pferd zu schwach war. Es fiel auch bald um und es war mir unmöglich, es mit meinem Begleiter, einem mir zur Wegweisung mitgegebenen Sklaven, wieder auf die Beine zu bringen. Ich setzte mich eine Weile neben diesen nun ganz erschöpften Gefährten meiner Abenteuer hin. Da er aber immer außer Stande blieb aufzustehen, nahm ich ihm Sattel und Zaum ab, und legte ihm einen Haufen Gras hin. Ich sah das arme Thier, wie es keuchend auf der Erde lag, mit Rührung an; denn ich konnte die traurige Besorgniß nicht unterdrücken, daß ich selbst in Kurzem eben so da liegen, und vor Mattigkeit und Hunger umkommen würde. Mit dieser Ahnung verließ ich mein armes Pferd, und folgte schweren

Herzens meinem Führer zu Fuß längs den Ufern des Flusses. Der Vorsteher des nächsten Dorfs untersagte mir in sein Haus zu gehen und antwortete, als ich ihm meine traurige Lage schilderte, er kümmere sich wenig um schöne Reden. Doch rief er zuletzt einen Fischerkahn heran, der nach Silla gehörte, den Fluß herunter fuhr und mich mitnahm. Der Fischer hatte seine Frau und einen Knaben bei sich. Als wir eine kleine Strecke herunter gefahren waren, band er den Kahn an einen Pfahl, warf seine Kleider ab und tauchte so lange unter, daß ich glaubte, er sei ertrunken. Endlich kam er wieder zum Vorschein, tauchte mit einem Strick zum zweiten Mal unter und zog an demselben, nachdem er wieder heraufgekommen war, einen großen Korb herauf, etwa 10 Fuß im Durchmesser, worin 2 schöne Fische waren. Er nahm diese heraus, senkte den Korb von neuem ins Wasser und ging mit den Fischen, deren er aus andern Körben noch mehrere holte, auf den nächsten Markt, indeß ich mit der Frau und dem Knaben den Fluß herunterfuhr. In der Stadt Silla hörte ich eine ganz andere Sprache reden als die bambarraische und vernahm, daß man weiter ostwärts die bambarraische Sprache gar nicht verstände. Auf vieles Bitten erhielt ich in Silla eine sehr schlechte, feuchte Lagerstätte und hatte in der Nacht einen starken Fieberanfall. Ich

fing nun ernstlich an, über meine Lage nachzudenken. Vor mir waren Völker, deren Sprache ich nicht kannte uud die, wie ich erfuhr, unter dem entschiedensten Einfluß der von mir so sehr zu fürchtenden Mauren standen. Die Stromregen wurden immer stärker, die Reisfelder und Niederungen waren überall überschwemmt und machten eine Fußreise unmöglich. Zu einer Kahnreise reichte mein Geld aber nicht, das selbst mir nicht ein Mal Speise hinlänglich sicherte. Dabei war ich halb nackt, krank und von Hunger und Mühseligkeiten erschöpft. So faßte ich den Entschluß, die Reise nach Timbuktu aufzugeben und zurück zu kehren. Aber auch die Rückkehr, eine Fußwanderung von einigen 100 deutschen Meilen durch ein ganz unbekanntes Land, war nicht weniger gefährlich als das Vordringen. Doch blieb mir nichts Anderes übrig.

Ehe ich Silla verließ, bemühete ich mich nach Kräften, einige Erkundigungen über die östlichen Gegenden einzuziehen, wovon Folgendes das Wichtigste ist: Zwei Tagereisen von Silla liegt Dschinneh auf einer Insel im Niger; 2 Tagereisen weiter breitet sich der Fluß zu einem See aus, genannt Dibbih oder der schwarze See. Zwölf Tagereisen hinter Dschinneh liegt Timbuktu und 11 Tagereisen dahinter Haussa. In Timbuktu herrschen die Mauren unumschränkt und sind unduldsam gegen die

Heiden. Südlich von Silla liegt ein Reich Manianna, dessen Bewohner im Kriege nie einen Feind leben lassen und Gastmähler von Menschenfleisch anstellen sollen.

Dritte Fahrt.

Von Silla am Niger bis nach Kamalia.

Ich gedachte meine Rückreise auf der Südseite des Nigers zu machen, aber der Ortsvorsteher in Silla sagte mir, dieß sei wegen der vielen Buchten und Sümpfe nicht möglich. Meinen Entschluß zur Rückkehr billigte er sehr und miethete mir selbst einen Kahn dazu. Damit trat ich den 30. Julius meine Rückreise an. Die erste Nacht lieh mir ein Sklave aus Mitleid eine große Decke, die mich herrlich gegen Kälte und Mücken schützte. Den 31. Julius wanderte ich zu Fuß, begleitet von dem Bruder des Ortsvorstehers, bei dem ich die Nacht gewesen war. Derselbe trug mir auch den Sattel meines Pferdes, den ich dem Könige von Bambarra zu schenken Lust hatte. Wir gingen traulich mit einander. Als wir aber frische Spuren eines Löwen im Schlamme sahen, so forderte mein Begleiter, ich solle vorangehen, was ich verweigerte, weil er der Führer war.

Darauf warf der Neger den Sattel weg und lief davon. In der Verzweiflung nahm ich den Gurt und die Steigbügel vom Sattel und warf ihn dann in den Fluß. Als dieß mein entlaufener Begleiter sah, der sich in einem Gebüsch versteckt hatte, holte er vermittels seines Speers den Sattel aus dem Flusse wieder heraus und rannte damit fort, indeß ich, sehr ängstlich die Spuren des Löwen vermeidend, weiter ging. Im nächsten Orte fand ich beim Vorsteher ganz unerwartet meinen Sattel, den der Neger, aus Furcht vor dem König mir im Kahne voran eilend, dorthin gebracht hatte. Zugleich auch erhielt ich mein Pferd hier wieder, was man grasend gefunden, und als das meine erkannt hatte.

Vom 2. bis 3. August mußte ich wegen heftiger Regen rasten und fand am andern Tage den Boden so aufgeweicht, daß ich zweimal mit großer Mühe mein Pferd aus dem Schlamme heraus ziehen mußte und öfter bis an die Brust im Wasser wadete. Die Nacht auf den 11. August brachte ich in einer Hütte zu, welche den Einsturz drohete, ich hörte auch während der Nacht 3 einstürzen und sahe am Morgen 14 eingefallene Hütten. Den 11. hörte ich überall, daß der König mich für einen Kundschafter halte und einer, der es mit mir wohl zu meinen schien, erzählte mir heimlich, daß der König nach mir ausgeschickt hätte, um mich gefangen

zu nehmen. Alles suchte mich zu vermeiden. Und als ich mich einer Stadt zwischen Sansanding und Sego näherte, fand ich eine Menge Menschen am Thor, wovon einer mein Pferd am Zügel nahm und mich, ohne weiteres, rund um die Stadtmauer herum führte. Ich stellte ihm vor, daß ich in der ungestümen Witterung würde in den Wäldern unter wilden Thieren übernachten müssen, aber man antwortete mir: „Geh, geh, sonst wird es übel mit dir," und ich vermuthete zuletzt, daß die Leute mich auf diese Weise dem Späher des Königs entziehen wollten. In einem andern Orte drohete mich der Vorsteher, der eben am Thore Holz spaltete, sogleich mich mit einem Holzstück vom Pferde zu hauen, wenn ich hinein ritte. Ich wandte mich jetzt von der Straße ab zu einem andern Orte, wo ich ein Nachtlager in einer Hütte fand, worin ein Ofen gebaut war, um die Früchte des Butterbaumes zu trocknen. Den 13. August ritt ich vor Sego vorbei, weil mir wieder die Nachricht zugekommen war, ich hätte keine Zeit zu verlieren, wenn ich glücklich aus Bambarra entkommen wollte, machte Mittags Halt unter einem Baume uud überlegte, was jetzt zu thun sei. Es stieg der Gedanke in mir auf, mit meinem Pferde über den Niger zu schwimmen und südwärts nach Cape Coast mich zu wenden. Als ich aber überrechnete, daß ich wenigstens 10 Tagereisen bis

Kong hätte und dann noch viele ganz unbekannte Völker durchwandern müsse, kehrte ich zu meinem Entschluß zurück, den Nigerstrom aufwärts zu verfolgen.

Ich zog in den folgenden Tagen durch mehrere bedeutende Städte, gewöhnlich schnell durchreitend und ward für einen Mauren gehalten. Eine von diesen Städten fand ich von doppelten Laufgräben umgeben, die 600 Fuß von der Stadtmauer entfernt waren und eine Anzahl viereckiger Thürme hatten. Bei näherer Erkundigung hörte ich, daß diese Stadt vor 15 Jahren von dem Könige 2 Monate hindurch sei belagert, dann durch Verrätherei erobert und aller ihrer frühern Bewohner durch Tod und Sklaverei beraubt worden. Den 15ten, als ich durchaus nichts zu essen bekommen konnte und schon 3 Tage vom rohen Korn gelebt hatte, brachte mir ein Bauer, der mich wahrscheinlich für einen Scherif hielt, etwas zu essen und verlangte dafür nur einen Segen, den ich ihm von ganzem Herzen nach christlicher Weise ertheilte. Den Abend mußte ich mein Nachtlager vor dem Thore eines Ortes aufschlagen, weil man mich durchaus nicht in denselben hineinließ und ich mich doch in seiner Nähe am ersten für gesichert vor den Löwen hielt. Gegen 10 Uhr hörte ich auch in meiner Nähe einen Löwen brüllen und bat nun dringend die Leute, den Orts-

vorsteher zu bewegen, daß er mich hineinließe. Der Löwe schlich um das Dorf herum und kam einmal so nahe, daß ich ihn im Grase ruscheln hörte und eiligst auf einen Baum stieg, um mein Leben zu retten. Um Mitternacht ward endlich das Thor geöffnet und die Leute sagten mir, jetzt wären sie davon überzeugt, ich sei kein Maure, denn ein solcher warte nie lange am Thore, ohne den Einwohnern zu fluchen. Den 16. August kam ich durch 2 bedeutende Städte, durch Dschabbi und Jamina, wovon letztere halb im Schutt lag, weil sie vor 4 Jahren von dem König von Kaarta erobert war. Die Gegend, welche ich jetzt durchwanderte, war bergig, aber noch sehr bevölkert. Den 18. August verirrte ich mich und ward zuletzt von einem Reisenden glücklicher Weise zurückgerufen, als ich an einer gefährlichen Stelle über den Frina setzen wollte. Als dieser Reisende mich aber näher ansah, rief er aus: „Gott bewahre mich! wer ist das?“ beruhigte sich jedoch, als er mich bambarraisch reden hörte, führte mich zu einer Fährstelle, an der wir in einem Kahn über den Frina setzten und begleitete mich nach Taffara, wo ich wieder die mandingohische Sprache hörte. In Taffara war man eben beschäftigt, einen neuen Ortsvorsteher zu wählen, wobei man sich viel stritt und deßhalb gar nicht auf mich achtete. Nur durch die Fürsorge meines Reisegenos-

sen erhielt ich etwas Abendbrot. Den folgenden Tag bekam ich eine schlechte Speise, die aus den Kornhülsen bereitet war und sah, wie ein Negersklave gleich einem Stück Vieh begraben ward, indem ein andrer Sklave, auf Befehl seines Herrn, den nackten Leichnam an einem Bein und einem Arm mit roher Gleichgiltigkeit in eine Grube schleppte, wobei der Herr mehrere Male ausrief: „Ach das verlorne Geld!“ Die Nacht auf den 21sten brachte ich in der Stadt Kulikarro zu, welche einen bedeutenden Salzmarkt hat. Mein Wirth, ein viel gereister Kaufmann, versprach mir guten Reis zur Abendmahlzeit, wenn ich ihm einen Zauberspruch gegen böse Menschen schriebe. Ich nahm den Vorschlag an und beschrieb ein Bret von oben bis unten auf beiden Seiten, worauf mein Wirth, um die volle Kraft des Spruches zu erhalten, mit etwas Wasser die ganze Schrift von dem Bret in eine Schale wusch, einige Gebete darüber sprach, den Zaubertrank hinunterschluckte und dann noch, damit gar nichts verloren ginge, das Brett mit der Zunge ableckte. — Dem Sohn des Ortsvorstehers mußte ich einen Zauberspruch schreiben, der Reichthum verschaffe, wofür er mir Meth und Milch brachte. Nachdem ich meinen Reis mit Salz verzehrt hatte, die erste gute Mahlzeit seit langer Zeit, legte ich mich auf eine Rindshaut und genoß einen recht er-

quickenden Schlaf. Auch die folgende Nacht hatte ich eine gute Bewirthung, verirrte mich aber den Tag darauf und erreichte erst den 23. August Nachmittags die Stadt Bammaku, welche von Seravullihnegern und vielen Mauren bewohnt wird, die hier artiger gegen mich waren, als irgendwo an einem andern Orte. In Bammaku rieth mir Alles ab, weiter zu reisen, weil in dieser Jahreszeit eine solche Reise unmöglich wäre. Mir aber lag es ob, da ich kein Geld mehr hatte, auch das Unmögliche möglich zu machen und ich reiste deßhalb mit einem Spielmann von Bammaku ab. Der verirrte sich aber und kletterte über hohe Felsen weg, um den rechten Weg zu finden, wohin ich ihm mit meinem Pferde nicht folgen konnte. Ich fand mich indeß auch allein zu recht und kam auf eine Höhe, wo ich einige Schäferhütten fand und von wo aus ich die Gebirge des Königreichs Kong übersehen konnte. Kurz vor Sonnenuntergang, als ich mich schon nach einem Baum zur Uebernachtung umsah, kam ich zu einem schön gelegenen Gebirgsdorf, was einem mandingohischen Kaufmann gehörte. Die gutmüthigen Bewohner desselben nahmen mich sehr gastfrei auf. Den folgenden Tag reiste ich mit 2 Hirten weiter. Weil aber mein Pferd nur langsam die Gebirgshöhen hinauf steigen konnte, so gingen meine Gefährten voran. Sie mochten kaum einen Büch-

senschuß weit mir vor seyn, so hörte ich aus ihrer Gegend ein lautes Geschrei. Ich vermuthete, ein Löwe möchte einen von ihnen gefaßt haben, setzte mich, um besser sehen zu können, auf mein Pferd und ritt der Gegend, woher das Geschrei kam, von Zeit zu Zeit rufend, zu. Bald fand ich einen der Hirten im hohem Grase nahe an der Straße wie todt hingestreckt, als ich aber an ihn heran ging, flüsterte er mir zu: eine Schaar Räuber sei über seinen Gefährten hergefallen, er selbst wäre geflohen und mit einigen Pfeilen verfolgt worden. Als ich aber überlegen wollte, welch ein Weg nun einzuschlagen sei, sahe ich nicht weit von mir die Räuberschaar mit ihren Flinten in der Hand im Grase sitzen und da auch sie mich gesehen hatten und keine Möglichkeit zum Entkommen war, hielt ich es fürs Beste, gerade auf sie zuzureiten. Als ich näher kam, sahen mir die Leute wie Elephantenjäger aus und ich fragte sie deßhalb sogleich, ob sie etwas geschossen hätten; aber ohne darauf zu antworten, befahl mir einer abzusteigen. Doch schien er sich wieder zu bedenken und winkte mir mit der Hand, weiter zu reiten. Ich ritt also vorüber, und war so eben nicht ohne Schwierigkeit durch einen tiefen Bach glücklich hindurch gekommen, als ich jemand hinter mir her schreien hörte. Ich sah mich um, und die vermeinten Elephantenjäger kamen mir

nachgejagt und riefen mir zu, umzukehren. Ich hielt still, bis sie alle herangekommen waren, und nun sagten sie mir, der König der Fulah's habe sie ausgeschickt, um mich mit meinem Pferde und meiner ganzen Habe nach Fuladu zu bringen; ich müßte also umkehren und mit ihnen gehen. Ohne mich einen Augenblick zu bedenken, wendete ich mein Pferd und folgte ihnen. Wir reisten beinahe ¼ Meile mit einander, ohne ein Wort zu wechseln. Als wir aber an eine sehr dunkle Stelle im Walde kamen, sagte einer von ihnen auf mandingohisch: „das ist ein guter Platz," und sogleich riß er mir den Hut vom Kopf. Freilich ward mir nun bange genug; aber doch nahm ich mir vor, so wenig Furcht als möglich merken zu lassen und sagte, daß ich nicht weiter gehen würde, wenn sie mir meinen Hut nicht wiedergäben. Allein, ehe ich noch eine Antwort bekommen konnte, zog ein Andrer sein Messer heraus, schnitt mir einen von den metallenen Knöpfen ab, die noch an meiner Weste waren, und steckte ihn ein. Die Absichten dieser Leute waren nun klar, und ich dachte, je gutwilliger ich mich plündern ließe, desto weniger würde ich für mich selbst zu fürchten haben. Ohne mich zu widersetzen, ließ ich sie also meine Taschen durchwühlen. Sie untersuchtrn jedes Kleidungsstück mit der äußersten Genauigkeit und da sie gewahr wurden, daß ich unter der

Weste noch eine andre trug, bestanden sie darauf, daß ich beide abwerfen sollte; ja zuletzt zogen sie mich, um recht reine Arbeit zu machen, ganz nackend aus. Sogar meine Halbstiefeln — ungeachtet die Sohle des einen mit einem zerrissenen Zügel unter meinem Fuß fest gebunden war — wurden auf allen Seiten besehen. Indem die Räuber meine ganze Habe so in Augenschein nahmen, bat ich sie sehr ernstlich, mir meinen Taschen-Compaß wieder zu geben; als ich aber nur darauf hinzeigte, schlug einer von den Banditen, welcher glaubte, ich wollte ihn von der Erde aufheben, seine Flinte an und schwur, er würde mich auf der Stelle todt schießen, wenn ich meine Hand daran legte. Hierauf gingen einige von ihnen mit meinem Pferde fort, die übrigen blieben noch und überlegten, ob sie mich ganz nackend lassen, oder mir etwas vergönnen sollten, um mich gegen die Sonne zu schützen. Die Menschlichkeit behielt endlich die Oberhand; sie gaben mir das schlechteste von den beiden Hemden und ein Paar Ueberhosen zurück, und als sie abzogen, warf mir noch einer meinen Hut zu, in dessen Krempe meine Papiere lagen. Dieß war wahrscheinlich die Ursache, warum sie ihn nicht behalten mochten. Ich saß noch eine Zeit lang, nachdem sie fort waren und sah mich mit Schrecken um. Wohin ich mich aber wenden wollte, erblickte ich nichts als Schwierig-

keiten und Gefahren. Nackend und allein, von wilden Thieren und noch wildern Menschen umgeben, war ich, in der schlimmsten Periode der Regenzeit, mitten in einer ungeheuren Wildniß, 100 deutsche Meilen von der nächsten europäischen Niederlassung entfernt. Alle diese Umstände kamen mir auf Einmal ins Gemüth und ich bekenne, daß der Muth anfing mir auszugehen. Mein Schicksal schien mir ganz ausgemacht und ich sah keinen Ausweg, als mich in Gottes Namen hinzulegen und zu sterben. Der christliche Glaube richtete mich aber wieder auf. Ich bedachte, daß keine menschliche Klugheit oder Vorsicht hingereicht hätte, mein gegenwärtiges Schicksal zu vermeiden. Ich war zwar ein Fremdling in einem wilden Lande, aber doch immer unter dem schützenden Auge der Vorsehung, die sich selbst die Freundinn der Fremdlinge genannt hat. Ein kleines Moos von außerordentlicher Schönheit zog in diesem Augenblick, meiner ängstlichen Gedanken ungeachtet, meine Augen unwiderstehlich auf sich. Ich erwähne dieß, um zu zeigen, aus was für geringfügigen Dingen das Gemüth bisweilen einen Trost herleitet. Die ganze Pflanze war nicht größer als meine Fingerspitze; aber ich konnte die zarte Bildung ihrer Wurzeln, Blätter und Samendecken nicht ohne Bewunderung ansehen. Kann wohl, dachte ich, das Wesen, welches in diesem abgelegenen

Theile der Welt ein so unbedeutendes Gewächs zu solcher Vollkommenheit bildete, auf die Umstände und Leiden eines Geschöpfs, welches nach seinem Bilde gemacht ist, mit Gleichgiltigkeit sehen? — Gewiß nicht!

Ich machte mich auf. Hunger und Müdigkeit verschmähend, ging ich weiter, in der festen Zuversicht, daß Hilfe nahe seyn müsse, und ich ward nicht getäuscht.

Bei einem kleinen Dorfe holte ich meine Reisegenossen wieder ein, die nicht wenig verwundert waren, mich noch am Leben zu sehen und wir kamen gegen Abend nach Sibidulu, der Gränzstadt des Mandingoh-Reiches, gelegen in einem fruchtbaren, von Hügeln umgebenen Thale. Das Volk führte mich bald zum Rathhause (Baluhn), wo ich dem Ortsvorsteher, der hier Mansa und nicht Duti hieß, vorgestellt ward. Ich erzählte demselben meine Beraubung und er betheuerte mir sogleich, daß er würde nach Bammaku schicken und mir Alles wieder verschaffen. Ich hatte nicht erwartet, solche kräftige Hilfe in meinem Elende zu finden. Als ich zwei Tage an diesem Orte verweilt hatte und merkte, daß der Mangel an Nahrungsmitteln im Orte einer Hungersnoth nahe kam: so hielt ich es für unrecht, noch länger dem Orte zur Last zu fallen und reiste den 28sten nach einem andern Ort,

worin der Ortsvorsteher zugleich Schulmeister war. Ich erhielt meinen Aufenthalt in der Schule angewiesen und benutzte einen warmen Tag zur Auswaschung meines Hemdes, indem ich mich, während es trocknete, unter einen Busch setzte. Dabei überfiel mich ein heftiges Fieber und machte meine Lage höchst bedenklich, da ich gar keine Arzneien hatte. Außerdem war es mir höchst peinlich, den Leuten zur Last zu fallen, weil auch hier großer Mangel an Lebensmitteln herrschte, so daß man selbst die Staubbeutel des Maises, in Milch und Wasser gekocht, aß. Auch sagte die Frau meines Wirthes zu demselben, als sie glaubte, ich schliefe: ich würde wahrscheinlich ein beschwerlicher Gast werden, weil sie mich, ihrer Ehre wegen, doch so lange behalten müßten, bis ich wieder gesund wäre oder stürbe. — Einige Mütter im Orte hatten ihre Kinder verkauft, um nur Korn dafür zu erhandeln, und küßten jedes Mal, wenn sie sich das Korn holten, ihre Kinder, was mir oft das Herz durchschnitt. Eine Mutter hatte für einen fünfjährigen Knaben Korn auf 40 Tage erhalten, was in täglichen Gaben geliefert ward.

Den 6. September erhielt ich richtig meine Sachen aus Sibidulu zurück, allein mein Taschenkompas war zerbrochen — ein für mich unersetzlicher Verlust! Mein zurückgebrachtes Pferd stürzte den

folgenden Tag beim Grasen in einen Brunnen, ward aber von den guten Ortsbewohnern mit vieler Mühe wieder heraus gebracht. Da es mir auf den jetzigen Wegen in seinem elenden Zustande gar nichts helfen konnte, so schenkte ich es meinem Wirth und schickte den Sattel und Zaum an den Vorsteher von Sibidulu zurück, der sich um meine Sachen so viele Mühe gegeben hatte.

Den 8. September trat ich meine Reise wieder an, von meinem Wirth beschenkt mit einem Speer und mit einem ledernen Tragesack. Meine Stiefeln hatte ich in Sandalen verwandelt, was mir den Weg sehr erleichterte. Ueberall fand ich Hungersnoth, schlechte Wege und mußte viel von dem Regen leiden. Dazu kam noch, daß mir ein zerstoßner Knöchel stark anschwoll, weßhalb ich wieder einige Tage rasten mußte, was glücklicher Weise bei einem sehr wohlwollenden Wirthe war. In der Stadt Mansia, bei der man Gold sammelt, und wohin ich den 17. September kam, fand ich eine schlechte Aufnahme. Der Vorsteher wollte für etwas Korn Bezahlung haben, und als ich erklärte, ich besäße nichts, meinte er, mein weißes Fell solle mich nicht schützen, wenn ich ihn belöge. Bevor er mir eine Hütte zum Schlafen anwies, nahm er mir meinen Speer ab; und da ich außerdem viel Böses von ihm gehört hatte: so bat ich einen der Einwohner,

heimlich bei mir in meiner Hütte zu schlafen. Um Mitternacht hörte ich auch Jemanden an die Thüre kommen, sah dieselbe aufgehen und einen Mann vorsichtig hereintreten. Da ich sogleich meines Schlafgenossen Armbrust ergriff, was Geräusch machte, so entfernte sich der Hereingetretene und mein Schlafgenosse, der ebenfalls aufgewacht war und nachsah, behauptete, es sei der Vorsteher des Orts selbst gewesen. Nach einiger Zeit kam der Besucher noch einmal, entfernte sich aber auch wieder, als er uns munter fand. Den Morgen holte mir mein Schlafgenosse zeitig meinen Speer aus des Vorstehers Haus, als derselbe noch schlief und ich eilte nach Kamalia, einer kleinen Stadt an Felsenhügeln erbaut, die hier beigefügt ist. Die Bewohner dieser Stadt sammeln viel Gold. Die Muhamedaner wohnen darin abgesondert von der Stadt, wie auf dem Bilde zu sehen ist. Sie haben einen mit Baumstämmen eingefaßten Platz, den sie Missura oder Moschee nennen, worauf sie bei gutem Wetter ihre Gebete verrichten. Dieser Platz hat, wie auf dem Bilde zu sehen ist, gegen Osten einen kleinen Vorsprung, worauf der Priester steht.

Gleich bei meiner Ankunft in Kamalia, ward ich in das Haus eines Muhamedaners, Namens Karfa Thara geführt, der eben damit beschäftigt war, Sklaven zu kaufen, um sie nach der Re-

genzeit an den Gambia den Europäern zuzuführen. Er las gerade andern Sklavenhändlern etwas aus einem arabischen Buche vor; und da ich auf sein Befragen, ob ich es verstände, nein antwortete: so holte er ein Büchlein, welches, wie er sagte, aus Westen hergekommen war, hervor. Wie freute ich mich, als ich es öffnete und fand, daß es unser kirchliches Gebetbuch war. Mein Wirth freute sich selbst darüber, daß ich darin lesen konnte, da ihm dieß ein hinlängliches Zeichen war, ich sei kein Maure, sondern wirklich ein Europäer. Freundschaftlich eröffnete er mir bald, es sei jetzt unmöglich, durch die Jallonka-Wildniß zu reisen, weil 8 reißende Ströme darin wären und das Gras erst abgebrannt seyn müsse, ehe man durch die Ebenen kommen könne und lud mich ein, bei ihm so lange zu bleiben, bis er mit den Sklaven selber an den Gambia aufbräche. Auf meine Erwiederung, daß ich kein Geld hätte und deßhalb betteln müsse, sagte er, wenn ich als Weißer die Landeskost vertragen könne, wolle er mir Lebensmittel genug geben, auch eine eigene Hütte anweisen und ich solle ihm dann, wenn ich an den Gambia zurück gekehrt wäre, nach Belieben dafür bezahlen. Ich fragte ihn, ob der Werth eines der besten Sklaven genug wäre, was er bejahete. Sogleich ließ er eine Hütte für mich einrichten, beauftragte einen Sklaven, mich regelmäßig mit Brenn-

holz und Wasser zu versorgen und schickte mir täglich 2 Mal zu essen aus seinem Hause. So war ich der Noth und dem Hunger durch die große Güte eines Negers entrissen, aber mein Fieber dauerte noch 5 Wochen fort. Um es los zu werden, blieb ich in meiner Hütte und brachte darin viele lange Tage einsam und traurig zu. Außer meinem gütigen Wirthe, der täglich zu mir kam, sah ich fast keinen Menschen und war so matt, daß ich kaum aufrecht stehen, noch viel weniger gehen konnte. Erst als die Regenzeit vorüberging, fing ich an zu genesen, wozu die einfache Lebensart der Neger und das fleißige Lesen in dem Gebetbuch, welches mir wie ein freundlicher Engel hierher mitten unter Muhamedanern und Heiden geschickt war, nicht wenig beitrug. Aber auch bei meiner Genesung fehlte es nicht an Noth. Mehrere Sklavenhändler sprengten böse Gerüchte von mir aus und sahen mit neidischen Augen auf die Güte, womit Karfa mich behandelte. Dieser aber blieb sich in seinem Benehmen gegen mich immer gleich. Unter den Sklaven, die hier zusammen gebracht wurden, bat mich Einer, ihm zu essen zu geben und als ich ihm antwortete, ich sei ein Fremder und lebe selbst von der Gnade eines Andern, sagte er: „Aber ich gab dir doch, da du einst hungrig warest." Und als ich ihm nach dieser Rede ins Auge blickte, erkannte ich in ihm einen Mann, der

mir einmal in drückender Noth Milch brachte. Er setzte dann seufzend hinzu: „Ja, damals trug ich noch keine Sklavenketten, welche ich als unglücklicher Kriegsgefangener bekommen habe.“ Ich bat jetzt Karfa um einige Erdnüsse und erquickte damit den armen Sklaven. Anfang Decembers machte Karfa Anstalt, seinen Sklaveneinkauf zu vollenden, reiste deßhalb an den Niger und ließ mich einen Monat unter der Obhut eines guten Muhamedaners, der das Amt eines Schulmeisters in Kamalia bekleidete. Ich benutzte die Zeit seiner Abwesenheit, um recht viele Erkundigungen über das Land und seine Bewohner einzuziehen, wovon ich hier das Wesentlichste mittheile.

Da mein ganzer Reiseweg zwischen dem 12. und 13. Grad der Breite lag, so war es in der Ordnung, daß ich überall es sehr heiß fand. Am heißesten war es aber in dem Lager von Benaum, weil es in einer Ebene stand. Um die Mitte des Junius wird in dieser Gegend die heiße Luft von mächtigen Windstößen bewegt, welche die Regenzeit herbeiführen, die bis in den November anhält und, wie mit Gewitter anfängt, so auch endigt. Nach der Regenzeit wehet der trockne Nordostwind, Harmattan genannt, der stark ausdörret, aber für Europäer, wie ich selbst in Pisania und Kamalia erfuhr, sehr heilsam ist, weil er die erschlafften Körper wie-

der anspannt. Während der Regenzeit befindet man sich in diesen Gegenden fortwährend in einem Dampfbad. Alles wird auch schimmelig und dumpfig. Nach der Regenzeit verbrennen die Neger das in derselben hoch aufgeschossene Gras, was in der Nacht einen schrecklich schönen Anblick gibt. Die Raubvögel umschweben die Feuerstellen, um sich der fliehenden Schlangen und Eidechsen zu bemächtigen. Nach dem Brande erfolgt ein angenehmes frisches Grün. Die Mauren verbrennen das Gras nicht, sondern weiden es mit ihrem Viehe ab.

Der unbearbeitete Boden ist bei den Negern Gemeingut; wer einen Boden urbar macht, erwirbt ihn dadurch zum Eigenthum. Große Strecken Land sind ganz unbewohnt, besonders die Gränzgegenden zwischen zwei Staaten und die ungesunden niedern Flußauen.

Unter den Negerstämmen zeichnen sich die Mandingohs durch Herzensgüte, Heiterkeit und Wißbegierde vor den übrigen Negern aus. Die Lust, welche sie hatten, mich auszuplündern, muß man damit entschuldigen, daß ich eine außerordentliche Erscheinung war und kein Gesetz sie davon abhielt. Ich habe unter ihnen sonst viel Sinn für Recht angetroffen und werde nie die uneigennützige Mildthätigkeit und die zärtliche Sorgfalt vergessen, womit so viele der armen Heiden vom König von Bam-

barra herab bis zu den niedrigsten Sklaven mein Unglück erleichterten und an meinen Leiden Theil nahmen. Bei einigen Männern verschloß der rohe Geiz oder der blinde Aberglaube dem Mitleiden die Thüre; aber ich besinne mich auf kein einziges Beispiel, daß eine Frau sich hartherzig gegen mich gezeigt hätte. Die mütterliche Liebe gegen die Kinder ist sehr groß und die Liebe der Kinder gegen die Mütter eine Folge davon. Jeder Neger läßt sich eher schlagen, als seiner Mutter etwas Böses nachreden. Die Sorgfalt der Mütter erstreckt sich auch auf die Bildung des Gemüths; besonders halten sie auf Wahrheit und Treue. Sie säugen ihre Kinder 3 Jahre lang. Die heranwachsenden Mädchen müssen im Hause helfen, Baumwolle spinnen und Korn dreschen, die Knaben aber Feldarbeiten mit verrichten. Die Neger, sie mögen Muhamedaner oder Heiden seyn, beschneiden die Kinder beiderlei Geschlechts, mit welcher Handlung gewisse Feierlichkeiten als Tanz und Gesang verbunden sind. Die beschnittenen Kinder sind 2 Monate von jeder Arbeit frei und vereinigen sich zu besondern Schaaren, die Mädchen allein und die Knaben allein, welche oft singend und tanzend herumziehen und überall gut bewirthet werden.

Wer unter den Mandingohs heirathen will, wendet sich an die Aeltern eines jungen Mädchen und

zahlt gewöhnlich für eine Frau den Werth von 2 Sklaven. Ist der Bräutigam mit den Aeltern einig, so muß das Mädchen entweder den Mann nehmen oder unverheirathet bleiben. Der Mann behandelt seine Frauen als gemiethete Mägde, aber nie grausam. Sie stehen abwechselnd der Wirthschaft vor und halten die Sklavinnen in Ordnung. Die Mandingohs geben ihren Kindern Namen nach merkwürdigen Begebenheiten. So ward mein Wirth Karfa genannt, wie Seth in der Bibel, weil er der Ersatz eines kurz vorher gestorbenen Bruders war. Auch die Städtenamen pflegen Bedeutungen zu haben; so heißt z. B. Bammaku „Wasche einen Krokodil.“ Bei der Namengebung wird dem Kinde der Kopf geschoren, wobei der Schulmeister ein langes Gebet spricht und zuletzt dem Kinde 3 Mal ins Gesicht spuckt.

Die Mandingohs haben keine künstliche Art, die Zeit zu messen; sie beziehen Alles auf die Regenzeiten und auf die Mondwechsel. Vom Monde glauben sie, daß er alle 4 Wochen von Neuem geschaffen würde; beim Neumond danken sie deßhalb Gott dafür, daß er wieder den Mond geschaffen, spucken nach dem Gebet in die Hände und reiben sich damit das Gesicht. Unter allen Negern ist der Glaube an einen Gott und an ein künftiges Leben allgemein, aber sie beten nicht zu dem einen Gott,

weil sie meinen, daß er die Leitung der Welt untergeordneten Geistern anvertraut habe, deren Gunst man sich durch Zaubereien erwerben müsse.

Die Neger werden nicht alt, mit 40 Jahren bekommen sie graue Haare und Runzeln und außerordentlich Wenige erreichen das 60ste Jahr. Sie leiden am meisten an Fiebern und Flüssen, wogegen sie Dampfbäder anwenden, indem sie Zweige von einer schweißtreibenden Pflanze über heiße Asche legen, darüber den Kranken setzen und auf die glühende Asche Wasser sprengen. In Behandlung der Brüche und Verrenkungen sind die Neger sehr geschickt und verstehen auch das Schröpfen.

Die Neger haben keine eignen Begräbnißplätze. Oft begraben sie den Todten im Fußboden der Hütte, oft unter einem Baume und wickeln ihn, wenn es kein Sklave ist, in baumwollene Zeuge und eine Matte ein.

Tonkunst und Dichtkunst werden von den Negern hochgeschätzt. Sie besitzen eine Menge von Tonwerkzeugen, Zithern, Harfen, Trommeln, Flöten und Glocken. Beim Tanzen klatschen sie viel in die Hände. Ihre Dichter kann man in 2 Arten theilen: in die weltlichen, welche berühmte Männer besingen, und in Kriegszeiten deßhalb mit ins Feld ziehen und in die geistlichen, welche als muhamedanische Mönche betrachtet werden können,

die im Lande umher ziehen und reichlich von den Einwohnern genährt werden.

Die freien Neger frühstücken mit Tagesanbruch gewöhnlich einen Mehlbrei, der mit etwas Tamarinden säuerlich gemacht ist, aber nur aus Wasser und Mehl besteht. Um 2 Uhr pflegen sie einen Mehlbrei, mit Milch und Baumbutter zubereitet, zu genießen. Die Hauptmahlzeit halten sie aber am Spätabend, kurz vor Mitternacht und diese besteht fast allgemein aus Kuskus mit etwas Fleisch oder Baumbutter. Die heidnischen Neger trinken Bier und Meth, die muhamedanischen aber nur Wasser. Leider lieben die meisten den Schnupf- und Rauchtabak. Das Salz wird im innern Lande als eine Leckerei betrachtet und will man von Jemanden sagen, daß er reich sei, so heißt es: „Er ißt Salz zur Mahlzeit."

Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Neger; Manche treiben Fischfang und noch Andere legen sich auf die Jagd, wobei sie sich der Armbrust mit Pfeilen bedienen. Sie sind sehr geschickte Schützen, aber die Vögel schießen sie nie im Fluge. Im Kriege bedienen sie sich vergifteter Pfeile. Das Gift dazu bereiten sie aus einem dort sehr gemeinen Strauch, aus einer Art von Sanddorn (Echites), dessen Blätter sie zu einer dicken, schwarzen Brühe kochen, worein sie einen baumwollenen Faden tau-

chen, der an der eisernen Pfeilspitze angebracht wird. Die Frauen haben viel mit dem Reinigen und Spinnen der Baumwolle zu thun; das Weben aber verrichten die Männer. Die Zeuge werden mit frischen Indigoblättern echt blau gefärbt, zerschnitten und mit einheimischen Nadeln zu Gewändern verarbeitet. Dieß Alles geschieht in jeder Hütte, denn die Neger kennen keine andern Handwerker, als die, welche in Leder und Eisen arbeiten. Die ersten, Karrankih genannt, gärben und verarbeiten zugleich die Felle, nachdem sie roth oder gelb gefärbt sind. Die Eisenarbeiter, Gahngäh genannt, gewinnen das Eisen selbst in besondern Schmelzöfen, wie Einer auf dem Bilde von Kamalia zu sehen ist, welcher eben im Gange war, als ich mich dort befand und verarbeiten hernach dasselbe. Der eben erwähnte Schmelzofen war 10 Fuß hoch, hatte 7 Fuß im Durchmesser und war mit Bändern belegt, um das Springen zu verhüten. Unten hatte man Röhren angebracht, um durch deren Oeffnung und Verschließung das Feuer zu leiten. Bei der Füllung legte man unten im Ofen trocknes Reißig und darauf abwechselnd Eisensteine und Kohlen, bis der Ofen voll war. Durch eine der Röhren zündete man das Reißig an und schürte das Feuer durch Blasebälge auf. In ungefähr 3 Tagen hatte sich aus der Kohle und dem Eisenstein das Gußeisen

gebildet und man riß, nachdem Alles erkaltet war, einen Theil des Ofens ein, um das Eisen heraus zu holen, das späterhin in andern Oefen durch mehrmaliges Glühen schmiedbar gemacht ward, aber doch hart und brüchig aussah. Die meisten afrikanischen Grobschmiede verstehen zugleich auch das Goldschmelzen und verfertigen aus Golddraht allerlei nette Sachen.

Das Merkwürdigste unter den Negern ist das Sklavenverhältniß. Man kann annehmen, daß ¾ der Neger die Sklaven von dem übrigen Viertel sind. Die Sklaven haben für ihre Dienste nichts zu fordern, als Nahrung und Kleidung; die Gewohnheit hat aber eine gewisse Behandlungsweise der Sklaven eingeführt, von der Niemand abweichen darf, ohne seinem guten Rufe zu schaden. Die Haussklaven, d. h. die, welche im Hause des Herrn geboren sind, werden milder behandelt als die gekauften. Die Haussklaven dürfen auch nur mäßig gezüchtigt, aber nicht verkauft werden, ohne vorher in der Gemeindeversammlung vor Gericht gestellt zu seyn. Nur wenn der Herr selbst in Hungersnoth geräth, darf er davon abweichen. Gekaufte und im Kriege gefangene Sklaven können ganz beliebig von dem Herrn behandelt werden. Der Sklave gilt um so mehr, je weiter seine Heimath entfernt ist, weil man da weniger seine Entwischung

zu befürchten hat. Die meisten der im Kriege gefangenen Leute sind schon geborne Sklaven, weil die freien eher der Gefahr entkommen, indem sie besser bewaffnet, auch wohl beritten und weniger bepackt sind. So machte z. B. der König von Bambarra in dem Kriege gegen Kaarta an einem Tage 900 Gefangene, worunter nur 10 freie Männer waren. Gefangene Freie werden auch gewöhnlich von ihren Verwandten durch Sklaven ausgelöst. Auch kaufen die Sklavenhändler lieber geborne Sklaven, als gewordene, weil erstere schon mehr an Arbeit und Noth gewöhnt sind. Außer der Kriegsgefangenschaft können Hungersnoth, Schulden und Verbrechen einen freien Mann in einen Sklaven verwandeln. Weil die Kriege hier nie aufhören, so liefern sie die meisten Sklaven. Die Hungersnoth ist oft eine Folge des Krieges und bringt manchen freien Mann in die Sklaverei. So erzählte mir der Dr. Laidley, daß, als vor einigen Jahren eine Theurung am Gambia Statt fand, viele freie Leute seien zu ihm mit der Bitte gekommen, sie als seine Sklaven anzunehmen, um sie vom Hungertode zu retten. Besonders werden die Kinder dann Preis gegeben. Häufiger noch kommen welche durch Schulden in Sklaverei. Diese Fälle treten so oft ein, weil fast alle Neger ohne Geldmittel, bloß auf Credit, Handelsgeschäfte treiben und nie eher die ge-

nommene Waare bezahlen, ehe sie dieselbe nicht verkauft haben, wobei es sich öfters ereignet, daß sie schlechter verkaufen müssen, als sie eingekauft haben. Selten geräth ein Mann durch Verbrechen in Sklaverei, indem die Verbrechen, z. B. der Mord und Ehebruch, nicht häufig sind. Wer Sklave ist, bleibt es gewöhnlich mit seinen Kindern. Manche jedoch entlaufen, und Andere erwerben sich durch wichtige Dienste die Freiheit.

Gold und Elfenbein sind seit den ältesten Zeiten die wichtigsten Handelsgegenstände des innern Afrika's. Das Gold findet man in allen Theilen des Mandingoh-Gebiets, so wie in Jallonkadu. Es wird, so viel ich erfahren habe, immer in kleinen Körnern zwischen Lehm und Sand gefunden, woraus man es wäscht. Die Gemeinden gehen gemeinschaftlich zu Anfang des Decembers, wenn die Ernte vorbei und das Wasser gefallen ist, an diese Arbeit, nachdem sie einen Ochsen geschlachtet und einige Zaubersprüche hergesagt haben. Die Männer graben den Sand und die Frauen waschen ihn aus. Man nimmt an, daß ein Mensch bei gewöhnlichem Fleiß während der trocknen Jahreszeit für 2 Sklaven Werth Gold gewinnen kann. Das meiste Gold wird zu Schmucksachen verarbeitet. Das Goldgeschmeide einer Negerinn vom Stande ist 3 — 500 Rthlr. werth. Sehr viel Gold geht in die

Berberei für Salz, was aus der Wüste eingeführt wird. Eine Scheibe Salz 2½ Fuß lang, 14 Zoll breit und 2 Zoll dick, kostete in Kamalia 13 Rthlr. Vier solche Scheiben machen eine Eselsladung aus, 6 aber eine Ochsenladung. Als ich in Kamalia war, stand ein Ochse gleich 18 Flintensteinen, eine Flinte gleich 3 Ochsen. Man brachte das Salz hierher aus der Wüste und von dem Ausflusse des Rio grande.

Der größte Theil des Elfenbeins, welches am Gambia und am Senegal verkauft wird, kommt aus dem Innern des Landes, besonders aus den großen Wildnissen von Jallonkadu. Die Elephanten untergraben häufig mit ihren Stoßzähnen die Sträucher und Gebüsche, um deren Wurzeln zu verzehren, welche zarter und saftiger in der dürren Jahreszeit zu seyn pflegen, als die Aeste und das Laub, wobei sie oft Stücke von ihren Zähnen abbrechen, welche in den Wäldern gefunden werden und mit dem Elfenbein, welches man von erjagten Elephanten erhält, zugleich in den Handel kommen. Die Elephantenjäger treiben sich oft Monate lang in den Wäldern umher und leben größten Theils von dem Fleische der erlegten Thiere, so wie vom wilden Honig.

Wenn ich so die bewundrungswürdige Fruchtbarkeit des Bodens betrachtete, worin ich von Silla

aus gereist war, und die großen Herden Rindvieh sah und mir vergegenwärtigte, welch eine schöne Handelsverbindung durch die vielen Flüsse eingeleitet werden könnte, so bedauerte ich es tief, daß die christliche Bildung noch nicht in dieses Land gedrungen sei, und dieß um so mehr, wenn ich das gutmüthige und wohlwollende Negervolk, entweder so in tiefem Aberglauben versunken sah oder gar wohl merkte, wie es sich immer mehr und mehr zu dem traurigen Muhamedthum wandte, das nicht recht erleuchten und darum auch nicht heiligen und beseligen kann.

Die Neger sind in mancher Hinsicht auf das Christenthum vorbereitet. Sie besitzen eine arabische Uebersetzung der 5 Bücher Moses, eine Uebersetzung von den Psalmen und vom Jesaias. Es war den Negern und mir wunderbar, daß wir uns gemeinschaftlich über die Sündfluth, über Abraham, Moses, David u. s. w., unterhalten konnten. Es ist wirklich traurig, daß wir Europäer mit der Gelehrsamkeit anderer Länder unsre Büchersammlungen füllen und dagegen so wenig segnend auf andre Völker einwirken. Die heilige Schrift, in die Mandingoh-Sprache übersetzt*) würde außerordentlichen Einfluß auf die Neger haben, auch nähmen sie ge-

*) Ist jetzt durch die Bibelgesellschaften geschehen.

wiß die Schulen gern auf, wie ich an der Schule des muhamedanischen Schulmeisters in Kamalia sah. Dieser unterrichtete 17 Kinder, fast lauter Söhne von Heiden und zwar vor Tagesanbruch und Abends spät, weil die Kinder als Hausſklaven des Lehrers angesehen wurden und den Tag über für ihn arbeiten mußten. Er unterrichtete sie vorzüglich im Lesen und es ist Sitte, daß nach Vollendung des Unterrichts eine Prüfung angestellt, und der Lehrer mit einem Sklaven bezahlt wird. Können die Aeltern dieß nicht erzwingen, so muß der Schüler so lange beim Lehrer bleiben, bis er sich frei gearbeitet hat.

Vierte Fahrt.

Von Kamalia bis nach Großbritannien zurück.

Den 24. Januar 1797 kam Karfa in großer Gesellschaft und mit 13 Sklaven erster Güte nach Kamalia zurück. Auch brachte er eine 4te Frau mit, welche er für 3 Sklaven gekauft hatte, und die von den übrigen freundlich empfangen und in eine der besten Hütten geführt ward. Da Karfa merkte,

daß ich mich in meinen Lumpen gar nicht mehr sehen lassen konnte, so schenkte er mir ein Kleid und ein Paar lange weite Beinkleider. Die neu angekommenen Sklaven sahen mich zuerst mit Blicken voll Abscheu an, fragten, ob meine Landsleute Menschenfresser wären, und wollten gern wissen, was aus ihnen würde, wenn sie über das salzige Wasser (nämlich nach Amerika) gefahren wären. Keiner wollte es mir glauben, daß sie das Land bebauen müßten, denn es herrscht bei den Negern die feste Idee, sie würden von den Weißen zur Nahrung gekauft und sie suchen deßhalb auf alle mögliche Weise zu entkommen, was die Sklavenhändler zu den harten Banden gebracht hat, welche sie diesen Unglücklichen anlegen. Sie bringen gewöhnlich das rechte Bein des Einen mit dem linken des Andern in gemeinschaftliche eiserne Fesseln, und binden je 4 und 4 mit starken Riemenstricken am Nacken an einander fest. Des Nachts legt man ihnen noch Eisen an die Hände und bisweilen auch noch eine eiserne Kette an den Hals. Diejenigen, welche Mißvergnügen zeigen, werden noch besonders an den Knöcheln fest geklammert. Es ist traurig, diese Unglücklichen so wie wilde Thiere behandelt zu sehen. Die Meisten pflegen auch fortwährend, wenn sie sitzen, in düsterer Schwermuth die Augen auf die Erde zu heften.

Unsre Abreise, auf die ich sehnlich wartete, verschob sich von einem Tage zum andern; der Eine hatte seine Sklaven noch nicht zusammen, der Andre seine Vorräthe noch nicht in Ordnung, ein Andrer besuchte seine Verwandten noch und zuletzt mußte lange darüber berathschlagt werden, welcher Tag denn am glücklichsten zur Abreise wäre. Wir waren schon in den Febr. hinein; da traten die Fasten ein und es ward beschlossen, diese noch an Ort und Stelle abzuwarten. Zeitverlust schlägt der Neger nicht hoch an. So lange ihm wohl ist, verändert er nicht gern seine Lage. Während der Fasten las der Schulmeister alle Morgen den Sklavenhändlern in Karfa's Hause aus einem großen arabischen Buche etwas vor, und alle Abende versammelten sich die muhamedanischen Frauen, weiß gekleidet in der Missura, um ihren Gottesdienst zu verrichten. Ueberhaupt betragen sich die muhamedanischen Neger viel besser, als die Mauren bei ihren gottesdienstlichen Handlungen.

Am Ende der Fasten fand man endlich einen Neumond sehr Glück bringend und auf einer Versammlung ward der 19. April zur Abreise bestimmt. Ich dankte in einem inbrünstigen Gebet meinem Gott, daß ich endlich wieder weiter kam, denn ich befürchtete schon, die Reise möchte sich bis zur Regenzeit verschieben und dann aufgegeben werden und konnte

mir es nicht verbergen, daß nur das Wohlwollen Karfa's meine Lage erträglich machte. Und dieses Wohlwollen mir zu nehmen, waren alle Sklavenhändler eifrigst bemüht. Auch sehnte ich mich aus einer räucherigen Hütte in eine heitere Stube, von einem spärlichen Abendbrot zu einem nahrhaften Mittagsmahl, aus der fortdauernden Unruhe um mein Loos in eine sorgenfreie Lage; besonders aber aus der Einsamkeit in eine gesittete Gesellschaft.

Unser Zug bestand beim Aufbruch aus 27 Sklaven zum Verkauf, welche Karfa und vier andern Händlern gehörten. Späterhin stießen noch 8 Sklaven dazu. An freien Männern waren wir unser 14, wovon die meisten 1 oder 2 Frauen und einige Haussklaven bei sich hatten. Noch schloß sich an uns der Schulmeister an, welcher mit 8 Schülern nach seinem Geburtsorte zurückging. Die ganze Schaar betrug 73 Seelen, worunter mehrere spielen und singen konnten. Einige Einwohner begleiteten uns aus Kamalia. Die Trennung von diesen geschah mit einem Gebet, welches der Schulmeister hielt.

Den 21. April kamen wir zuerst in die Wildniß von Jallonka. An einem Nebenfluß des Senegal, genannt der Kokohro, bemerkten wir, daß er 20 Fuß höher gestanden hatte als jetzt. In die Stadt Kinitakuro zogen wir feierlich ein, voran 5 oder 6 Sänger, dann die freien Männer, dann die Skla-

ven, zwischen denen Männer mit Speeren gingen, dann die Haussklaven und die Frauen. Als wir uns dem Thore näherten, stimmten die Sänger einen lauten Gesang an, worin den Stadtbewohnern geschmeichelt und besonders ihre Gastfreundschaft gelobt ward. In der Stadt gingen wir geradezu auf den Bentang (Rathsplatz). Viele Leute versammelten sich um uns, und 2 der Sänger erzählter unsre Geschichte, rückwärts die Begebenheiten bis zur Abreise von Kamalia verfolgend. Der Stadtvorsteher gab den Sängern ein kleines Geschenk und dann wurden wir Alle untergebracht und bewirthet.

Den 22sten brachen wir von Kinitakuro auf und übernachteten in einem Dorfe, dessen Bewohner einen Ueberfall von den Fulahs aus Fuladu befürchteten und deßhalb beschäftigt waren, sich an einer unzugänglichen Berglehne, unweit des Dorfes, Hütten zu bauen. Den 23sten kamen wir in die eigentliche Jallonka - Wildniß, überschritten den Fluß Wonda, dessen Wasser ganz voll von Fischen war, kamen vor einigen zerstörten Orten vorbei und reiseten eilfertig, in einem geschlossenen Zuge uns zusammenhaltend, durch eine schöne Waldgegend, worin Rebhühner, Perlhühner und Rehe ihren freien Spielraum hatten. Die Nacht brachten wir bei einem Feuer im Walde zu, durch das Geheul der wilden Thiere gestört, und durch kleine braune Ameisen ent-

setzlich gequält. Den folgenden Tag kamen wir durch eine schöne Felsengegend und wurden Mittags von einem Feind Alle in die Flucht geschlagen. Dieser Feind war nämlich ein Bienenschwarm in einem hohlen Baumstamm, der, als wir ihn seines Honigs berauben wollten, über uns herfiel. Besonders ward eine Sklavinn furchtbar zerstochen und weigerte sich hartnäckig, weiter zu gehen.*) Da Bitten und Drohungen nichts halfen, so bekam sie einige Streiche, worauf sie sich wieder erhob und noch 4 — 5 Stunden weiter ging. Dann machte sie den Versuch, aus dem geschloßnen Zuge zu entspringen, stürzte aber sogleich ganz matt ins Gras und war jetzt durch keine Peitschenhiebe weiter zu bringen. Vergeblich versuchte man sie auf einen Esel zu setzen, da sie nicht aufrecht sitzen konnte und das Thier sehr wild war. Endlich brachte man sie auf eine Trage, die man aus Baumbast verfertigte, und die von 2 Sklaven auf dem Kopfe getragen ward, weiter. Sehr ermüdet übernachteten wir wieder im Walde, und hatten gewiß, wie den vorigen Tag, 6 deutsche Meilen in der heißesten Sonne zurückgelegt und dabei nur eine Hand voll Mehl genossen.

---

*) Der Maj. Peddie ward auf seinem Zuge gleichfalls von einem Bienenschwarm schrecklich geplagt. Eins der besten Pferde blieb auf der Stelle. In Europa ereignen sich ebenfalls bisweilen solche Ueberfälle.

Als wir den 25sten aufbrachen, konnte die arme Sklavinn weder gehen noch stehen und ward nun, wie eine Leiche, auf den Rücken des Esels gebunden, indem man ihre Hände unter dem Halse und ihre Füße unter dem Bauche des Thieres mit Bast zusammen knüpfte. Der störrische Esel warf die Unglückliche aber bald herunter, wobei ein Bein stark beschädigt wurde. Da auch der letzte Versuch, sie fort zu bringen, mißlungen war, schrien Mehrere; Kany Tegic! (schneidet ihr den Hals ab). Um dieß nicht mit anzusehen, eilte ich vorwärts, hörte aber hernach, daß Karfa und der Schulmeister diese Maßregel nicht gebilligt, sondern das arme Wesen hilflos am Wege liegen gelassen hätten.

Auf Alle machte diese Begebenheit einen starken Eindruck; der Schulmeister fastete den ganzen folgenden Tag und im tiefsten Schweigen gingen wir über den Fluß Forkuma. Ich konnte nur mit der größten Mühe vorwärts kommen, obgleich ich Alles, was mir im geringsten lästig war, von mir geworfen hatte. Um Mittag sahen wir eine große Elephantenherde, und gegen Abend kamen wir durch dickes Bambusrohr.

Den 26sten litten zwei von des Schulmeisters Lehrlingen sehr an den Beinen und wir hatten einen außerordentlich steinigen Weg, der uns zu dem schönen breiten Fluß Boki führte, an welchem wir fri-

sche Spuren von einer Streifpartie zu Pferde fanden, die uns etwas beunruhigten.

Den 27sten gegen 4 Uhr erreichten wir die ersten menschlichen Wohnungen wieder — ein kleines Dorf — erhielten aber von den Bewohnern keine Speisen, weil eine Hungersnoth herrschte. Glücklicher Weise war unser trockner Mundvorrath noch nicht erschöpft und Karfa lud deßhalb die Dorfbewohner zum Abendessen ein, wofür sie aber schlecht dankten, indem einer von ihnen einen Lehrling des Schulmeisters wegstahl und als er erfuhr, daß er ihn schwerlich als Sklave verkaufen könne, da er in der Nähe geboren sei, ihn seiner Kleider beraubte und wieder gehen ließ.

Den 28sten kamen wir in die Stadt Manna, worin, wie in dem ganzen Hügellande Jallonkadu eine Sprache geredet wird, die mit der Mandingohischen sehr verwandt ist. Der Mansa von Manna begleitete uns mit einigen seiner Leute zum Bafin oder schwarzen Flusse, welches der obere Senegal ist. Wir gingen über diesen Fluß auf einer Brücke aus Bambusrohr, die von einigen schlanken Bäumen getragen ward, deren Wurzelenden auf den Uferfelsen ruhten, und deren zusammengebundene Gipfelenden auf dem Wasser schwammen. Nach der Regenzeit muß die Brücke immer wieder von Neuem gemacht werden, was die Bewohner von Manna

thun, weßhalb sie auch einen Brückenzoll fordern. Gegen Abend erfuhren wir, daß man uns, zwei hundert Mann stark, an dem nächsten Orte auflaure, um uns zu plündern. Wir umgingen deßhalb sehr still und heimlich diesen Ort, und kamen gegen Mitternacht in einem andern an. Bald nach unsrer Ankunft wurden Alle von der Karawane aufgerufen und ein freier Mann nebst drei Sklaven vermißt. Man vermuthete, die Sklaven hätten den Freien ermordet und die Flucht ergriffen, schickte deßhalb Mannschaft zurück, die nichts entdecken konnte, und war nicht wenig erfreut, als am andern Tage um 11 Uhr alle Viere glücklich ankamen und erzählten, daß sie sich in der Dunkelheit verirret hätten.

Unter vielen Anstrengungen setzten wir einige Tage die Reise fort, ohne am Tage irgend etwas zu genießen, und kamen den 3. Mai nach Malakotta, der Geburtsstadt des Schulmeisters, wo wir 3 Tage blieben, und vortrefflich bewirthet wurden. Die Leute von Malakotta wohnen in Hütten, die aus gespaltenem Rohr geflochten und mit Lehm beworfen sind. Sie führen ein arbeitsames Leben, verfertigen gute Seife aus Erdnüssen und treffliche Eisenwaren, wofür sie in Bundu Salz eintauschen.

Den 7. Mai reisten wir von Malakotta ab, kamen durch eine goldreiche Gegend, wo das Gold

körnerweise im weißen Quarz gefunden wird, und sahen an einem Orte einen so genannten Albino oder weißen Neger, dessen Haare und Haut mattweiß waren, was die Folge einer Krankheit ist. Den 11. Mai erreichten wir Satadu, eine halb verlassene Stadt, die oft von räuberischen Einfällen der Fulah's beunruhigt wird und setzten den 12ten über den Falemeh. Dahinter fanden wir ein Dorf, was einem reichen Mandingoh-Kaufmann gehörte, der ganz die englische Lebensweise angenommen hatte. Er aß von zinnernen Schüsseln und seine Häuser waren wie die englischen Häuser am Gambia, gebaut. Den folgenden Tag schloß sich eine andere Karawane an uns an, in deren Gemeinschaft wir den 16. Mai in Karwani einzogen. Die Bewohner dieses Orts bebauen thätig den Acker und düngen ihn auch, was ich nirgend anders auf meiner Reise fand. Nicht weit von der Stadt standen mehrere Eisenschmelzöfen.

Den 20sten verließen wir Karwani und betraten eine zwei Tagereisen lange Wildniß, worin uns eine Karawane, die vom Gambia kam, begegnete, welche uns Nachrichten von daher brachte. Wegen der Hitze reisten wir die Nächte durch und blieben 4 Tage an einem Orte, um einen merkwürdigen Rechtsstreit abzuwarten. Ein Warenhändler nämlich aus diesem Orte, welcher zu unsrer Karawane

gehörte, hatte ehedem hier gewohnt und eine Frau mit zwei Kindern zurückgelassen. Nach einer Abwesenheit von 8 Jahren, im Lande der Mandingohs, kehrte er jetzt zurück und forderte seine Frau wieder, welche jedoch, nachdem sie 3 Jahr auf seine Rückkehr gewartet hatte, in eine zweite Ehe eingegangen war, und von ihrem zweiten Mann dem ersten verweigert wurde. Nach langen Berathungen, fiel der Beschluß dahin aus, daß der Frau die Wahl zwischen beiden Männern zustehe, und sie wählte den ersten.

Den 27. Mai kamen wir durch eine felsige Gegend, worin es viele Affen und andere wilde Thiere gab. Die Bäche dieser Gegend wimmelten von Fischen. Wir übernachteten jetzt gewöhnlich im Freien, weil von der Gastfreundschaft wenig zu erwarten war. Den 30sten kamen wir nach Jollakotta, wo einer der Sklavenhändler einen Sklaven gegen eine Sklavinn vertauschte, welche singend unserm Abzuge zusah und dann plötzlich einen Strick um den Nakken bekam und im tiefsten Kummer ihren Gefährtinnen ein Lebewohl auf immer sagen mußte. Als wir den Neriko überschritten hatten, stimmten unsre Sänger einen Freudengesang an, weil wir nun glücklich im Westlande angekommen waren. Den folgenden Tag sah ich zu meiner großen Freude den Gambia. Den 4. Junius erreichten wir Medina, dessen König

mich im December 1795, so gastfrei aufgenommen hatte. Hinter Medina ließ Karfa auf meinen Vorschlag, seine Sklaven, um eine bessere Verkaufzeit abzuwarten. Ich konnte mich nicht ohne große Rührung von diesen, zur Sklaverei in fernem Lande verdammten Reisegefährten trennen, wovon mehrere, oft mitten unter großen eignen Leiden, aus freiem Antriebe sich bemühet hatten, mit Wasser meinen Durst zu löschen, und mit Reisig und Laub mir eine gute Lagerstätte zu bereiten. Leider konnte ich ihnen nichts als meine christlichen Segenswünsche geben, während ihnen bevor stand, von andern Christen grausamer Weise von Afrika nach Amerika geführt zu werden. Den 9. Junius früh geschah diese Trennung und ich brach mit Karfa und einem Fulah nach Pisania auf. Wir übernachteten auf den 10ten bei einer alten, mir bekannten Negerinn, die mehrere Jahre unter den Engländern gewohnt hatte und englisch sprach. Meine Reise hatte mich so entstellt, daß sie mich für einen Mauren hielt und sich nicht genug wundern konnte, als ich ihr meinen Namen nannte. Sie erzählte mir auch, daß keiner von den Kaufleuten am Gambia meine Rückkehr erwarte, weil man erfahren, ich sei von den ludamarischen Mauren umgebracht. Ich fragte nach meinen beiden Bedienten, Johnson und Demba, und erfuhr leider, daß keiner von beiden zurück gekom-

men sei. Karfa, der noch nie hatte englisch reden hören, horchte mit großer Aufmerksamkeit auf uns und konnte sich nicht genug über manche Einrichtungen des Hauses, als über Stühle und Bettvorhänge verwundern. Noch größer war aber seine Verwunderung, als er am folgenden Tage ein kleines Kauffahrtheischiff bei Pisania vor Anker liegen sah. Den Gebrauch von Masten, Segeln und Tauen konnte er erst gar nicht fassen.

Der Dr. Laidley war, bei meiner Ankunft in Pisania, abwesend, kam aber zwei Tage darauf zurück und empfing mich mit solcher Freude, als wäre ich vom Tode aufgestanden. Da ich hier Kleidungsstücke zurück gelassen hatte, so legte ich bald meine afrikanische Tracht ab und befreite mein Kinn von seiner ehrwürdigen Last. Karfa gefiel mein britischer Anzug außerordentlich, aber mit der Vernichtung des Bartes war er unzufrieden, und sagte, ich hätte mich in einen Knaben verwandelt. Karfa empfing für seine Güte gegen mich den Werth zweier der besten Sklaven und konnte sich diese Summe nach Belieben in vorräthigen Waaren aussuchen. Er war über diesen Beweis meiner Dankbarkeit ganz außer sich und noch mehr, als er hörte, ich wolle auch seinem Freunde, dem guten alten Schulmeister, der in Malakotta zurück geblieben war, ein artiges Geschenk machen. Dazu versprach ihm Dr. Laidley,

daß er ihm wolle zu einem vortheilhaften Verkauf seiner Sklaven behilflich seyn. Karfa sagte oft: „Meine Reise ist wahrlich glücklich gewesen;“ und fügte dem häufig bei: „Wir Neger sind nichts gegen Euch.“ Den 14. Junius kehrte er zu seinen Sklaven zurück und den 15ten kam ein amerikanisches Schiff an, das Tabak und Rum brachte, und dagegen Sklaven einnahm. Ich schiffte mich den 17. Junius darauf ein, und wir fuhren langsam bei heißer, feuchter Witterung den Fluß hinab. In Goree ward die Ladung vervollständigt, die aus 130 Sklaven bestand, welche arme Geschöpfe außerordentlich viel auf dem Schiffe leiden mußten. Drei starben auf dem Gambia, 6 bis 8 in Goree und 11 auf der See. Weil der Schiffswundarzt gestorben war, übernahm ich dessen Verrichtungen auf dem Schiffe und alle Sklaven hatten großes Zutrauen zu mir; da ich ihre Sprache reden konnte, und Mehrere mich auf meiner Reise im Lande gesehen oder doch wenigstens von mir gehört hatten.

Zu Anfang des Oktobers waren wir von Goree abgereist, in 35 Tagen durchschifften wir das Meer bis Amerika und zuletzt in der größten Noth, weil das Schiff ein großes Leck hatte. Den 24. Novbr. ging ich in Amerika wieder unter Segel und kam den 22. Decbr. glücklich nach England zurück.

IV.

Des Major Laing

Reise

zu den Sulimas;

gemacht im Jahr 1822.

Einleitung.

Im Jahr 1821 war ein untergeordneter Häuptling der Mandingoh, Namens Sannassi, mit Amara, dem Oberhaupt, oder König der Mandingoh in einen Kampf gerathen, wodurch der Handel von Sierra Leona mit den Mandingohs gänzlich unterbrochen ward. Dieß bewog den englischen Vorsteher jener Niederlassung, durch einen Gesandten eine Vermittelung beider Parteien zu versuchen, bei der Gelegenheit, wo möglich, noch neue Handelsverbindungen anzuknüpfen und die Mandingoh zum Anbau von weißem Reis, von Baumwolle und Kaffee, als den wichtigsten Handelsgegenständen, zu ermuntern. Es wurde zu dieser Gesandtschaft der Major Alexander Gordon Laing auserkohren, derselbe, welcher späterhin von Tripoli nach Timbuktu vordrang und bis jetzt von da noch nicht zurück gekehrt ist. In dem eben erwähnten Auftrage reiste er von Freetown nach Kambia am Flusse Scarcins und von da nach Malacoore, wo er hörte, daß Amara, unterstützt von dem Könige der Sulima's, habe Sannassi's Hauptstadt, Malagia erobert und ihn selbst

gefangen genommen und daß seine Absicht sei, denselben bei einer feierlichen Gelegenheit zu tödten. Da Sannassi immer in gutem Vernehmen mit den Engländern gestanden hatte, so beschloß Laing, obgleich er an einem heftigen Fieber litt, doch in Amara's Lager zu gehen, um wo möglich die Todesstrafe von Sannassi abzuwenden. Er fand in einer Grasebene das ganze siegreiche Heer gelagert, gegen die Sonne durch Grasbündel geschützt, die an Stöcken aufgehängt waren und ward bald, nachdem er sich etwas erholt hatte, zu Amara geführt. Auf dem Wege dahin besuchte er einen listigen Anführer des Heeres, der viel Einfluß auf den König hatte und eben damit beschäftigt war, einige 100 Körbe Reis an die verschiedenen Völkerstämme auszutheilen. Das Zelt Amara's, worein Laing geführt ward, konnte wohl 2000 Menschen fassen, die sich bald darin versammelten, als die Kriegstrommel gerührt wurde, um zu einer Rathsversammlung die Befehlshaber einzuladen. Laing erhielt sowohl vom König als auch von Yaradi, dem Bruder des Königs der Sulima's, welcher das ganze Heer anführte, die Versicherung, es solle Sannassi's Leben geschont werden. Laing kehrte darauf nach Freetown zurück.

Da aber späterhin sich wieder das Gerücht verbreitete, Sannassi solle getödtet werden, mußte Laing zum

2ten Mal ins Lager reisen, fand die Stadt Malagia geschleift, was einige Tage vorher von den Siegern geschehen war, erfuhr aber bei seiner Ankunft von Amara, daß Sannassi in Freiheit gesetzt sei. Er empfing deßhalb nur den Dank von Sannassi's Freunden und machte dem Anführer der Sulima's, Yaradi einen Besuch in seinem Zelte. Er hörte und bemerkte hier, daß das Land der Sulima's reich an Gold und Elfenbein sei und schlug deßhalb dem Oberbefehlshaber von Sierra Leona vor, ihn als Gesandten dorthin zu schicken, um Handelsverbindungen einzuleiten, welcher Vorschlag auch angenommen ward. Wie der Major Laing seinen Plan ausführte, wird er im Folgenden erzählen.

Erste Fahrt.

Von Sierra Leona bis Falaba, der Hauptstadt der Sulima's.

Falaba, der Aufenthaltsort des Königs der Sulima's, liegt ungefähr 40 deutsche Meilen nordöstlich von Sierra Leona. Ich nahm meinen Weg dorthin längs dem Flusse Rokelle, um zugleich zu sehen, wie weit derselbe wohl bei hohem Wasser fahrbar für Handelsboote sei. Die Hauptschwierigkeiten meiner Reise hatte ich von den Völkern zu befürchten, durch deren Länder ich mußte, weil die durch einen unmittelbaren Verkehr zwischen den Sulima's und Sierra Leona die Vortheile des Zwischenhandels verlieren mußten. Indeß ich war auf Alles gefaßt und nahm sogar Kaufmannswaren mit, zu deren Fortschaffung ich von Ort zu Ort Träger miethete, da meine Begleitung nur aus einem Futtajallon, Namens Musa Kanta, 2 Soldaten und einem muhamedanischen Knaben aus Sego bestand.

Den 16. April 1822 trat ich meine Reise an, und fuhr den Rokelle zu Wasser hinauf. Von Macabale aus ging ich zu Fuß, weil das Flußbett

in der trockenen Jahreszeit zu felsig war und traf 2 Stunden darauf in Rokon ein, welche Stadt den Timanni's gehört. Den 19ten früh kam der König derselben nach diesem Ort, um seinen Antheil an zu erwartenden Geschenken in Empfang zu nehmen. Er hielt eine Versammlung, worin es mehr lächerlich als würdevoll zuging. Ein Redner beschrieb zuerst die Wichtigkeit der Versammlung und sagte dann, daß der Weiße Flinten, Schwerter, schöne Zeuge und Korallen schenken müsse, wenn er wolle durch ihr Land ziehen. Ich merkte bald, daß es hier nur darauf abgesehen war, viel von mir zu erpressen. Man war auch nicht ganz mit meinen Geschenken zufrieden und begehrte noch mehrere, was ich jedoch standhaft verweigerte, um dadurch gleich von mir ähnliche Forderungen in andern Städten zu entfernen, weil einem wichtigen Reisenden sein Benehmen überall als Ruf vorangeht.

Der König war ein 90jähriger Mann, hatte eine ganz zusammen geschrumpfte Haut, deren Farbe der des Krokodils glich, besaß einen grauen, 2 Fuß langen, geflochtenen Bart und blickte düster mit grünen, tief liegenden Augen um sich. Er trug ein Halsband von Korallen und Leopardenzähnen, einen braunen, schmutzigen Mantel und bastene Beinkleider, woran man es sahe, daß sie vor einigen Jahren eine weiße Farbe gehabt hatten.

Den 21sten brach ich, nachdem ich mancherlei Zänkereien gehabt hatte, besonders wegen der Leute, die ich zum Fortschaffen der Waren brauchte, erst spät auf. Eben als ich den Ort verlassen wollte, kam noch der König wüthend zu mir und begehrte eine rothe Matrosenjacke, welche Einer meiner Leute trug, indem er erklärte, daß, wer ein besseres Kleid als er trüge, ihm solches geben müsse. Hinter der Stadt kamen wir durch ein angebautes Land zu einem kleinen Städtchen, das mitten in Felsen von Granit und Glimmerschiefer lag, von Platanen umringt und von einem krystallhellen Bach durchflossen war.

Den 23. mußten wir durch einen dichten Wald und fanden in einem Orte eine Menge Frauen mit Absonderung des safranfarbigen Saftes von der Palmnuß beschäftigt. Den folgenden Tag kamen wir wieder durch mehrere dichte Wälder und litten den ganzen Tag Mangel an Wasser. Als wir am andern Morgen einen schönen, breiten Strom erreichten, so vergaßen wir nach einem 30stündigen Durst alle Vorsichtsmaßregeln, tranken heftig darauf los, und litten 4 Stunden nachher an heftigen Krämpfen, die bei mir 26 Stunden dauerten und mir noch 5 Nächte den Schlaf raubten. In Mabung, einer Stadt von ansehnlicher Größe, die wohl 2 bis 3000 Einwohner besitzt, hielt man auch eine

Rathsversammlung wegen unsrer Weiterreise. Der Häuptling war dafür, aber wohl 100 Stimmen dagegen. Endlich siegte die Meinung des Häuptlings, wozu meine Geschenke das Ihre beitrugen. Die Männer dieses Orts waren außerordentlich kräftig und gewandt, aber dabei feig.

Den 3. Mai verließen wir diesen Ort und kamen in Zank mit den Bewohnern einer kleinen Stadt, wobei man uns eine Flinte stahl, die wir bei der Rückreise jedoch wieder erhielten. Den Abend erreichten wir die Stadt Mayosa, wo man uns herzlich begrüßte und reichlich mit Speise versorgte. Die Bewohner dieser Stadt, scheinen auf einer höhern Bildungsstufe zu stehen, als die übrigen Timanni's, deren Land wir jetzt, so weit es auf der Südseite des Rokelle liegt, durchreist waren.

Die Timannis legen, in Verkehr mit Europäern, leicht ihre einheimischen Sitten ab, nur ist mir noch kein Beispiel vorgekommen, daß Einer von ihnen zum Christenthume wäre übergegangen. Abergläubisch sind die Timanni's nicht weniger, als andere Neger. — Während meines Aufenthaltes in Mabung, starb ein junges Mädchen ganz plötzlich. Gleich nach ihrem Tode erhoben etwa 200 Männer ein furchtbares Geheul, worauf ein ähnlicher Haufe Frauen, wovon einige kleine Trommeln in Bewegung setzten, durch die Stadt zog und Alles weg-

nahm, was sich auf den Straßen fand. Dann versammelten sich die Aeltesten der Stadt um den Götzendiener (Grigriman) in der Berathungshalle, und erforschten die Ursache des Todes. Hätte der Sklavenhandel noch bestanden, so würde wahrscheinlich ein unglücklicher Angeklagte, als Sklave verkauft seyn. Jetzt entschied aber der hohe Rath, nach einer 3tägigen Berathung, die Sache dahin, daß der Teufel den Tod bewirkt habe. In den beiden ersten Nächten nach dem Todesfalle, zogen große Schaaren heulend, jauchzend, und in die Hände klatschend, um den Zorn der bösen Geister abzuwenden, in der Stadt umher. In der 3ten Nacht, in welcher die Leiche begraben ward, legte man ansehnliche Geschenke an Reiß, Zeugen und Palmwein vor die Götzenhäuser, um die bösen Geister zu besänftigen, daß sie nicht mehr Leute tödten möchten. Zu Mitternacht erschienen 5 Männer in schrecklicher Tracht, nahmen die Geschenke weg und erklärten, die bösen Geister wären besänftigt, es solle in langer Zeit Keiner so wieder sterben; worauf bis zu Tagesanbruch getanzt und geschwelgt ward.

Die Leichen der Häuptlinge werden bei den Timanni's in eigne Todtenhäuser gelegt, die man ganz zumauert, mit Ausnahme von kleinen Oeffnungen, worein man Nahrungsmittel und Getränke hinein schiebt, damit die Geister der Verstorbenen, die,

je nachdem sie gelebt haben, entweder gut oder böse sind, nicht zu hungern brauchen. Den Geistern hat man besondere Landstücke, meistens Höhen mit dichten Wäldern, geweiht. Solche heilige Oerter wagt Keiner anzutasten, indem sich in denselben die Purrah's aufhalten und Keinem ungestraft solchen Frevel hingehen lassen. Die Purrah's bilden einen geheimen Bund, vor dem sich sogar die Häuptlinge fürchten, weil dieser Bund ein geheimes Gericht übt und, wie das Fehmgericht im Mittelalter von Europa, häufig straft, ohne zu untersuchen. Den Ursprung dieser weit durch Afrika verbreiteten Verbindung habe ich nicht ergründen können. Vielleicht sind die Purrah's zur Zeit des Sklavenhandels entstanden, wo Verfolgte in die Wälder flüchteten und dort mit einander gemeinschaftliche Sache machten. Die Purrah's hägen ihre Bezirke in den Wäldern ein. Wer sich ihnen nahet, erscheint entweder nie wieder oder kommt nur als Purrahmann zum Vorschein. Von ersten glaubt man, sie seien als Sklaven in entfernte Gegenden gebracht. Bisweilen schleppen die Purrah's ganze Reisegesellschaften fort. Wer aber Einen von ihnen zur Sicherheit hat, kann ungestört reisen, wohin er will. Ich hatte einen solchen Führer auf dem Wege von Mabung nach Mayossa. Wir hörten auch in den Wäldern, ganz in unsrer Nähe, die Purrah's heulen und kreischen,

wurden aber Niemand gewahr. Oefter brechen die Purrah's auch des Nachts in die Städte ein und rauben, was ihnen an Lebensmitteln, Vieh und Menschen vorkommt. Ich pflegte immer des Nachts eine Schildwache beim Gepäck zu lassen, die auch einmal von den Purrah's angegriffen wurde, sich aber hielt, bis ich dazu kam, worauf die Purrah's verschwanden. Als Kennzeichen haben die Purrah's 2 gleich laufende, eingeätzte Striche um die Mitte des Körpers, die nach der Stirn aufwärts und nach der Brust hinunter laufen. Zuweilen verlassen die Purrahmänner ihre Einsamkeit, gesellen sich zu den Städten und treiben allerlei Gewerbe. Zu gewissen Zeiten halten sie Versammlungen, wovor die andern Leute zu zittern pflegen. Viele wichtige Staatssachen werden durch die Purrahs abgemacht.

Die Einkünfte der Häuptlinge unter den Timanni's sind zur Zeit des Sklavenhandels gewiß bedeutend gewesen, jetzt aber gering. Manchen Häuptlingen müssen die Unterthanen so viel Reis liefern, daß ihre Köpfe damit bedeckt werden, wenn sie aufgerichtet stehen. Für Vieh, welches an Stricken geführt wird, erhalten die Häuptlinge einen Zoll; dagegen bekommen sie nichts von dem Vieh, was getragen wird, weßhalb die Marktleute pflegen Schafe und Ziegen in Körben zu tragen.

Die Timanni's neigen sich sehr zur Trunkenheit.

In Kunstfertigkeiten sind sie gegen andere Afrikaner zurück. Sie gelten überall für verdorben, träg, schelmisch und geizig. Diese sittliche Schlechtheit ist bei ihnen durch den Sklavenhandel erzeugt, welcher vor 30 Jahren gerade in diesen Gegenden bis aufs Höchste getrieben war.

Den 7. Mai kamen wir nach Mabum, welche Stadt aus 2 Städten, einer alten und einer neuen, zusammengesetzt ist, wovon erstere von Timanni's, letztere von Kuranko's bewohnt wird. Diese sieht weit schöner aus als jene, und man bemerkt bald, daß die Kuranko's thätigere Leute sind als die Timanni's. Gleich als ich gegen Abend in Neu-Mabum eintrat, hatte ich einen erfreulichen Anblick. Die Feldarbeiter kehrten zurück, Hirten trieben wohlgenährtes Vieh hinein, die Schmiede schwangen noch ihren Hammer, der Weber maß das am Tage fertig gewordene Zeug, der Lederarbeiter band die Taschen und Scheiden zusammen, während der Ausrufer der Moschee mit dem schwermüthigen Tone: „Groß ist Gott" zum Abendgebet aufforderte. So freundlich wie der Ort war, so handelte man aber nicht gegen mich, indem man in einer großen Rathsversammlung, wozu man noch Leute aus benachbarten Dörfern geladen hatte, meine Geschenke als zu geringfügig verwarf, worauf ich die Versammlungshalle verließ. Den folgenden Tag, es

war der 10. Mai, nahm man eine bessere Miene gegen mich an, doch hielt mich der Ortsvorsteher auf alle mögliche Weise auf, weßhalb ich zuletzt erklärte, ich würde zurück kehren und im ganzen Lande erzählen, wie ich hier behandelt sei. Der Ortsvorsteher gab nun wieder nach und begleitete uns sogar eine Strecke, scheinheilig mir allerlei Rathschläge gebend, wie ich meine Sachen packen müsse, da ich durch eine spitzbubenreiche Gegend zöge. Ich schöpfte den Verdacht, daß unser Hinhalten in Mabum wohl keinen andern Zweck gehabt habe, als uns eine Falle zu legen, und theilte Musa Kanta meine Meinung mit, welcher mir denn auch erzählte, daß er durch eine alte Frau in Mabum erfahren hätte, der Ortsvorsteher sei allerdings geneigt gewesen, über uns herzufallen, es habe ihm aber an gehöriger Mannschaft gefehlt. Ich erklärte jetzt dem Führer, er solle uns nicht nach dem Orte hinbringen, den ihm der Ortsvorsteher angegeben habe, sondern nach Kulufa, und drohete, ihn zugleich zu erschießen, wenn er uns nicht dahin führte. Wir gelangten auch bei guter Zeit in Kulufa an und wurden sehr wohlwollend aufgenommen. Der Häuptling des Orts sagte uns auch, daß der Ortsvorsteher von Mabum ein großer Schurke wäre, der sich gegen Jeden schlecht benähme, mit Allen Streit anfinge und wohl bald Land und Leute verlieren würde.

Wir hatten eine schlechte Nacht in Kulusa, weil die Leute über unsre Ankunft so erfreut waren, daß sie die ganze Nacht hindurch tanzten und sangen. Alle dankten Gott, daß ich zu ihnen gekommen sei, denn sie lieben den Handel. Der Häuptling erklärte, ich würde ihm auch ohne das gemachte Geschenk willkommen gewesen seyn, und versprach, meine Zwecke auf alle mögliche Weise zu fördern. Am 14ten verließ ich Kulusa, kam durch ein schönes Land und ward im nächsten Orte Simera noch freundlicher empfangen als in Kulusa. Der Häuptling brachte mir sogleich 2, eben fertig gewordene neue Stücke Zeug, eine schöne Ziege, einen Kürbis voll weißen Reis und einen Kürbis voll Milch entgegen. Es war ein schöner, etwa 50jähriger Mann, gekleidet in einheimischen Zeugen und wohlhabend, wie seine Herden zeigten. Als er den andern Morgen eine Rathsversammlung wegen meiner Weiterreise hielt, erklärte er darin, daß es meiner Seits der Geschenke nicht bedürfe, da ein Schwarzer sich schon durch den Anblick eines Weißen bezahlt halten könne, wenn er noch nie einen gesehen, wie bei ihm der Fall sei, und daß er immer gehört habe, die Weißen verbreiteten überall Gutes, wohin sie kämen.

Die Häuser in Simera sind mit Ausnahme des, das dem Häuptling gehört, runde, aus Flechtwerk zusammengesetzte und mit Lehm roh beworfene Hütten,

die im Innern den Rauchkammern gleichen, weil die Kochfeuer darin angemacht werden. Da es die Nacht, als ich in einer solchen schlief, stark regnete, so drang das Wasser überall durch, vermischte sich mit dem Ruß und ich glich des Morgens fast einem Essenkehrer.

Am 18ten verließ ich Simera, von dem Häuptling und einer seiner Frauen begleitet. Ich stand oft still auf dem Wege, angezogen von den schönen Wiesen und fruchtbaren Reisfeldern, die sich zwischen Bergen und Palmgruppen hinzogen. Die nächste Nacht brachte ich in Nyiniah zu, dessen Häuptling mich gastfrei aufnahm. Einer seiner Sänger machte mich zum Gegenstande seiner Kunst und sang von dem weißen Manne, der zu dem Kuranko-Volke gekommen wäre, weil er im Wasser nichts als Fische gegessen habe; der aber jetzt schon dick werden würde, weil ihm die Schwarzen Kühe, Schafe und Ziegen zu essen und Milch zu trinken gäben. Als er das Lied beendigt hatte, ward mir auch ein Stier gebracht, und nach einem kurzen Gebet, worin man für mich eine glückliche Reise erflehte, geschlachtet. Es geschah dieß mit einem scharfen Messer in einem Schnitt, wobei der Schlachtende sprach: „Gott mache dich fähig, dein Loos zu ertragen!“ — Alle Versammelten zogen darauf ihre Messer und in 10 Minuten war das ganze Thier zerlegt. Mir blieb

davon nur die Brust übrig, denn bei solchen Gelegenheiten haben auch hier, wie in Abyssinien, verschiedene Leute ihren rechtmäßigen Antheil an dem Geschlachteten zu fordern. Der muhamedanische Priester, der das Schlachten vollzog, erhielt den Kopf, den Hals und die Füße, der Lederarbeiter die Haut nebst der Leber und andern innern Theilen, das Oberhaupt das rechte Hinterbein u. s. w. Ja selbst der Ortsschmied und der Sänger hatten ihre Antheile zu fordern.

Erst den 20sten verließ ich Nyiniah, bestieg hinter der Stadt einen hohen Berg und genoß darauf eine Aussicht auf eine, wie ein Garten angebauete Gegend. Den 24sten brach ich von Kaniakuta auf und hatte eine starke Tagereise vor mir. Doch waren wir kaum einen Büchsenschuß weit gegangen, als unsere Träger bei einem Götzenhause schon anhielten, um den darin wohnenden Grigrimann (Priester) um eine gute Reise zu befragen; welcher verabredeter Maßen erklärte, die Reise würde unglücklich ablaufen, wenn ich nicht die Träger mit Pulver beschenkte, wozu ich mich denn verstehen mußte, wollte ich nicht vor dem Götzenhause liegen bleiben. Unser Weg führte uns in eine öde Waldgegend, welche die rechte Heimath der Leoparden war. Früher hatten hier auch Dörfer gestanden, wie die Trümmer davon zeigten, sie waren aber, aus Furcht

vor den Leoparden, verlassen. Hinter dieser Gegend, die viele Quellen enthielt, kamen wir zu einer mit langem Grase bedeckten Ebene, mitten im Walde. Die Träger aus Kaniakuta klagten hier mit einem Mal über Müdigkeit, legten ihre Lasten nieder und sahen sich mit geheimnißvollen Blicken um. Einige entfernten sich sogar und gingen auf den Wald zu, indem sie Zeichen gaben, als wenn sie Jemanden riefen. Nun argwöhnte ich Verrath, ließ das Gepäck auf einen Haufen bringen, stellte meine Leute dabei und befahl den Trägern durch meinen Dolmetscher, sogleich herbei zu kommen und freiwillig die Lasten aufzunehmen, weil ich sie sonst mit geladener Flinte, wie Schafe, vor mir hertreiben würde. Sie machten darauf noch einige Zeichen dem Walde zu, und als sie kein Gegenzeichen merkten, schlichen sie wieder zum Gepäck heran und gehorchten schweigend meinen Befehlen. Ich konnte mir das ganze Benehmen gar nicht entziffern, bekam aber hernach von einem Schwarzen, der früherhin als Soldat in Freetown gedient hatte und der in Kaniakuta jetzt lebte, die Erklärung. Die meisten Bewohner von Kaniakuta waren bei meiner Anwesenheit nicht zu Hause, weil sie eine benachbarte Stadt belagerten. Der Ortshäuptling schickte deßhalb raubsüchtig zu ihnen und forderte sie auf, mich an dem Ort, wo mir meine Träger verdächtig wurden, zu überfallen.

Mit Fleiß hatte er einen schauerlichen, anstrengenden, ganz falschen Weg gewählt, und es wäre ihm auch sein Werk gelungen, wenn jener Soldat nicht unter denen gewesen wäre, die mit von der Belagerung aufbrachen. Ihn dauerte der Europäer, und er wußte durch allerlei Erzählungen, von den Reichthümern der Weißen, seine Genossen so lange auf dem Wege aufzuhalten, daß sie zu spät an der verabredeten Stelle ankamen. — Als ich die Träger ablohnte, sagte ich ihnen, daß ich von der Verrätherei ihres Häuptlings unterrichtet wäre und gab, um christlich zu verfahren, dem Sohne des Häuptlings, der mit zu den Trägern gehörte, ein Geschenk, was ihn bis zu Thränen rührte und wobei er sagte, die Schwarzen wären alle Schurken und er sei noch nicht der Schlimmstr unter ihnen.

In einer der nächsten Städte war man auch geneigt, uns zu plündern. Die Weiber darin sangen, daß die Weißen ganze Häuser voll Geld, und Zeugen bei sich hätten, weßhalb man ihnen etwas abnehmen müsse; worauf aber der ehemalige Soldat, der uns jetzt begleitete, uns einen zweiten Dienst erwies, indem er dagegen sang: wenn sie wünschten, von den Schätzen der Weißen etwas zu haben, so müßten sie dem einen Weißen, der bei ihnen wäre, nichts zu Leide thun; denn wer da wünsche den

Schwanz der Schlange zu sehen, dürfe sie nicht auf den Kopf schlagen.

Glücklich erreichten wir am Abend Kamato, dessen Bewohner über den Tod eines Anführers trauerten. Das jämmerliche Heulen der Leidtragenden dauerte die ganze Nacht. Den Morgen ward eine nicht übel klingende Musik angestimmt, wobei mehrere Sänger aus Sangara thätig waren, die weit schöner sangen, als die mir bisher vorgekommenen Afrikaner. Sehr gut stimmten dazu die tiefern Töne eines Blaseinstrumentes. Ich befand mich aber unwohl, litt an Fieberfrost und hatte Ruhranfälle. Doch gelang es mir, beides durch Arzenei und Dampfbäder in 5 Tagen zu vertreiben.

Den 4. Junius schickte mir der König der Sulima's mehrere Leute aus Falaba mit 2 Pferden entgegen. Einer von diesen Leuten hatte mich im Lager im Mandingohlande gesehen und rief ganz erfreut aus, als er mich wieder erkannte: „Ja wahrlich, es ist der weiße Mann von der Wasserseite; derselbe weiße Mann, der Yaradi versprach, er wolle ins Land der Sulima's kommen und er hat sein Wort gehalten.“ —

Ich brach den folgenden Tag mit diesen Sulima's auf und verließ somit Kuranko, das in 2 Staaten zerfällt, in den von Simera und in den von Kolakonka. Der Herrscher über den letztern

Staat gehört zu den angesehnsten in dieser Gegend. Seine Herrschaft erstreckt sich bis zu dem Niger hin und es kommen die Bewohner von Sangara nach seiner Hauptstadt des Handels wegen.

Die Kuranko's haben in Sprache und Sitten viel Aehnlichkeit mit den Mandingohs, sie sind aber weniger gebildet und klug und mit wenigen Ausnahmen, noch Heiden, wogegen die Mandingohs, größten Theils Muhamedaner sind. Ihr Land ist reich an Reis, Pisangfeigen*), Bananen, Yamswurzeln**), wildem Spinat, Erdnüssen, Ananas und Kassaven***). Besondern Fleiß verwenden sie auf den Anbau der Kassava, weßhalb man Kuranko und Kassava so zusammen stellt, wie weißer

*) Siehe Theil 4 S. 17 dieser Reisen!

**) Siehe Theil 4 S. 31 dieser Reisen!

***) Die Kassave (Iatropha manihot) wird 5 bis 7 Fuß hoch, hat handförmige Blätter, die jung als Gemüse gebraucht werden, kommt in Afrika und Amerika vor und wird besonders ihrer knolligen Wurzeln wegen gebauet, die ein gutes Mehl liefern. Man sehe Theil 3 dieser Reisen S. 263! Die Erdnuß oder Erdpistacie (arachis hypogaea) ist ein seltsames Gewächs in Afrika und Amerika, das äußerlich unsern Gartenwicken gleicht, aber nach der Blühte die Früchte in die Erde treibt, worin sie ihre vollständige Entwickelung erhalten. Die Kerne dieser Erdnüsse sind sehr wohlschmeckend. Es sitzen 2 bis 3 in einer Hülse. Die Ananas (bromelia) wird bei uns als die köstlichste aller Früchte in Treibhäusern gezogen. Ihre zusammengesetzte Knollenfrucht riecht und schmeckt sehr zart.

Mann und Geld, Timanni und Reis, Futu und Milch. Die Beete, worauf man die Kassavaschößlinge pflanzt, werden bald wie die europäischen Mistbeete eingerichtet. Die Oerter der Kuranko's sehen darum hübscher aus, als die Oerter vieler andern Neger, weil jedes Haus seinen eingezäunten Garten hat.

Von einer äußern Gottesverehrung wissen die Kuranko's nichts; doch merkt man aus mehreren ihrer Redensarten, daß auch ihnen der einzig wahre Gott nicht unverborgen geblieben ist. So sagen sie z. B. „ich danke Gott dafür — wenn es Gott gefällt — Gott segne euch — das ist Gottes Werk —"

Hinter Kamato erreichten wir, nach Uebersteigung eines Berges, das Ufer des Rokelle, gingen eine Strecke daran hin und setzten dann vermittels einer so genannten Nyankata über den Fluß, der hier 150 Fuß breit war. Die Nyankata ist ein sinnreiches Brückengeflecht, von einem Baume an dem Flusse zu einem andern Baume an der entgegengesetzten Seite hinübergezogen. Das Geflecht besteht aus 3 Hauptseilen, wovon das untere zum Gehen, die beiden andern aber zum Anhalten dienen. Die Seile sind mit Stäben verbunden und mit Zweigen durchflochten. Die Brücke hängt schlaff in der Mitte herab und es ist nicht leicht auf ihr zu gehen. Auf beiden Ufern steht an den Bäumen eine Leiter, in-

dem man erst 40 — 50 Fuß hoch steigen muß, ehe man das Brückengeflecht betreten kann. Auf der Brücke schwebt man doch nur 10 Fuß hoch über dem Wasser und bei hohem Wasser erreicht der mittlere Theil der Brücke fast die Oberfläche desselben. Wir brauchten eine Stunde, eh' Alles hinüber kam.

In der ersten sulimaischen Stadt wurden wir sehr gut empfangen und mußten einen Tag daselbst mit Schmausen zubringen und uns mit Tanz und Musik unterhalten lassen. Unter den Tänzen fiel mir einer besonders auf; zwei Männer nämlich sprangen, als die andern Tänzer anfingen müde zu werden, auf den Tummelplatz, der Eine einen Säbel schwingend, der Andre eine Flinte hin und her werfend. Sie sahen sich einander eine Zeit lang mit wilden Blicken an, um sich eine Gelegenheit zum Angriff auszusuchen. Dann sprang der mit dem Säbel auf den Andern zu, dessen Flinte, als er sich damit vertheidigen wollte, abblitzte. Er entschlüpfte indeß dem Angriff des Andern und schüttete eiligst wieder Pulver auf die Pfanne, ward aber doch von dem Andern gefaßt, während sein Schuß in die Luft ging, nieder geworfen und dann als Besiegter wieder losgelassen, so daß der S ä b e l den Sieg über die F l i n t e errang.

Den 7. Junius kamen wir nach Semba und wurden am Thor von einer Schar Spielleuten, in

der Stadt aber von mehreren 100 wohl gekleideten Bewohnern begrüßt. Der König der Sulima's schickte mir hierher einen Boten, um mich zu ersuchen, daß ich so schnell als möglich reisete, weil er sehr wünsche, mich bald zu sehen. Ich schickte ihm mit diesem Boten eine Schnupftabaksdose und eine Rolle Tabak, welches, wie der Bote meinte, ein recht hübscher Brief sei. Die Stadt Semba liegt, nach meinen Vermessungen, 1490 Fuß über der Meeresfläche. Hinter ihr fanden wir so hohes Gras, daß es mir selbst, wenn ich zu Pferde saß, mehrere Fuß über den Kopf reichte. In der Stadt Konkodugore hielt der Ortsvorsteher ein Dankgebet zu Gott, weil er ihn noch vor seinem Tode mit dem Anblick eines Weißen erfreut habe. Er war auch ganz außer sich vor Freude und überhäufte uns mit Geschenken an Lebensmitteln. Auffallend war es mir, daß ich in den Gärten dieser Stadt gar kein Unkraut sah, was das beste Zeugniß für den Fleiß der Bebauer war. Um die Stadt weideten große Schaf- und Rinderherden.

Den 11. Junius brachen wir nach Falaba auf und wurden eine ¼ deutsche Meile vor der Stadt von einer Kriegerschar, unter dem Befehle eines Sohnes vom Könige, empfangen. Durch eine lange Straße zogen wir auf einen geräumigen Platz mitten in der Stadt und fanden daselbst 2000 Men-

schen mit Flinten, Lanzen und Speren bewaffnet. Sie begrüßten uns sitzend mit einer ordnungslosen Flintensalve, die ich 3 Mal von meiner Gesellschaft wiederholen ließ, worauf ich von meinem Pferde abstieg, dem König die Hand schüttelte, 2 goldne Ringe von ihm erhielt und mich neben ihn setzen mußte. Kaum saß ich, als mein alter Freund Yaradi, kostbar gekleidet, auch herbei sprengte, von etwa 30 Mann zu Pferde und 2000 zu Fuß begleitet. Er machte allerlei kriegerische Bewegungen, welche seine Leute nachahmten. Daran schloß sich ein furchtbares Trommeln und Pauken. Nachdem dieser Sturm, der ein europäisches Trommelfell stark beleidigte, vorüber war, erschien ein zierlicher Sänger, mit Glocken an den Ellenbogen und Handgelenken geziert, spielte erst allein und sang hernach in Abwechselung mit 10 wunderlich gekleideten Frauen, die so brülleten, wie es selbst starke Männer selten können. Auf diesen Gesang kämpfte Yaradi mit seinem Schwert gegen 12 Flintenträger, die er alle überwand und zum Niederknieen zwang. Alle Oberhäupter bewiesen jetzt dem Könige ihre Ehrfurcht, indem sie mit der Waffe die Erde berührten. Yaradi war der Letzte, der seinem königlichen Bruder die Huldigung darbrachte. Er sagte dabei: „er sei stolz auf diesen Tag, den ersten, an dem ein weißer Mann in das Land der Sulima's gekommen;

der König und das Volk sollten ihm danken: denn er sei die Veranlassung zu der Reise des weißen Mannes nach Falaba; der König müsse Gott danken und dem weißen Manne Gutes erweisen, weil er ihn zu einem größern König mache, als sein Vater und Großvater, und alle gewesen, die zuvor über die Sulima's geherrscht u. s. w." Da ich an einem Fieber litt, so bat ich den König, mich endlich in meine Wohnung bringen zu lassen, was er ungern that, weil er mich, den Weißen, gern länger um sich gesehn hätte. Ich mußte eine weite Strecke bis zu der mir angewiesenen Wohnung wandern und dabei die zujauchzende Menge freundlich begrüßen, was mich noch vollends erschöpfte. Und kaum hatte ich mich auf eine Matte niedergelegt, so zog Yaradi mit einer Schar Spielleute in meinen Hof, um mich durch einen Tanz zu unterhalten, welche Ehre ich jedoch vorläufig ablehnte. Gegen Abend mußte ich sie mir aber gefallen lassen. Unter den Musikern war auch einer, der sich rühmte, er könne mit seiner Musik Krankheiten heilen, wilde Thiere zähmen und Schlangen zum Tanz bringen. Er stimmte dabei bald eine muntre Weise an und eine große Schlange kroch in den Hof hinein. Bald veränderte er die Weise und sang: „Schlange, halt' ein, du läufst zu schnell!" und die Schlange hielt ein. Darauf sang er: „Schlange, tanze, denn ein wei-

ßer Mann ist nach Falaba gekommen, tanze, denn es ist ein glücklicher Tag!" Die Schlange wand sich herum, richtete den Kopf auf, machte allerlei Kunststückchen und kroch zuletzt, als der Sänger fertig war, hinter demselben her. Man bemerkte gleich mein Erstaunen und war höchst erfreut darüber, daß ein schwarzer Mann habe etwas machen können, worüber sich ein Weißer gewundert. Den andern Morgen mußte ich die Begrüßungen von den Häuptlingen zweier sulimaischer Städte Sanguia und Musaiah, annehmen und erhielt von ihnen einen Stier geschenkt.

Zweite Fahrt.

Aufenthalt in Falaba und Rückreise nach Sierra Leona.

Den 14. Junius ward in Falaba ein Fest gefeiert. Die Bewohner der Stadt sind nämlich verbunden, 3 Tage im Jahr für den König zu arbeiten, einen, um seinen Reis zu säen, einen 2ten, um ihn zu jäten und einen 3ten, ihn einzuernten. Den 14. Junius war der Säetag. Frühmorgens ließen die Oberhäupter durch Trommeln ihre Sklaven und

Hörigen unter ihre Fahnen rufen. Alles versammelte sich um den König, zu dem ich dann auch ging. Er beschenkte mich mit einem Pferde und maurischem Sattelzeuge und sagte dabei, mir scherzhaft die Hand schüttelnd: „ich müsse nicht wieder krank werden, wenn ich ihn nicht ärgerlich machen wolle.“ Seine Sänger stimmten darauf sein Lob an, worin er für den größten König auf Erden, mit Ausnahme des Königs der Weißen, erklärt wurde. Ehe das Lob zu Ende war, zog die ganze Schar in ein schönes offenes Feld, worauf ein Redner des Königs die Arbeiter ermahnte, fleißig Hand anzulegen und den Boden mit dem Schweiß ihres Angesichts zu bewässern, da der König jetzt zugegen sei. Er wies zugleich auf 3 fette Stiere, welche an einer Platane angebunden waren und nach der Arbeit verzehrt werden sollten. Darauf ging Alles zur Arbeit und das in der größten Ordnung. 500 Leute streuten den Samen aus und 2000 hackten ihn ein. Die Arbeit glich einem Zauberwerk. Die Spielleute begleiteten sie mit Gesang und Klang, während der König mit mir und einigen Hauptleuten unter einem Baume saß.

Als ich in die Stadt zurückkehrte, fand ich in meiner Wohnung eine Menge Ziegen, Hühner und allerlei Gemüse als Geschenke. Nachmittags machte ich einen feierlichen Prunkbesuch beim Könige, be-

gleitet von meinen Leuten, die Flinten trugen und von Geschenken für den König. Ich fand denselben in der Berathungshalle, nur von wenigen Oberhäuptern umgeben, da die meisten noch im Felde waren. Weil mich wieder das Fieber plagte, erklärte ich ganz kurz den Endzweck meiner Sendung und überreichte ihm die Geschenke, welche ihn außerordentlich erfreuten und bald von den Sängern gepriesen wurden. Die Geschenke bestanden aus prachtvollen Waffen, aus Pulver, Zeugen, echten und unechten Korallen, aus einem prachtvollen Hut und einem mit Tressen besetzten Rock.

Den 17. Junius überfiel mich ein völliger Fieberwahnsinn, ich blieb 3 Tage bewußtlos, und erholte mich erst wieder zu Ende des Monats.

Den 1. Julius schickte ich mit 2 Eingebornen, die mich von Sierra Leona hierher begleitet hatten, Briefe dorthin zurück. Den 11. Julius besuchte ich die Stadt Sanguia in Begleitung meines Dolmetschers und einer Wache von 8 Mann. Diese Stadt ward 1820 von einem Heer von 10,000 Fula's belagert, aber nicht erobert. Sie ist von starken Lehmmauern umgeben, die mit Schießscharten für Flinten versehen sind, und gilt bei Leuten, die weder Kanonen, noch Sturmleitern kennen, für eine starke Festung. Die Stadt ist sehr geschmackvoll gebaut; vorzüglich mußte ich aber den Hofplatz

des 2ten Stadtvorstehers bewundern. Er bestand aus 2 Kreisen von Häusern, wovon der eine den andern einschloß. Die Eingänge waren schön gewölbte Thorwege, die äußern Mauern hatten geschmackvolle Verzierungen von allerlei Sinnbildern und waren weiß angestrichen. An den hölzernen Thüren befanden sich Schnitzwerke und Schlösser. Die Frauen dieses Vorstehers waren sauber gekleidet und verrichteten allerlei häusliche Geschäfte. Einige hülseten Reis in großen hölzernen Mörsern aus, Andere machten Mehl aus Erdnüssen und kneteten es mit Honig zu einer Art Brot, noch Andere zerknickten Holz zum Abendfeuer, indeß ganz nakte Kinder dieß und jenes ihren Müttern nachmachten und dabei hie und da eine Hand voll Reis entwendeten, um die Schafe, Ziegen und Hühner damit zu füttern.

Da ich wieder in Falaba eintritt, war es mir, als kehrte ich in die Heimath zurück. Dieses Gefühl war besonders aus der Gutmüthigkeit entstanden, womit mich die Leute während meiner Krankheit behandelten. Nachdem ich völlig wieder hergestellt war, wollte ich einen schon auf der Reise gefaßten Gedanken, die Quelle des Nigers zu besuchen, ausführen. Ich erforschte über diesen Gegenstand die Meinung des Königs, bemerkte aber bald, daß sie nicht für meinen Plan sei; denn er

sagte unumwunden: „das geht nicht, weißer Mann! Ich bin im Kriege mit den Bewohnern von Kissi, aus deren Lande jener Strom kommt und sie würden dich deßhalb todt schlagen, weil du von mir kämest.“ — Ich gab aber die Sache nicht auf und endlich versprach mir der König, mich an einen Häuptling in jener Gegend zu empfehlen und 2 seiner Leute hinzusenden, damit er mich durch seinen Sohn abhole. Der Sohn dieses Häuptlings kam auch wirklich mit 2 andern Boten an und ich begab mich den 30. Julius zum König, um Abschied zu nehmen. Ich traf ihn gerade beim Gebet und er ersuchte mich, es seinem Volke nicht zu sagen, daß ich ihn still betend gefunden habe; weil dieß gegen die Sitten seines Volkes sei. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß er zu Laby in Futtahjallon im muhamedanischen Glauben erzogen worden sei und nur der Sulima's wegen die heidnischen Götzenbilder an sich trage. Ich reisete den folgenden Tag ab, begleitet von 4 meiner Leute und den 3 Boten aus den Gegenden des Niger. Ich war aber erst eine kurze Strecke gereist, als ein Bote des Königs mich mit der Bedeutung einholte, der König wünsche mich sogleich zu sprechen. Aergerlich kehrte ich zurück, ward lächelnd vom König empfangen und erhielt die Erklärung, daß ich ohne Tabak und Salz die Reise nicht machen könne und daß

er mir deßhalb diese Gegenstände erst verschaffen müsse.

Den 3. August kam eine Karawane von mehr als 60 Kaufleuten aus Kowia an, welche Stadt am Falico, einem Nebenfluß des Nigers, liegt. Die Kaufleute brachten viel Elfenbein und Gold mit, und hatten eine schwere Reise gehabt, weil, wegen 40jähriger Unterbrechung dieser Handelsstraße, der Weg ganz dicht verwachsen gewesen war, so daß sie sich durch die Wälder erst hatten durchhauen und durch das hohe Gras erst durchbrennen müssen. Sie erzählten, daß man die Nigerquelle in 3 Tagen von Falaba aus erreichen könne, während man in Falaba meinte, es gehörten 12 Tage dazu*). Sie warnten mich aber zugleich vor den Kissi's, welche ohne Umstände Jeden zum Sklaven machten.

Am 8. August hielt der König eine Rathsversammlung, um auszumachen, ob Limba mit Krieg zu überziehen sei. Der Grund dazu war kein andrer, als daß der König Palmöl und Sklaven nöthig hatte, um damit die Mandingohs, welche ihm große Geschenke gebracht, zu bezahlen. Die Limba's wählte man zu Lieferern dieser Bedürfnisse, weil sie viel Palmöl hatten und wenig Macht besaßen. Die Redner priesen außerordentlich das Palmöl, um

*) Diese letzte Meinung möchte auch wohl richtiger seyn, als die erste.

dadurch zum Krieg zu reizen. Sie sagten unter andern, es sei vortrefflich zu den Speisen, liefre Licht, wenn es dunkel wäre, erhalte die Haut weich, u. s. w.; Gott habe freilich keine Palmbäume in ihrem Lande wachsen lassen; dafür habe er sie aber in dem Lande der Limba's gepflanzt und es bedürfe nur ihres Muths, um sich eine so köstliche Sache zu holen. — Es ward dann auch, nach einer vielstündigen Berathung, der Krieg gegen die Limbas für nöthig erklärt, des Königs Bruder Yaradi zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, jeder Stadt die zu stellende Mannschaft zugeschrieben und bald das Heer zusammengebracht. Schon den 15ten brach dasselbe in 3 Abtheilungen auf und Falaba, welches 3000 Mann gestellt hatte, fast ¼ der ganzen Bevölkerung, war wie ausgestorben.

Ich erwartete jetzt tagtäglich die Rückkehr der nach Sierra Leona geschickten Boten, um damit Tabak als Tauschmittel und nöthige Kleider für mich zu erhalten, weil ich ganz abgerissen war, und noch nach dem Niger aufbrechen wollte. Der König war aber fortwährend bemüht, mir die Reise zu dem Niger auszureden; und da ich zum 2ten Male dessen ungeachtet sie antrat, so ließ er mich zum 2ten Mal zurück holen, einen sehr bösen Traum vorschützend. Als ich ganz ärgerlich erklärte, daß mir mein Leben selbst gehörte und daß er nicht würde dafür zu lei-

den haben, wenn ich auf der Reise umkäme; entgegnete er: „die Weißen sind doch seltsame Leute, sie wollen nicht ein Mal, daß man ihnen das Leben rettet.“ Späterhin erklärte er mir, seine Macht sei nicht groß genug, um mich gegen die Kissi's zu schützen, welchen Grund er mir bisher verschwiegen habe, weil er seine Schwäche hätte nicht gestehen mögen. Allein der Hauptgrund seiner Weigerung war wohl der, daß er keine unmittelbare Verbindung zwischen den Bewohnern der Nigerquelle und Sierra Leona wünschte, um den Zwischenhandel zwischen beiden Gegenden zn genießen.

Ich gab endlich die Reise auf und erklärte dem Könige, daß ich in 3 Wochen nach Sierra Leona zurück kehren würde, wovon er alle Kaufleute benachrichtigen möchte, die mit ihren Waren dahin mich begleiten wollten, damit Alle zur rechter Zeit gerüstet wären.

Den 24. August erstieg ich einen kegelförmigen Granitberg, fand auf dem Wege dahin eine große Schlange, die ich mit meinem Führer umging und sahe, von der Bergspitze aus, in südöstlicher Richtung den Berg Loma, auf welchem der Niger entspringt, die Stadt Timbo und große Waldstrecken.

Den 28sten ward ein Fest in Falaba gefeiert. Ein großer Zug bewegte sich in den Palast des Königs, der sehr einfach gekleidet war, während

seine Umgebungen in ihren Prachtkleidern glänzten. Von dem Palast, wo ich mich mit dem Könige dem Zuge anschloß, ging derselbe auf ein offenes Feld, vor dem südöstlichen Thor. Hier bestieg der König eine kleine Anhöhe, verrichtete daselbst mit den Aeltesten, sehr anständig, ein muhamedanisches Gebet und las dann einige Stellen aus dem Koran vor. Drei Mal im Jahr zeigt sich der König so dem Volk als Muhamedaner; in der übrigen Zeit erscheint er ihm als Heide. — Als der König sich entfernt hatte, zeigten die Reiter ihre Künste und die Sänger fingen an, sie in den kriechendsten Ausdrücken zu begrüßen. Stiere, Schafe und Ziegen wurden in den verschiedenen Stadtvierteln geopfert und des Abends stellte man überall Tänze an, wobei die Tänzerinnen sich eigen ausnahmen, da sie ihr wolliges Haar, in kleinen Kugeln abgetheilt, auf jeder eine Glaskoralle, oder eine Kaurimuschel, oder ein Stück rothes Zeug befestigt und die Zoll dicken Zwischenräume zwischen den Kugeln mit frischer Butter ausgefüllt hatten. Auf dem königlichen Hofe theilte der König selbst an die gewandtesten Tänzer und Tänzerinnen Geschenke aus. Es tanzte immer nur Einer. War es eine Frau, so bildete sie mit einem Tuche um den Aermen allerlei Stellungen, wovon einige außerordentlich verwickelt und schwierig waren.

Den 2. September brach ich mit 4 Mann, aber

auf den Wunsch des Königs heimlich, zu der Quelle des Rokelle auf. Der Führer sagte mir, fast ihm allein*) nur sei diese Quelle bekannt, weil sie nicht weit von einer zerstörten Stadt läge, die sein Vater einst beherrscht habe, und von der er öfter dorthin gegangen sei, um Elephanten und Büffel zu schießen. Mir wurde der Weg etwas sauer, weil ich ganz zerrissene Schuhe hatte. An manchen Stellen mußten wir uns durch den Wald hauen und wir gebrauchten den ganzen Tag, um die noch nicht 2 deutsche Meilen entfernte Quelle zu erreichen. Die Quelle befand sich am Fuße eines ansehnlichen Berges und war von Dattelbäumen umschattet. Wir schlugen eine Hütte dabei auf, und obgleich meine Füße und Knöchel von Felsen, Dornen und Schlingpflanzen stark verwundet waren, und der Regen hin und wieder in die Hütte drang, schlief ich doch gut darin. Den andern Morgen erstiegen wir den Berg, an dessen Fuß die Quelle entspringt. Ich sah wieder den Berg Loma und, wie es schien, war derselbe nur 5 bis 6 deutsche Meilen von mir entfernt. Die Sulima's fabeln viel vom Niger. So erzählen sie, daß, wer über ihn bei seiner Quelle springen wolle, der stürze hinein und ginge unter, und wer Wasser daraus

---

*) Wohl nur gewöhnliche Prahlerei.

mit einem Kürbiß schöpfte, dem würde der Kürbiß aus der Hand gewunden.

Den 7. September begleitete ich den König 2 Meilen weit nach einer Hütte am Rande eines dichten Gebüsches. Als wir vor dieselbe traten, kamen 2 Männer heraus, wie Mauren gekleidet und warfen sich dem Könige zu Füßen. Es waren Abgesandte aus einer sulimaischen Stadt, welche sich vor 20 Jahren der sulimaischen Herrschaft entzogen und sich unter den Schutz der Fuhla's begeben hatten. Sie wollten jetzt, da unter den Fuhla's allerlei Streitigkeiten wegen der Herrschaft ausgebrochen waren, unter die Hoheit des Königs der Sulima's zurück kehren. Der König antwortete den Gesandten aber, er würde sich freuen, sie einst wieder als seine Unterthanen anerkennen zu können, jetzt aber dürften sie ihren Fürsten nicht verlassen, sondern müßten ihn tapfer gegen seine Feinde vertheidigen, wozu er ihnen Pulver und Blei geben wolle; wenn er aber unterliege, so möchten sie ihn nach Falaba führen, wo er solle sicher seyn.

Den 9. Septbr. kamen die nach Sierra Leona geschickten Boten zurück und brachten viele Briefe mit, so wie was ich sonst nöthig hatte; unter andern auch Lymphe von den Schutzblattern, womit ich, nachdem ich die Vorurtheile dagegen besiegt hatte, mehrere Kinder einimpfte.

Den Abend dieses Tages erfreute ich die Bewohner von Falaba mit einem Feuerwerk, was mir auch mitgeschickt war. Der oberste Götzenpriester, der nichts davon gehört hatte, und über dessen Haus eine Rakete geflogen war, stürzte athemlos in den Hof des Königs und rief: „der Geist ist über die Stadt geflogen!“ — Man lachte ihn aber aus.

Die Stadt Falaba ist ein Rechteck und enthält ungefähr 4000 runde Hütten. Sie hat 2 große Plätze; auf einem befindet sich der Berathungssaal und der andere wird zu Leibesübungen und zum Empfang von Fremden gebraucht. Der König sitzt dabei unter einem alten Baume auf dessen Wurzeln.

Die Sulima's sind sehr kriegerisch, und können viele Beschwerden ertragen. Sie erreichen im Durchschnitt eine Größe von 5 Fuß und 7 Zoll. Ihr König ist eigentlich der einzige Kaufmann im Lande, indem jeder, der handeln will, vom Könige dazu beauftragt seyn muß. Den Haupthandel führen die Sulima's mit den Sangaras und Mandingohs, die Sangaras bringen Pferde und Gold; die Mandingohs aber europäische Waaren. Sklaven und Elfenbein sind die einzigen Handelsgegenstände der Sulima's. Den Elephanten erlegen sie mit Speren und Flinten. Wunderlich ist die Vertheilung der Arbeiten zwischen Frauen und Männern unter den Sulima's. Der Ackerbau wird, mit Ausnahme

des Säens und Erntens, ganz den Frauen überlassen, indeß die Männer die Kühe melken und die Milchkammer besorgen. Ebenso bauen die Frauen die Häuser, übertünchen die Wände und sind Bartscherer und Wundärzte, indeß die Männer alle Nähereien, selbst bisweilen die Wäsche besorgen.

Die Todten werden ganz in der Stille von den Sulima's begraben; aber einen Monat nach dem Begräbniß stellen die Verwandten ein großes Fest an, dessen geräuschvolle Feier für ein Todtenfest ganz unpassend ist.

Die Sulima's grüßen auf eine gefällige Weise, sie fügen die rechten Hände beim Grüßen flach an einander, legen sie dann an die Stirn und von da ans Herz, um anzudeuten, daß der Verstand gerade und das Herz aufrichtig sei. Der Niedere zieht vor dem Höhern, ehe er ihn grüßt, die Schuhe aus. Dem Könige erweist man seine Ehrfurcht durch das Neigen der linken Schulter.

Der jetzige König der Sulima's, Assana Yira, führt ein sehr geregeltes Leben und verräth dadurch am Besten seine Bildung. Er steht mit Tagesanbruch auf, bekümmert sich dann um die Verwaltung seines Hauses, sieht nach, ob seine Gäste und Sklaven das ihnen Angewiesene erhalten und unterhält sich dann mit denen, die Geschäfte zu ihm füh-

ren. Um 9 Uhr erscheint er in der öffentlichen Berathungshalle, worin er bis um 3 Uhr Nachmittags das Recht spricht und für Jedermann zugänglich ist. Hierauf begibt er sich nach Hause, um sein einfaches Reismahl einzunehmen, was ohne einen Löffel geschieht. Nach Tische pflegt er mit einem vertrauten Sklaven zu einem Teiche zu gehen, worin er ein zahmes Krokodil hält, um seine muhamedanischen Reinigungen dort vorzunehmen. Von da aus schlendert er bis Sonnenuntergang in seinen Gärten und Pflanzungen umher und bleibt, wenn er nach Hause zurückgekehrt ist, die übrige Zeit allein, in welcher er wahrscheinlich mit Andachtsübungen sich beschäftigt. Er hatte in Laby einen geschickten Lehrer in einem dortigen Oberpriester gehabt. Wegen seiner Mittelstellung zwischen Muhamedthum und Heidenthum war er in gottesdienstlichen Sachen sehr duldsam. So hatte er mir z. B. ein Fest an einem Sonntage veranstaltet; da ich aber als Christ den Sonntag mir nicht wollte durch heidnische Tänze entweihen lassen, so ließ ich ihm sagen, daß er mein wöchentlicher Bettag wäre, worauf er sogleich das Fest einstellte und sich vielfach entschuldigte. Er war auch bemüht, das ihm angeerbte Vorurtheil für den Krieg, zu unterdrücken und dagegen einen rechtmäßigen Handel auf alle mögliche Weise zu begünstigen. Eines Tages sagte er darüber in der

Berathungshalle, in Gegenwart Vieler: „Ach, weißer Mann! ich dachte die ganze vorige Nacht an Euch. — Euer Vorschlag ist gut. Wenn ich in den Krieg ziehe, so wende ich Pulver und Menschenleben daran, und gewinne manchmal Nichts, oder wenn ich etwas gewinne, so schade ich Andern und das ist nicht recht. Wenn ich aber Handel treibe, so thue ich mir und Andern Gutes und schade Niemanden. Ich muß einmal auf ein Jahr versuchen, was Ihr mir vorschlagt, und wenn ich Geld dabei gewinne, so will ich nicht wieder in den Krieg ziehen, um Sklaven zu bekommen."

Bei dem Kriegszuge gegen die Limbas schenkte er meinen Vorstellungen dagegen auch einiges Gehör; doch meinte er zuletzt, er habe zu viele unbeschäftigte Leute im Lande, die ihm entweder untreu werden, oder durch übermüthige Streitigkeiten ihn plagen würden. Als ich ihm die Gräuel des Sklavenhandels und das Elend auf einem Sklavenschiffe darstellte, ward er so gerührt, daß er in Thränen ausbrach und sich vornahm, nicht wieder in den Krieg zu ziehen, um Sklaven zu bekommen. — Von vielen Dingen des gebildeten europäischen Lebens konnte er sich eine recht gute Vorstellung machen; nur Eins faßte er nicht, daß nämlich ein Fürst staatsklug handle, wenn er seinen Unterthanen in Erwerbung von Reichthümern durch eigne Betrieb-

samkeit förderlich wäre und meinte dagegen immer, er sei um so mächtiger, je mehr er besäße und je weniger seine Unterthanen hätten.

Der gegenwärtige Zustand der Sulima's scheint der Einführung des Christenthums besonders günstig zu seyn. Der König hat durch sein Beispiel das Volk an Duldung gewöhnt; mehrere Heiden sind durch die Muhamedaner zur Verachtung ihrer Götzen gekommen; aber die Sulima's hassen die Muhamedaner, weil ihre größten Feinde die Fuhla's es sind, wogegen sie die Weißen sehr verehren. Diese Verehrung wird mit der Zeit verschwinden, wenn sie den Leichtsinn vieler Weißen werden kennen lernen. Sicher entsteht dann in ihnen dieselbe Meinung von uns, welche die Muhamedaner haben, die oft mitleidig oder mit Widerwillen auf uns herabsehen, weil wir als das hochbegünstigste Volk der Erde viel zu wenig auf Gottes Güte achten. Mehrere Glaubensboten in Sierra Leona haben Manches vollbracht; aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß man solle mit großer Strenge bei der Auswahl von Glaubensboten verfahren. Ich selbst habe Einen betrunken auf der Straße gefunden, und von einem andern gehört, daß er unkeusch lebe. Es würde sehr gut seyn, wenn man die Städte der befreiten Afrikaner auf Sierra Leona mit feststehenden Geistlichen und Schullehrern versehe, damit die

vorhandenen Glaubensboten das Christenthum mehr unter den Heiden der Umgegend verbreiten könnten*). Es ist traurig, daß sogar auf der Halbinsel, worauf Freetown liegt, sich noch Dörfer befinden, deren Bewohner nie von einem christlichen Glaubensboten etwas gehört und gesehen haben.**)

Meinem Uebereinkommen mit dem Könige gemäß, ward der 17. Septbr. zu meiner Rückkehr nach Sierra Leona anberaumt. Am 16ten ließ mich der König in das Zimmer rufen, worin er seine Schätze aufbewahrte, und, nachdem er mir seinen Dank für das Gute ausgedrückt hatte, das ich ihm erzeigt, und für die vielen Geschenke, die ich ihm gegeben, holte er mir mehre Goldsachen, ungefähr 4—500 Thlr. an Werth, nebst 12 großen Elephantenzähnen und einigen schönen Zeugen aus Sangara. „Nimm dieß, sagte er, es ist ein kleines Geschenk, im Vergleich mit dem, was ich dir gern geben möchte; doch gebe ich es gern, und nun komm vor die Thür, dort steht dein Pferd, auf dem du nach Sierra Leona reiten sollst, hier ist auch sein Sattel, der beste, den meine Guarangis (Sattler) nur machen können." — Ich sagte dem König meinen

*) Dieß ist seit dieser Zeit geschehen.

**) Joh. 4. V. 35.: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte."

Dank, und nahm alle seine Geschenke an, das Pferd ausgenommen, das mir bei dem schlechten Wege nur zur Last geworden wäre; den Sattel aber behielt ich als eine Probe von der Geschicklichkeit der Sulima's im Bearbeiten und Färben des Leders.

Den 17ten verließ ich, begleitet von dem König und einer Menge Volks, die Hauptstadt der Sulima's. Mit Thränen in den Augen, nahm der König von mir Abschied und sagte: „Denke an Falaba, weißer Mann! Wir werden immer an dich denken. Ich will nichts von dem vergessen, was du mir gesagt hast und nun auch keine Sklaven mehr machen. Geh' und komm bald wieder zu uns." Ein Sohn von ihm kam mir noch nach, um mich noch einmal zu versichern, daß alle Handelsleute freien Durchzug durch Sulimania haben sollten.

Auf dem Rückwege litt ich viel durch den Regen, durch schlechte Wege, angeschwollene Flüsse, langes Gras und in einander gewundene Schlingpflanzen. Eine Nacht mußte ich in meinen nassen Kleidern bleiben, weil der Träger meiner Kleidungsstücke zurück geblieben war. Mit großer Gefahr kam ich auf der Nyankata, die in der Mitte das Wasser berührte, über den Rokelle und fand in Kamato mehrere Handelsleute aus Sangara. Da sie mir sagten, daß zwischen Sangara und Kamato eine

offne Handelsstraße bestände, so blieb ich mehrere Tage in Kamato, schickte einen Boten nach Kolakonka an Balasama, den König von Nordkuranko, um mit demselben ein Näheres über die Verbindung mit Sierra Leona zu verabreden. Derselbe kam auf den 2. Oktober mit einer lächerlichen afrikanischen Pracht nach Kamato. 300 bewaffnete Männer und fast eben so viele Weiber begleiteten ihn. Vor dem Zuge gingen Spielleute, wovon einige englische Uniformen an hatten. Der König begrüßte mich sehr freundlich, legte mir einen großen goldnen Ohrring in die Hand und sagte mir, er wolle nur erst 3 Tage lang ein Fest mit Tanzen, Essen und Trinken feiern, und dann mit mir eine Berathung halten. Hierin hielt er auch endlich Wort. Die nach 3 Tagen veranstaltete Berathung redete ganz zu meiner Zufriedenheit. Die Kaufleute von Sangara erhielten die Erlaubniß durch Kuranko nach Sierra Leona reisen zu dürfen und er verstattete allen kurankischen Kaufleuten, mich zu begleiten.

Den 7. Oktober verließ ich Kamato und legte meine Reise glücklich bis vor Mabung zurück, wo in einem 7 Fuß hohen Grase plötzlich auf uns geschossen ward. Drei meiner Leute wurden verwundet. Als ich hinschickte, um das Gras zu durchsuchen, fanden meine Leute nichts; die Räuber mußten sich also rasch zurück gezogen haben, wahrschein-

lich weil wir zu stark waren. Den folgenden Tag forderte ich von den Bewohnern von Mabung Genugthuung wegen des Angriffes in ihrem Lande, welche ich auch nach 5 Tagen erhielt. Die Angreifer waren aus einem benachbarten Orte gewesen und verloren nicht allein ihre Flinten, sondern mußten auch eine schwere Buße erlegen. Hinter Mabung setzte ich mich mit einigen Begleitern in einen schlechten Kahn, um den Rokelle hinunter zu fahren, indeß die ganze Karawane aus Sulimania, Sangara und Kuranko zu Lande weiter zog. In Rokon traf ich mit dieser wieder zusammen und gelangte am 28. Oktober glücklich in Sierra Leona wieder an, sehr froh darüber, daß ich den Zweck meiner Reise erreicht hatte.

V.

Bowdich's

Gesandtschaftsreise von Cape Coast

nach Ashantee;

gemacht im Jahr 1817.

Einleitung.

Die englische Niederlassung Cape-Coast in Westafrika, liegt nebst mehrern andern europäischen Niederlassungen, wozu auch eine dänische und eine niederländische gehören, in dem Gebiete der Fantees. Diese Fantees gestatteten schon in frühern Zeiten den Europäern Niederlassungen, um dadurch Halt gegen den König von Ashantee*) zu gewinnen, dessen Herrschaft sie überdrüssig waren, und erlangten auch wirklich die Unabhängigkeit. Andre Völker, die ebenfalls unter der Herrschaft der Ashantees standen, machten denselben Versuch, selbstständig zu werden, was ihnen mißlang. Darauf rückten die Ashantees auch gegen die Fantees an, zuerst 1807, dann 1811 und zum dritten Male 1816. Die Fantees kamen dadurch in das größte Elend; ihre Städte wurden zerstört, Tausende wurden gemetzelt, oder nach Ashantee geführt, um geopfert

*) Schon ums Jahr 1700 wurden die Ashantees den Europäern bekannt.

zu werden, und die in den Wäldern Versteckten starben vor Hunger und Noth. Die englische Niederlassung von Cape Coast kam dadurch selbst in Verlegenheit, und der dortige Befehlshaber fand es für unumgänglich nothwendig, einen Gesandten an den König der Ashantees zu schicken, um denselben durch Geschenke zu gewinnen, und, wo möglich, einen Handelsverkehr mit ihm einzuleiten. Diese Gesandtschaft bestand aus 4 Personen, aus dem Herrn Friedrich James, einem Befehlshaber einer untergeordneten Niederlassung, aus dem Herrn Eduard Bowdich, der, als ein vielseitig gebildeter Mann, ersterem beigegeben war, aus dem Herrn Tedlie, einem Arzt, und aus dem Herrn Hutchison, welcher Letztere als Resident bei dem König von Ashantee zurückbleiben sollte. Ein Maurer, ein Zimmermann, ein Bötticher und 2 Soldaten begleiteten nebst Bedienten die Gesandten, und die Geschenke wurden durch Träger fortgeschafft. Ein ashanteescher Hauptmann, welcher Quamina hieß, führte die Gesandtschaft. Es hat diese Reise so viel Anziehendes, weil Bowdich, der sie beschrieben, zu den guten Beobachtern gehört.

Die Frucht dieser Gesandtschaft dauerte nicht lange. Im Jahr 1820 ward eine neue nöthig, und doch brach späterhin ein furchtbarer Krieg aus, worin Cape Coast sehr viel litt, und viele Britten ihr Le-

ben verloren. Der englische Oberbefehlshaber Mac Carthy ward darin verwundet, gefangen genommen und grausam getödtet. Sein Nachfolger Turner besiegte die Ashantees zwar und hemmte mit allem Eifer den Sklavenhandel, unterlag aber 1825 der ungesunden Luft, so daß diese Niederlassung in der letzten Zeit nicht im besten Zustande war.

Erste Erzählung.

Von der Hinreise, dem Aufenthalte und der Rückreise.

Den 22. April 1817 brachen wir von Cape Coast auf, und nahmen unsern Weg über Annamaboe, wo wir viel Noth mit den Trägern hatten, weil ihnen die Ballen zu schwer waren und Einer nach dem Andern ohne Weiteres davon lief. Herrlich war aber die Gegend hinter diesem Orte. In einem schönen Thale breitete sich ein Hain von Pinien*), Aloen, Palmen, großen Lilien, Pisangfeigen, Platanen und Guajava-Bäumen**) aus. Wir kamen

*) Die Pinie (Nußkiefer, pinus pinea) ist mit der gemeinen Kiefer äußerlich verwandt, trägt aber 4 bis 6 Zoll lange Samenzapfen, woran die einzelnen Schuppen ½—¾ Zoll lang sind. Unter jeder schaligen Schuppe liegen zwei nußartige Samenkörner, die einen weißen süßen Kern enthalten. Die Pinie wächst auch in Südeuropa.

**) Der Guajavabaum (psidium pyriferum) wird 1 Fuß dick, 20 Fuß hoch, hat weiße oder gelbe Blühten, und trägt hohe liebliche, gewürzhafte Birnen, deren Fleisch entweder roth oder weiß ist und wohlschmeckende Kerne umschließt.

durch viele zertrümmerte Oerter und stiegen fast immer bergauf und bergab. Auf den höhern Bergen fanden wir sandigen und steinigen Boden, in den Thälern aber zehn Fuß hohes Gras, welches unsere Reise sehr erschwerte. In der Meierei Paintree, 3 deutsche Meilen von Annamaboe, verweilten wir einen Tag, um uns mit Lebensmitteln auf die folgenden Tage zu versehen, sahen dort eine Menge kleine Honigsauger, mit grünen und schwarzen Flügeln, deren Nester von den Zweigen herabhingen*), und wurden von dem Besitzer der Meierei, einem Fantee-Fürsten, sehr gut bewirthet.

Hinter Paintree sahen wir sehr schöne Seidenwollbäume, die über hundert Fuß hoch waren.

---

*) Das Geschlecht der Honigsauger, sonst auch wohl Kolibri genannt, ist außerordentlich groß und umfaßt viele Untergeschlechter und Arten von kleinern Vögeln in den wärmern Gegenden. Die Schönheit dieser kleinen Vögel ist gar groß, so daß man in einer Sammlung dieser Thierchen, wie man solche z. B. in Berlin findet, gar nicht weiß, wohin man seinen Blick zuerst richten soll. Die Farbenpracht dieser kleinen Thierchen, wovon einige nur so groß wie Hummeln sind und Nester wie Wallnußschalen haben, ist eben so groß, als die Farbenpracht in den Käfern und Schmetterlingen der wärmern Gegenden. Viele dieser niedlichen Vöglein leben, wie die Bienen, von den Blühtensäften. Man fängt darum oft welche, indem man oben die Blumenkelche zumacht, weil sie tief in die Blumen hinein kriechen. Mit Wasser oder feinem Sand schießt man auch nach ihnen.

Mehrere Nächte brachten wir in Hängematten in Wäldern zu, und machten in der Regel, weil die Träger faul und die Wege schlecht waren, täglich nicht mehr als 2 bis 3 deutsche Meilen. Oft stiegen wir aus unsrer Sänfte heraus, um bei dem schlechten Wege zu Fuße zu gehen. Oft mußten erst die Wege durchgehauen werden. Die Wurzeln und oft 20 Fuß langen Zweige der Seidenwollbäume, umgestürzte Stämme, die taudicken Schlingpflanzen, welche die Bäume mit einander verbanden, nebst Sümpfen und Bächen hemmten unsre Tritte. Gewöhnlich wanderten wir in dem dicksten Walde, was sich des Abends oft schauerlich ausnahm, und das um so mehr, als unsre afrikanischen Begleiter sich vor den Waldgeistern fürchteten, wechselseitig sich Muth einflößten, während die wilden Thiere dazu heulten. Hin und wieder trafen wir in den Wäldern leere Plätze, auf denen einst Dörfer standen, wovon man jetzt nur noch wenige Spuren sah, da sie schon 1807 von den Ashantees zerstört waren.

Erst da wir in das Land der Assim kamen, änderte sich Alles. Wir fanden freundliche Leute in den Oertern, bessere Wege und reinliche Straßen zwischen regelmäßigen Wohnungen. Besonders gefiel uns die Stadt Kickimarree, deren Häuser schön angestrichen waren, und wo wir in 4 sehr reinlichen Zimmern untergebracht wurden. Der Weg

ging aber fortwährend durch Wälder, über Lehm und Eisensteinen. In dem ersten Orte im Gebiet der Ashantees, fanden wir einen ehrwürdig aussehenden alten Mann, der uns freundlich mit Palmwein und Früchten bewirthete. Leider hörten wir aber, daß er in einigen Tagen würde hingerichtet werden, da er sein Leben durch abergläubische gottesdienstliche Gebräuche verwirkt habe, und daß er nur noch den König gebeten, ihm seines Alters wegen es nicht anzumuthen, daß er deßhalb nach der Hauptstadt käme, sondern die Todesstrafe an ihm in seinem eignen Hause vollziehen zu lassen. Das gewährte auch späterhin der König; und an demselben Tage, an dem wir in der königlichen Hauptstadt ankamen, traf auch das abgeschlagene Haupt dieses alten Mannes ein, der uns als ein Verdammter noch so freundlich und heiter bewirthet, und besonders darüber seine Freude lebhaft geäußert hatte, daß er noch vor seinem Tode weiße Männer gesehen. So wird also auch beim Aberglauben hier noch der Aberglaube aufs Ernstlichste unterschieden und jeder selbst gewählte Gottesdienst hart bestraft.

Bei Doompassin fanden wir, nach unsrer Abreise aus der Gegend von Cape Coast, wieder das erste große Kornfeld. Auch sahen wir hier Töpfer, Weber und Schmiede arbeiten. Erst den 14. Mai verließen wir diesen Ort und genossen bald dahinter

von einem hohen Berg eine schöne Aussicht. Jenseits des Berges kam uns ein Bote vom König entgegen, bedauernd, daß wir in der Regenzeit, die für Weiße so ungesund sei, die Reise angetreten hätten. Er brachte uns zugleich ein Geschenk vom Könige, bestehend in einem Schaf, Yamswurzeln und 2 Unzen Gold. Der Pfad, den wir jetzt wandelten, war auf des Königs Befehl gereinigt worden und viele andere Wege, die wir seitwärts sahen, bewiesen, daß das Land stark bewohnt sei. In einem Flusse fanden wir ein sehr sinnreich angelegtes Wehr zum Fischen. Das Wehr war aus Weidenruthen geflochten, die Fischkörbe aber aus gespaltenem Rohr. Das Ganze ward durch Pfähle und quer gelegte Baumstämme gehalten. Hinter diesem Flusse kamen wir zu einem Dorfe, das große Kornfelder besaß und viele Schweine aufzog. Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, desto besser ward der Boden und desto größer wurden die Anpflanzungen von Korn, Yams und Erdnüssen.

Nahe vor der Hauptstadt Coomasie hielten wir in einem Dorfe an, um uns stattlich zum Einzuge zu rüsten, der um 2 Uhr Nachmittags, den 16. Mai, Statt fand. Es ward dabei ein in rothe Seide gehülltes und zwischen 2 hohen Stangen aufgehangenes todtes Schaf als ein Opfer voran getragen. Ueber 5000 Menschen, größten Theils Krieger, ka=

men uns mit einer fürchterlichen Musik entgegen, indem alle Instrumente zugleich in Thätigkeit waren. Der Rauch, welcher durch das unaufhörliche Abschießen der Flinten entstand, hüllte uns in einen Nebel ein. Zwischen dem Rauch flatterten englische, dänische und holländische Flaggen, welche von ihren Trägern leidenschaftlich geschwenkt wurden.

Wir mußten auf dem Wege Halt machen, um einen Kriegstanz mit anzusehen, welchen die Kriegshauptleute ausführten, geziert mit einer Sturmhaube, die vorn mit vergoldeten Widderhörnern und an den Seiten mit Adlerfedern geschmückt und unter dem Kinn mit Kaurisbändern befestigt war. Ihre Westen sahen roth aus und waren mit Gold und Silber, so wie mit abergläubischen Sternbildern und Zaubersprüchen bedeckt. Sie trugen leichte, baumwollene Matrosenbeinkleider mit großen Stiefeln von rothem, grobem Leder, die bis auf die halben Schenkel reichten, und durch kleine Ketten an den Leibgurt befestigt waren. An dem Leibe hingen Schellen, Hörner und Schwänze von Thieren, Muschelschalen und allerlei andres Gehängsel herab. Zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette. An der linken Hand war ein kleiner Köcher mit vergifteten Pfeilen befestigt und in der rechten trugen sie einen mit rothem Zeuge überzogenen Sper, woran einige seidene Troddeln hingen. — Der Kriegstanz

dauerte ½ Stunde, worauf der Zug im schrecklichen Gedränge, überall von Zuschauern umgeben, langsam sich weiter vorwärts schob. Wir mußten noch ein Mal Halt machen, um die Einladung des Königs abzuwarten. Während dieser Zeit hatten wir ein unmenschliches Schauspiel, indem ein Mann, der zum Opfer bestimmt war, in Prunk vor uns vorüber geführt ward. Seine Hände hatte man auf den Rücken gebunden; durch seine Wangen und Lippen ein Messer gesteckt, ein Ohr ihm ganz abgeschnitten, was vor ihm her getragen ward und ein anderes eingeschnitten, so daß es am Kopf herab hing. Mehrere Wunden hatte er in seinem Rücken und unter jedem Schulterblatte steckte ein Messer. An einem durch seine Nase gezogenen Stricke ward er von Männern, die sehr große Mützen aus schwarzen zottigen Häuten trugen, unter Trommelschall fortgeführt. Es ist unbegreiflich, auf welche Grausamkeiten der Mensch kommt, wenn er des Himmelslichtes entbehrt! — Den König fanden wir auf einer großen Ebene, umdrängt von Hauptleuten und Vasallen, deren Rüstung überall von gediegenem Golde strotzte. Mehr als hundert Spielleute stimmten bei unserer Ankunft Kriegslieder an, wechselnd mit Flöten, Hörnern und Trommeln. Wenigstens hundert sehr große Thronhimmel, wovon jeder wohl 30 Leute schützen konnte, wurden fort-

während auf und niedergezogen. Sie waren aus seidenen Zeugen, von verschiedener Farbe gemacht, auf der Spitze mit Halbmonden, allerlei Thieren und Waffen aus Gold geziert und mit vielem Klingelwerk am Rande geschmückt, worunter sich auch kleine Spiegel und kleine ausgestopfte Thiere befanden. Einige Traghimmel waren mit Leopardenhäuten überzogen. Nicht weniger als diese Thronhimmel oder Sonnenschirme glänzten die Statssänften, deren Sitze mit rothem Taffent überzogen waren. Alle Großen des Reichs umgaben mit ihren glänzend gekleideten Dienern den König. Sie trugen ein über die Schulter geworfenes, großes und schweres Stück Zeug, und hatten die Schläfe mit einem seidenen Netz umwickelt, woran, so wie an den Halsbändern, viel maurische Zaubersprüche in goldenen, silbernen und seltsam gestickten Kapseln hingen. Perlenschnuren umgaben das Knie und kleine goldene Reifen, woran allerlei Schmucksachen hingen, die Knöchel. Manche trugen so schwere Armbänder, daß sie die Hand auf einen Knaben stützen mußten. Die Bambusstäbe und Schwerter, welche sie hatten, waren nicht weniger geschmückt, als die andern Sachen. Einen Abstich bildeten dagegen die großen Trommeln, die mit den Schenkelknochen und Schädeln erschlagener Feinde besetzt waren. Die Stühle, worauf die Gro-

ßen des Reichs saßen, waren von schwarzem Holz und mit Elfenbein und Gold ausgelegt. Dahinter standen die Knaben, welche sie zur Bedienung hatten, alle sehr stattlich geziert. Hinter manchen Stühlen standen auch Mädchen mit silbernen Becken.

Die Mannichfaltigkeit des Glanzes war so groß, daß wir gar nicht wußten, wohin wir zuerst und zuletzt sehen sollten. An einer Stelle sahen wir 17 Mauren, reich in weißen Atlaß gekleidet und von Dienern in dunkelblauem Zeuge umgeben. Sie warfen boshafte und höhnische Blicke auf uns, als wir vor ihnen vorüber zogen. Je näher wir dem Könige kamen, desto betäubender ward das Tonspiel. Dicht vor dem Könige saßen seine Hauptbeamten, als der Kammerherr, der Hauptmann der Boten, der Hauptmann über Kauf und Verkauf, der Aufseher über den königlichen Begräbnißplatz, der Oberste der Spielleute, der Scharfrichter, 4 Dolmetscher, und der Schatzmeister; jeder umgeben von den Zeichen seiner Würde. So standen hinter dem Mundkoch viele kleine Geräthe mit Leopardenfellen zugedeckt, und vor ihm eine Masse Silbergeschirr. Der Scharfrichter trug ein goldenes Beil auf der Brust und zeichnete sich durch seine Größe und Stärke aus. Vor ihm stand der arme Sünderstuhl mit Blutflecken überdeckt. Die Dolmetscher trugen goldne Bambusstäbe und vor

dem Schatzmeister standen Büchsen, Wagschalen und Gewichte aus gediegenem Golde.

Wir nahten uns einzeln dem König und mußten seine Hand anfassen. Er trug um seine Stirn ein rothes Korallenband, und um seinen Leib ein dunkelgrünes seidenes Gewand. Einfach aber doch stattlich geschmückt, saß er, wohlwollenden Blicks, auf einem mit Gold verzierten Stuhl, und betrachtete uns mit großem Erstaunen, da wir wohl die ersten Weißen waren, die er sah, verlor aber dabei nicht seine königliche Haltung. Nachdem wir ihm die Hand gereicht hatten, wurden wir unter einen Baum geführt, um den Gegengruß von dem Hofstat des Königs zu empfangen. Alle Beamten und Hauptleute zogen mit ihren Umgebungen vor uns vorüber. Manche Oberbefehlshaber wurden von ihren Sklaven in Sänften getragen, während ihre Hauptleute ihre Kriegsthaten verkündigten. Alte schwache Hauptleute saßen auf den Schultern von starken Sklaven. Auch die unmündigen Großwürdenträger des Reichs, worunter Kinder von 5 bis 6 Jahren sich befanden, wurden, mit Schmuck belastet, unter einem Thronhimmel vorüber getragen. Die Priester tanzten im Vorübergehen. Zuletzt zog auch der König vorüber, begleitet von Fackeln, da es schon Nacht geworden war. Er hielt bei uns an, um uns zum 2ten Mal nach unserm Namen

zu fragen und uns eine gute Nacht zu wünschen. Die weiblichen Glieder seines Hauses folgten ihm. Wir schätzten die Zahl der Krieger, die wir bei unserm Einzuge in Coomasie gesehen hatten, auf 30,000 Mann.

Nachdem der ganze Pompempfang vorüber war, führte man uns in eine Reihe geräumiger, aber verfallener Gebäude, die dem Sohne eines frühern Königs gehört hatten, und wies sie uns zur Wohnung an.

Am nächsten Morgen ließ uns der König auffordern, auf öffentlichem Markt, ihm den Zweck unsrer Sendung aus einander zu setzen. Er empfing uns dort sehr gnädig. Herr James erklärte ihm, daß wir Freundschaft und Handel suchten, und deßhalb den Aufenthalt eines englischen Residenten in Coomasie, so wie die Anlegung eines Handelsfußpfades wünschten. Wir übergaben ihm zugleich die mitgebrachten Geschenke. Nach Wegräumung einiger Mißverständnisse nahm der König diese in Augenschein, sagte dabei, daß die Engländer ein großes Volk wären und bedankte sich auf das Herablassendste. Auch erfuhren wir, der König wäre zuerst der Meinung gewesen, wir seien zur Auskundschaftung des Landes gekommen, aber die deßhalb angestellten Opfer hätten deutlich gezeigt, daß wir in aufrichtiger Gesinnung kämen. Auch erhielten wir mehrere

Beweise von der besondern Gnade des Königs, die jedoch plötzlich dadurch in Ungnade verwandelt ward, daß wir ihm 2 Schreiben überreichten, worin der Oberbefehlshaber von Cape Coast diese englische Niederlassung als unter den Fantees stehend, und zugleich eine geringe Abgabe erwähnte, welche er statt an die Fantees jetzt an den König von Aschantee geben wolle. Heftig erklärte der König: „Die englischen Niederlassungen liegen in meinem Lande. Ich kann mehr für die Engländer thun als die Fantees, mit denen sie sich verbunden haben, um mich zu betrügen.“ Bei dieser plötzlichen Aenderung der königlichen Gesinnung benahm sich Herr James feig, verlor die Gegenwart des Geistes und machte dadurch die Sache noch ärger. Die Mauren benutzten diese Gelegenheit und flüsterten dem König allerlei gegen uns ein, der darauf heftig Folgendes erklärte: „Die Engländer betrügen mich; sie bieten mir einen schimpflichen Zins an; sie wollen Krieg. — Morgen will ich meine Hauptleute senden, damit sie mir die Köpfe aller Fantees holen, die in den englischen Festen leben. Die Dänen und Holländer betrügen mich nicht.“ Zugleich nahm er den Bart in seinen Mund, biß darauf und rief, von seinem Sitze aufspringend, aus: „Wenn ein schwarzer Mann mir solche Nachricht überbracht hätte, so würde ich ihm den Kopf abschlagen las-

sen.“ Ich trat jetzt vor den König, erklärte den Herrn James für krank und betheuerte, ich würde nicht eher abreisen, bevor ich nicht den König von der Redlichkeit unsrer Absichten überzeugt hätte. Der König änderte darauf seine Miene, reichte mir freundlich die Hand und sagte, meine Rede gefiele ihm. Diesem fügte er bei, er wünsche ein Freund der Engländer zu seyn und mehr für ihre Niederlassungen als die Fantees zu thun, aber auch dafür keine Abgabe zu erhalten, welche durch ihre Geringfügigkeit ihn entehre und beschäme. Noch an demselben Abende bezeigte uns der König sein Wohlwollen und bewilligte uns Boten nach Cape Coast, damit wir nähere Befehle von dort einholten. Jedoch verzögerte sich etwas ihre Absendung.

Den 23. Mai führte man uns eine Strecke außerhalb der Stadt zu einer Versammlung der maurischen Oberhäupter, wo wir schwören mußten, daß unsre Worte wahr wären. Wir sollten anfänglich auf den Koran schwören, man gestattete uns aber, dieß auf unsre Gebetbücher zu thun; worauf wir folgende Geschenke vom Könige empfingen:

1) Herr James einen Stier, zwei Schweine und acht Unzen Gold, jede zu 24 Thlr. Preußisch;

2) Ich und die beiden Herrn Hutcheson und Tedlie, jeder ein Schaf und 2¼ Unze Gold;

3) Jeder der zahlreichen Fantee Boten 10 Ackies *) Gold;

4) Jeder Soldat eben so viel;

5) Der Koch eine große Menge Töpfe und Schüsseln, 100 große Scheite Holz, 100 Yamswurzeln, 100 Bündel von der Pisangfeige, 4 Bündel Zuckerrohr, 4 Krüge (24 Maß) Palmenöl und eben so viel Palmenwein.

Der königliche Palast ist ein großes Gebäude, worin sich viele rechteckige Höfe befinden, die an den Seiten Bogengänge haben, über welchen lange Zimmerreihen sind, so wie große, offene Hallen. Alle Zimmer fanden wir niedlich eingerichtet und in vielen die Sessel und Betten mit Gold ausgelegt. In mehrern Zimmern sahen wir die Friese mit ägyptischen Bildern geschmückt.

Eines Tages erhielten wir in einem der königlichen Höfe Gehör. Der König saß daselbst, umgeben von allen Zeichen seiner Würde, so wie von seinen Räthen, Hauptleuten und Kronbeamten.

In dieser Versammlung wurde die Sache der Fantees von Neuem behandelt. Die Versammlung nahm bald eine kriegerische Miene an; die Oberanführer erhoben sich von ihren Sitzen und entrissen ihren Begleitern die Schwerter. Man stieß in die

---

*) 1 Ackie ist gleich 1 Thlr. 15 Sgr. preuß.; 16 Ackies machen eine Unze.

Kriegshörner und alle Hauptleute drängten sich auf den König zu, mit der Bitte, ihnen zu erlauben, daß sie noch diese Nacht gegen die Fantees, welche sich unter englischem Schutz befänden, ausziehen möchten. — Alle Umgebungen des Königs fingen sogleich an, uns verächtlich zu behandeln, weßhalb ich mich von Neuem an den König wandte und ihm bezeugte, daß der Oberbefehlshaber von Cape Coast nichts als gute Gesinnungen gegen ihn hege, worauf er mir entgegnete, er würde mich späterhin anhören; indeß die Versammlung unter Drohungen und Beschimpfungen gegen uns aus einander ging. Als wir darauf wieder zum König geführt wurden, so erklärte er, daß seine Ehre durch die geringe Summe beschimpft sei, welche die Engländer nach ihrer Angabe an die Fantees monatlich als Bodenzins gezahlt hätten, und jetzt noch dazu in deren Namen an ihn zahlen wollten. Ich setzte nun dem König noch ein Mal aus einander, daß ein Irrthum in der Sache sei, und daß der Oberbefehlshaber von Cape Coast eine freundschaftliche Gesinnung gegen ihn hege. Der König war auch bald wieder sehr für uns eingenommen und trank mit uns auf einen dauernden Frieden zwischen den Ashantees und den Engländern. Allein unsre Lage blieb dabei immer höchst bedenklich, weil der König unglücklicher Weise von den Großen des Landes ganz

abhängig ist, welche seinen Bruder vom Thron stürzten und ihn darauf setzten.

Den 27sten besuchte uns der König in unserer Wohnung, wo wir ihm einige Kupfertafeln erklärten, und ließ in seinem Namen einen Brief an den Oberbefehlshaber von Cape Coast aufsetzen, den er selbst unterzeichnete. Die vorher erwähnten Boten, welche nach Cape Coast abgesandt wurden, nahmen auch diesen Brief mit und erhielten den Befehl in 30 Tagen wieder zurück zu seyn. Wir baten uns mit denselben, außer den Verhaltungsbefehlen, noch allerlei Kleinigkeiten aus, die wir als Geschenke vertheilen wollten.

Als die Boten zu Ende des Maies abgingen, lag Herr James am Fieber darnieder und Herr Hutcheson befand sich auch nicht wohl. Mich ersuchte der König einige Mal, vor ihm zu reiten, damit er sehe, wie die Engländer die Pferde behandelten. Den 4. Junius erhielten wir zuerst die Erlaubniß, uns in der Stadt überall umsehen zu dürfen und stießen dabei auf zwei Männer, die wegen Feigheit enthauptet wurden. — Der König versah uns reichlich mit Schafen und Früchten. Den 12. Junius erhielten wir ein großes Hio-Schaf, dessen Länge vom Kopfe bis zur Schwanzwurzel 4½ Fuß und dessen Höhe 3 Fuß betrug. Es hatte einen 2 Fuß langen Schwanz und war mit groben

zottigen Haaren bedeckt. Den 13ten ließ uns der König am Abend zu sich kommen, versicherte, daß er gut von den Engländern dächte, und daß, wenn es nicht zu weit wäre, er täglich nach Cape Coast einen Boten schicken würde, um dem Oberbefehlshaber einen guten Morgen zu wünschen; daß aber die Mauren und seine Großen Böses von uns dächten, weßhalb er auch uns habe in der Dunkelheit rufen lassen.

Da Herr Tedlie einige Schritte weit aus der Stadt den 18. Junius gegangen war, ward er von einem Hauptmann, der 100 Mann bei sich hatte, in seine Wohnung zurück geführt, von welcher Zeit an wir wenig ausgingen. Den 21sten feierte ein Oheim des Königs ein Todtenfest für seine im Kriege gebliebenen Verwandten, wobei 4 Menschen geopfert wurden. Den 28sten opferte einer der 4 größten Würdenträger des Reichs, wegen des Todes seiner Mutter Schwester 2 Sklaven. Den 2. Julius ward ein Mann enthauptet, weil er Gold, welches ihm auf öffentlichem Markte entfallen war, wieder aufgenommen hatte, indem, was dort hinfällt, liegen bleiben muß. Den 3ten erschoß sich einer von des Königs Söhnen, 10 Jahr alt, und bei seinem Begräbnisse wurden 2 Männer und 1 Mädchen geopfert.

Den 5. Julius kamen nach einer Abwesenheit

von 38 Tagen unsre Boten von Cape Coast zurück, und brachten die nöthigen Briefschaften, Geldmittel und Geschenke. Herr James ward damit zurück gerufen und ich nahm jetzt seine Stelle ein. Durch die Briefe des Oberbefehlshabers wurden alle Bedenklichkeiten beseitigt und der König nebst seinen Großen zufrieden gestellt. Ich bemühete mich auch um die Freundschaft der angesehensten Mauren, welche durch die Zaubersprüche, die sie an das Volk verkaufen, großen Einfluß haben. Bei dem vornehmsten Mauren Baba lernte ich einen andern kennen, der so eben von Timbuktu gekommen war und sich darüber wenig wunderte, einen Weißen zu sehen, weil er vor einigen Jahren bei Haussa mehrere gesehen hatte, die dort auf einem Schiff angekommen, aber unterhalb der Stadt ertrunken waren. So ward denn auch hier Mungo Park's Tod bestätigt. — Ich besuchte Baba häufig, weil ich bei ihm Mauren aus allen Gegenden Afrika's fand. Er galt für einen großen Gelehrten, meinte aber doch, man könne Portugal in 30 Tagen zu Lande erreichen und hätte von da aus einen bequemen Landweg nach England.

Wir durften jetzt auch außerhalb der Stadt uns umsehen, und wurden immer vertrauter mit den Asbantees. Die Frauen konnten sich nicht genug darüber wundern, daß bei uns ein Mann nur e i n e Frau hätte

und daß keine ohne eigne Zustimmung die Frau eines Mannes würde. Die Männer unterdrückten ihr Mißfallen über unsre Erzählung durch ein Gelächter, fingen an vom Krieg zu sprechen und schickten die Frauen weg.

Der König ließ Herrn Tedlie zu sich kommen, damit er ihm den Gebrauch seiner chirurgischen Werkzeuge erkläre. Als derselbe auf die Frage, ob er sie selbst gebraucht habe, ein Stück Knochen vorzeigte, das er Jemanden aus dem Kopf genommen habe, so gerieth der König in großes Erstaunen. Er sah alle Arzenei durch und wollte von jeder etwas haben. Endlich sah er auch die Kupfer von mitgenommenen Pflanzenwerken an und betrachtete mit großem Wohlgefallen den Flachs, weil man daraus Kleider mache, die Eiche, weil man daraus Schiffe baue und den Mohn, weil er bei Menschen Schlaf bewirke. Zuletzt gab er Herrn Tedlie 9 Ackies Gold, in ein seidenes Tuch gewickelt, versicherte dabei, er liebe alle Engländer, weil sie geschickt wären, und trank unsre Gesundheit, was Herr Tedlie erwiederte, den Wunsch hinzufügend, daß der König nie etwas von seiner Arzenei nöthig haben möge.

Im Verlauf unsrer Unterhandlungen hatte ich bisweilen nöthig, mich allerlei Anmuthungen entgegen zu setzen. So forderte man von mir, als Quamina, welcher uns von Cape Coast hierher ge-

führt hatte, gestorben war, ich solle zu seinem Leichenbegräbniß Gold beitragen, denn er sei darum von dem Götzen getödtet, weil er weiße Männer ins Land geführt. Ich widersetzte mich aber diesen Ansinnungen aufs Entschiedenste und zwar deßhalb, weil Quamina die Unterthanen des Königs betrogen hätte, indem er auf der Reise die Nahrungsmittel von ihnen unentgeldlich erpreßt, und das von uns dafür erhaltene Gold behalten habe; so wie auch darum, weil mein christlicher Glaube es mir untersage, solche Feierlichkeiten zu unterstützen, wobei Menschen geopfert würden.

Den 22. August ward in einer großen Rathsversammlung der Vertrag behandelt, den ich entworfen hatte. Die Versammlung fand in einem großen Hofe des Palastes Statt. Ich las jeden Hauptpunkt des Vertrags einzeln vor, der Dolmetscher übersetzte ihn dann, und die Versammlung zog ihn in Ueberlegung. Eine Forderung der Ashantees war die Wiederherstellung des Sklavenhandels und ich hatte viele Mühe; diese zurück zu weisen. Eine ungebührliche Forderung kam nach der andern, und da es mir schien, als wolle man mich nur hinhalten, verließ ich die Versammlung, und bat den König um Gehör unter vier Augen, hinzufügend, daß ich sonst sogleich abreisen würde. Da mir das Gehör nicht gewährt wurde, forderte

ich meine Leute auf, alles, was sie etwa noch schuldig wären, zu bezahlen, weil ich meine Rückreise antreten wolle. Ich schickte mehrere Male zum König, und ließ ihm sagen, indem er Geschäfte vorschützte, meine Sache sei jetzt die wichtigste, und da mir früher ein Gehör versprochen, müsse er auch Wort halten. Unterdeß mußten meine Leute Alles zum Aufbruch einrichten. Da kam der Oheim des Königs und sagte mir, der König erwarte mich am Eingange des Palastes. Ich folgte ihm sogleich dahin, und fand den König mit seinen Hauptleuten beim Fackelschein versammelt. Der König erklärte nun, er sei zu sehr beschäftigt gewesen, er wäre in den Hauptpunkten einverstanden, ich möchte ihn morgen auf seinem Landgute besuchen, und es solle dann der Vertrag abgeschlossen werden, was auch einige Tage späterhin geschah.

Unser Weg zu dem Landgute des Königs führte uns durch ein fruchtbares Land, worin viele Landgüter lagen. Der Weg dahin war breit und gerade, und wir genossen von mehrern Anhöhen schöne Aussichten. Der König empfing uns auf einem freien Platz, und führte uns in ein für uns eingerichtetes Haus, worin ein Prachtmahl zum Frühstück aufgetragen war. Nachmittags um 2 Uhr geleitete man uns in den Garten des Königs, und zwar zu einem großen Platz, in dessen Mitte unter

großen scharlachtuchenen Schirmen, auf Silbergeschirr das Mittagsmahl angerichtet war. Vor dem Essen erhielten wir noch besondere Ehrengeschenke an Gold nebst einem Schaf und einem großen Schwein. Nie sahen wir eine schöner angeordnete Tafel in Ashantee und nie aßen wir besser. Suppen wechselten mit Gemüse, allerlei Braten mit Gedämpftem und Mehlspeisen, die herrlichsten Früchte mit dem schönsten Backwerk, so wie die besten Weine mit den feinsten gebrannten Wassern. Als wir dem König unser Wohlgefallen über den reich angeordneten Tisch bezeigten, schickte er seinen Köchen 10 Ackies zum Geschenk. Sehr gefiel ihm die Gesundheit, die wir auf die Einigkeit der Könige von Ashantee und von England ausbrachten. Nach Tisch erkundigte er sich viel nach England, sorgte dafür, daß unsre Diener die übrig gebliebenen Speisen bekämen, gab ihnen zuletzt das Tischtuch und alle Tellertücher und schickte für uns zum Abendessen, ein kaltes gebratenes Ferkel nebst kaltem Geflügel nach Coomasie. Wir empfahlen uns um 5 Uhr, und wurden vom Könige bis ans Ende des Landgutes begleitet, wo er uns die Hand reichte und eine gute Nacht wünschte. — Unangenehm war es für uns, daß sich jetzt die Nachricht verbreitete, ein Ashantee sei in Cape Coast zu Tode geprügelt worden. Es klärte sich aber durch ein Schreiben des Oberbefehls-

habers diese Nachricht dahin auf, daß ein Aschantee die Schildwache geschlagen, darauf eingesteckt sei und sich im Gefängniß selber getödtet habe.

Die Frechheit des gemeinen Volks der Aschantees ist wirklich groß. Man warf öfter nach uns mit Steinen, und der König gab mir die Vollmacht, ohne Weiteres solche Beleidiger züchtigen zu lassen, was ich denn auch that, und wodurch ich mir Ruhe verschaffte. In Absicht des Vorfalles in Cape Coast erklärte der König, es sei ihm lieb, daß der Mann nicht wäre todt geprügelt worden; indeß würde er wenig darauf achten, wenn auch Tausende aus dem gemeinen Haufen würden todt geprügelt, denn diese Leute seien ihm oft selber lästig. — Von unsrer Friedlichkeit hatten manche Hauptleute auch sonderbare Vorstellungen. Einer erzählte z. B., er habe gehört, daß die Engländer ihre Häuser aus Holz baueten und mit Rädern versähen, damit sie, wenn sie sich mit einem Nachbar zankten, was häufig der Fall wäre, ihr Haus sogleich in eine andere Gegend bringen könnten.

Der Hauptvertrag zwischen Aschantee und Cape Coast ward den 7. September abgeschlossen und von dem König von Aschantee, dem ihm untergeordneten König von Dwabin und von mir feierlichst in einer großen Versammlung beschworen, worin unter andern auch 300 Frauen des Königs saßen, alle in Gold und Seide gekleidet. Als der König seinen

Eid leistete, hielten die Frauen alle zwei Finger in die Höhe, während einer seiner Räthe, mit einem großen Steine auf dem Kopfe, neben ihm knieete. Der König schwur sehr laut, damit seine Worte einen desto tiefern Eindruck auf mich machten. Er schwur den Vertrag pünktlich zu halten, und im Fall wir ihn nicht hielten, die Ashantees zu rächen. Die Hauptpunkte des Vertrages waren: Friede und Freundschaft unter den Vertragschließenden, Beförderung des Friedens unter den andern Negervölkern, Einrichtung regelmäßiger Handelsstraßen, Haltung eines britischen Gesandten in Coomasie und Sendung von Prinzen nach England, um dort erzogen zu werden.

Im September feierten die Muhamedaner ihre Fasten. Männer und Frauen saßen während der Zeit in ihren schönsten Kleidern auf Thierfellen häufig vor ihren Häusern, nickten sich freundlich zu und besuchten sich des Abends. Von andern äußern Feierlichkeiten bemerkte ich nichts.

Nach Abschließung des Vertrages hielt mich nichts mehr in Coomasie zurück. Ich händigte Herrn Hutcheson die nöthigen Vorschriften für seine Geschäftsverwaltung als Residenten ein, und bat den König um eine baldige feierliche Abschiedsversammlung. Indeß ward meine Abreise von einem Tage zum andern verschoben, wogegen ich erklärte, ich

sei durch Befehle gebunden abzureisen, müsse so schon befürchten, den Unwillen des Oberbefehlshabers auf mich zu ziehen, weil ich schon zu lange geblieben sei, und würde ohne Weiteres abreisen, wenn ich nicht den nächsten Mittwoch feierlichst entlassen wäre. Der Tag kam heran, und da ich keine feierliche Entlassung erhalten hatte, so reiste ich auf eigne Hand ab. Kaum war ich 50 Schritte weit mit meinen Leuten gekommen, als man die Kriegstrommeln um uns schlug und uns mit Schwertern und Flinten angriff. Der Anführer bemächtigte sich sogleich unsrer Flagge und des Gepäcks, wir aber nahmen Beides wieder und behaupteten uns ¼ Stunde lang, mit den Flintenkolben uns vertheidigend, indem die Ashantees nicht zu schießen wagten. Einem von uns rissen sie die Kopfbedeckung ab, Andern den Degen weg und Herr Tedlie bekam einen bedeutenden Schlag am Kopfe. Wir zogen uns langsam wieder ins Haus zurück, und wurden mit einer solchen Wuth verfolgt, daß die Meinung in mir entstand, es sei auf unsern Tod abgesehen. Wir stellten uns im Thorwege auf und ich schickte durch eine Hinterthür zwei Boten zum Könige und ließ ihm sagen, wenn er uns nicht sogleich befreie, so würden wir unsre Schwerter ziehen und unsre Gewehre laden. Der Anführer hieb selbst mit seinem Säbel wüthend nach mir, als eben zwei Bo-

ten vom König, nämlich der oberste Dolmetscher, und der oberste Kammerherr ankamen und uns mit ihrem Gefolge befreieten. Beide wollten den König entschuldigen und Alles auf den Anführer wälzen, wogegen ich erklärte, der König selbst sei die Veranlassung von Allem, weil er mich aufgehalten und er müsse nun die Folgen davon auf sich nehmen. Der König schickte mir Geschenke; ich aber schlug sie aus und forderte von Neuem eine Unterredung mit ihm. Diese ward mir jetzt auch zugestanden. Ich ging aber in bürgerlichen Kleidern zu ihm, und sagte ihm, als ein Gefangner dürfe ich keine Kriegskleider tragen. Er entgegnete darauf: ich hätte Unrecht, also zu reden, er sei mein guter Freund, hätte es nie geglaubt, daß ich ohne seine Einwilligung aufbrechen und daß Einer aus seinem Volk mit uns kämpfen würde; es müßte ihm das Herz brechen, wenn der König von England erführe, er habe seine Kriegshauptleute übel behandelt; und wenn ich ihn liebe, müsse ich den Streit in Güte beilegen, wogegen er bereit sei, mir die Köpfe aller derer Preis zu geben, welche uns angegriffen hätten. Das Letztere lehnte ich ab und auf die dringende Bitte des Königs, die Abreise bis Montag zu verschieben, weil die jetzige Woche eine böse sei, willigte ich ein. Wir wurden von dieser Zeit an mit außerordentlicher Aufmerksamkeit behandelt. — Am

Tage unsrer Abreise fand eine feierliche Versammlung Statt, worin Herr Hutcheson seine Hand in des Königs Hand legen mußte und dann mir von Seiten des Königs folgende Gegenstände überliefert wurden:

1) An den Oberbefehlshaber von Cape Coast 4 Knaben zur Erziehung;

2) An das britische Museum (eine Sammlung von Merkwürdigkeiten), wovon ich dem König erzählt hatte, sechs Proben von Goldschmidsarbeiten;

3) An den Oberbefehlshaber ein Knabe und ein Mädchen, um in dessen Dienste auferzogen zu werden;

4) An mich auch ein Knabe und ein Mädchen in gleicher Absicht, nebst zwei Unzen und sechs Ackies Gold;

5) An Herrn Tedlie ein Knabe und eine Unze, 4 Ackies Gold;

6) An jeden unsrer Dolmetscher ein Kleid nebst 10 Ackies Gold;

7) An jeden Soldaten und an jeden Bedienten 10 Ackies Gold.

Außerdem erhielt ich von mehrern Großen noch andre Geschenke. Die 4 königlichen Kinder wurden noch zurück behalten, da darunter der Lieblingssohn des Königs, ein Kind von ungefähr 5 Jahren, ganz erschrocken war, als er uns übergeben werden sollte.

Einem Hauptmanne übertrug der König die Sorge für uns auf dem Wege. Herr Hutcheson blieb in einem sehr guten Hause zurück, das ihm der König eingeräumt hatte und wir reisten des Abends unter Musketensalven ab. Der ganze Hofstaat war auf einem der Höfe des Palastes dabei versammelt; die Spielleute stimmten ihre Lieder an, und wir zogen unter Fackeln durch den Sumpf, welcher die Stadt umgibt, in den Wald hinein. In allen Dörfern nahm man uns freundlich auf, und bewirthete uns nach Kräften. Die Wege aber waren der Regenzeit wegen sehr schlecht, und die Ashantees, welche wohl wußten, wie angeschwollen die kleinen Flüsse waren, wollten eines Tags nicht weiter, als ich darauf bestand, wir müßten noch bis Kakoofoo. Ich befürchtete, sie wollten aus Aberglauben nicht weiter und sagte ihnen deßhalb, sie möchten zurück kehren, wogegen sie mir erklärten, das dürften sie nicht, weil sie sonst mit dem Tode in Coomasie bestraft würden. Ich ging jetzt mit Herrn Tedlie, einem unsrer Soldaten und einem Ashantee den übrigen voran. Wir wateten fast immer durch Sumpf, verloren am Abend den Weg und als wir so in der Dunkelheit umher irrten, erhob sich ein heftiger Sturmwind, der uns bald von einander trennte. Glücklicher Weise war der Ashantee bei mir geblieben, und da dieser merkte, daß ich nicht

mehr fort konnte, so band er seinen Mantel sich fest um den Leib, und gab mir davon das eine Ende in die Hände, damit er mich desto besser, hinter sich her, durch die Sümpfe und Bäche schleppte. Es war stockfinster, um uns heulten die wilden Thiere, durch die Wälder krachte der Donner und die Bäume stürzten neben uns nieder. Meine Kräfte schwanden fast ganz; ich ließ den Mantel des Ashantee fahren und stürzte in dem Sumpf ganz müde nieder. Der Ashantee setzte mich auf einen Baumstamm und nachdem ich mich etwas ausgeruhet hatte, gingen wir wieder weiter. Das Wasser des einen Flusses, den wir durchschnitten, ging uns bis ans Kinn. Zuletzt mußte mich der Ashantee tragen und erst um 2 Uhr in der Nacht kamen wir nach Kakoofoo, wo man mich sogleich in ein trockenes Zimmer brachte, mir Wasser zum Waschen reichte und mir ein gutes Lager zubereitete. Herr Tedlie kam erst den folgenden Nachmittag an. Er war von allen Uebrigen verlassen gewesen und hatte sich entschlossen, in einem Baume zuzubringen, wo ihn noch glücklicher Weise ein Ashantee mit einer Fackel fand, und ihn zu den Trümmern eines Hauses führte, worin schon 5 der Reisegesellschaft Schutz gefunden hatten. Mehrere unsrer Begleiter kamen erst gegen Abend an.

Jenseit des Boosempra Flusses hörte der Re-

gen auf; wir hatten aber noch viel auszustehen, weil wir keine guten Nachtlager fanden, bis wir nach Paintree kamen, wo man uns freudig erwartete, mit Fackeln und Spielleuten empfing und mit einem herrlichen Abendbrote bewirthete. Mehrere angesehene Fantees hatten sich hier versammelt und einer von ihnen hielt eine lange Rede an mich, worin er mir für das Heil dankte, das ich seinem Volke, durch Abschließung des Vertrages, gebracht habe und meine Unglücksfälle bedauerte. Von hier aus hatten wir noch 4 deutsche Meilen auf geradem Wege nach Cape Coast und freueten uns nicht wenig, als wir zum ersten Male die See jetzt wieder sahen.

Zweite Erzählung.

Von dem Lande, dem Volke und seinen Sitten.

Die Meinung der Eingebornen, wir kämen das Land auszukundschaften, welche durch die Mauren sorgfältig genährt wurde, nöthigte uns anfänglich, alle unsre Wißbegierde zu unterdrücken. Erst später, als man mehr Zutrauen zu uns gewonnen hatte,

konnten wir uns auf Erkundigungen legen, wovon wir jedoch nur das erst für wahr annahmen, worin Mauren und Neger mit einander übereinstimmten. Wir fanden hierbei, daß die Kinder der Neger außerordentlich genau beobachteten, und konnten uns auf ihre Zeugnisse in der Regel besser verlassen, als auf die der Erwachsenen. Immer mußten aber die eingezogenen Nachrichten nur Bruchstücke bleiben, in welcher Form sie hier mitgetheilt werden.

Im Königreiche Dwabin gibt es Bäume von einem unglaublichen Umfang, deren Stämme 15 Fuß im Durchmesser, also 45 Fuß im Umkreise haben. Sie gleichen einem runden Thurm und scheinen von den eigentlichen Adansonien *) verschieden zu seyn. Auch ein Tulpenbaum wächst hier, so wie gutes spanisches Rohr.

In dem Königreiche der Indas, worin die Hauptstadt Maronka ist, sollen die Einwohner keine Thüren in ihren Häusern haben, sondern vermittels einer Leiter ins Dach hinein steigen und die Leiter dann nach sich ziehen, um auf diese Weise den Nachfolgungen der Sklavenjäger zu entgehen.

Das Königreich Kong nördlich von Ashantee, ist gebirgig, volkreich und hat viele zahme Pferde und wilde Elephanten.

---

*) Siehe Theil 9 dieser Reisen; S. 148!

Die Ashantees halten es für schädlich für das Leben des Königs, von dem Tode eines frühern Königs zu sprechen oder von seinem Nachfolger; woraus sich die Dunkelheit ihrer Geschichte erklärt. Einer Sage nach, sollen sie von der Seeküste aus in ihre jetzigen Wohnsitze gewandert und ihren Anführer Sai Tootoo zum ersten König gemacht haben, dessen Schwestersohn Dwabin gründete. Die Nachkommen von Sai Tooto sind noch jetzt im Reiche von jeder Todesstrafe frei. Die Großen des Reichs verwalten als Statthalter die unterjochten, benachbarten Staaten, die sich mit jedem Jahre vermehren, weil in dem Staate der Ashantees ein starker, kriegerischer Geist herrscht. So ward z. B. vor einigen Jahren das Königreich Banda besiegt. Der König von Banda ließ nach seiner Niederlage eine Frau opfern und in ihren aufgeschnittenen Leib, nachdem er sich selbst getödtet hatte, seinen Kopf einnähen, damit sein Schädel nicht zum Siegeszeichen diente. Als wir in Coomasie uns aufhielten, war ein Krieg gegen den König von Gaman im Werke, weil dessen kriegerische Schwester sich der Unterwerfung ihres Bruders unter die Gewalt der Ashantees widersetzt hatte.

Der jetzige König von Ashantee, welcher auch, wie der angeführte Gründer des Reichs, Sai Tootoo heißt, hat ein liebenswürdiges Wesen, ist

zärtlich gegen die Seinigen, großmüthig gegen Viele, wohlgesinnt fast gegen Alle. Er lernt gern etwas Neues, besitzt aber allerlei Vorurtheile, wird bisweilen heftig und verräth in manchen Handlungen Eigensinn. Gegen uns bewies er einige Mal eine auffallende Ehrlichkeit, indem er ein Mal zu uns sagte, er könne unsern Besuch nicht annehmen, obgleich er uns hätte rufen lassen, weil er gerade ungewöhnlich erzürnt sei, und ein zweites Mal; weil ihn eine angenehme Nachricht verleitet hätte, über Gebühr zu trinken. Bei der Handhabung der Gerechtigkeit bestraft der König die Lüge am schärfsten.

Zum Beweise der Wahrheitsliebe des Königs wird die Geschichte des Dolmetschers Agay erzählt. Dieser stand als ein junger Bursche in dem Dienste eines angesehenen Ortsvorstehers, der bei dem König ungerechter Weise verklagt war, und von den bestochenen Richtern, trotz seiner Unschuld, verdammt werden sollte. Agay begleitete ihn und als sein Herr vor Bestürzung nicht reden konnte, nahm er beherzt das Wort und sprach: „König, du hast Leute, die dich waschen, die dich speisen und tränken, und die dich bedienen; aber du hast keine Leute, die dir die Wahrheit sagen und dich warnen, wenn deine Sache Gott nicht gefällt!“ Die Versammlung rief darauf einstimmig, man müsse dem jungen Menschen den Kopf vor die Füße legen; aber der

König ließ ihn ausreden, worauf Agay die Sache überzeugend so aus einander setzte, daß sein Herr frei gesprochen wurde. Der König behielt von der Zeit an Agay bei sich, brauchte ihn in mehreren Geschäften, machte ihn zum Dolmetscher und beschenkte ihn sehr reichlich. Als eines Tages der König Vorurtheile gegen einen reichen Hauptmann äußerte und die andern Dolmetscher, geneigt des Königs Willen über das Recht zu stellen, erklärten; wenn der König wünsche, so wollten sie ihn anklagen, sprang Agay auf und sagte: „Nein, König, das ist nicht recht; der Mann that dir nie etwas zu Leide. Du weißt, alles Gold deiner Unterthanen ist bei ihrem Tode dein; wenn du aber schon jetzt Alles nimmst, so werden die Fremden hingehen und sagen: Nur der König hat Gold; und das wird nicht gut seyn. Wenn sie aber sagen: Der König hat Gold, alle seine Hauptlente haben Gold, und alle seine Unterthanen haben Gold; dann wird dein Land hübsch aussehen, und die Waldvölker werden dich fürchten.“ — Für diese Erklärung gab ihm der König einen höhern Rang und vermehrte sein Eigenthum.

Die Großen des asbanteeischen Reichs sind in ihrem gewöhnlichen Umgange höflich und gastfrei; wo es aber darauf ankommt, ihre Würde öffentlich zu behaupten, hochmüthig und abstoßend. Sie glau-

ben, daß der Krieg ihnen allein Gelegenheit gibt sich auszuzeichnen, sind gerecht gegen die Tapferkeit der Feinde, aufrichtig bei Niederlagen, doch abergläubisch, geizig und herrschsüchtig. — Das andere Volk der Ashantees ist undankbar, unverschämt und zügellos.

Die Herrschaft von Ashantee besteht aus drei Ständen, nämlich, aus dem Könige, aus den 4 größten Reichswürdenträgern, die man mit Herzögen vergleichen kann und aus der Versammlung der Hauptleute. Bei der Staatsverwaltung handelt der König größten Theils nach eigenem Gutdünken; aber bei Abschließung von Bündnissen und überhaupt bei allen auswärtigen Angelegenheiten spielen die Großen des Reichs eine wichtige Rolle.

Wie sehr der König selbst die 4 Herzöge des Reichs hochachtet, beweist folgender Vorfall. Ein Sohn des Königs zankte sich mit dem Sohne eines Herzogs, und sagte zu diesem, er sei im Vergleich mit ihm nur der Sohn eines Sklaven. Als dieß dem Herzoge hinterbracht wurde, schickte er eine Anzahl Krieger hin, ließ den Sohn des Königs gefangen nehmen, und dessen Haus niederreißen, worauf der König denselben mit Gold wieder loskaufte.

So leicht kann es dem Könige nicht an Gold fehlen, denn er erbt das Gold jedes Unterthanen,

vom Höchsten bis zum Niedrigsten und schenkt davon dem Nachfolger des Verstorbenen das so genannte Götzengold, worunter man das Gold versteht, was, zu Bildern und Zierathen verarbeitet, als Schmuck um die Hände und um den Hals getragen wird. Hiervon unterscheidet man den Goldsand aus den Flüssen und das Klumpengold. Stirbt ein Glied des königlichen Hauses, so wird eine Menge Gold mit den Gebeinen in einem Götzenhause beigesetzt und darf nicht anders angegriffen werden, als wenn das Volk in große Noth geräth.

Die 4 großen Herzöge des Reichs haben einen eigenen öffentlichen Staatsschatz, feiern auch das jährliche Hauptfest in ihren Hauptstädten, nachdem sie es vorher mit in Coomasie gefeiert haben und besitzen die Erlaubniß, mit Gold besetzte Sandalen zu tragen.

Das Recht, seinen Sklaven zu tödten, hat Jedermann, tödtet aber Einer den Sklaven eines Andern, so muß er den Werth desselben bezahlen. Tödtet Einer seines Gleichen, so wird ihm aufgegeben, sich selbst das Leben zu nehmen. Der Tod eines Untergeordneten wird gewöhnlich gegen dessen Angehörige mit dem Werth von 7 Sklaven abgebüßt.

Die Vorstellungen, welche die Ashantees von höhern Gegenständen haben, sind sehr abergläubisch. Nach ihrer Erzählung schuf Gott zu Anfang, drei weiße und drei schwarze Männer mit eben so vielen

Weibern. Er legte einen Kürbis und ein Stück verschlossenes Papier neben einander, damit sie sich davon wählten, was sie haben wollten. Die Schwarzen griffen nach dem Kürbiß, und fanden beim Oeffnen allerlei Metalle darin, besonders Gold; die Weißen langten nach dem Papier und fanden darin alle Weisheit. — Ueber ihre Götzen haben die Ashantees, wie die andern Heiden, den einzig wahren Gott vergessen. Nach ihrer Meinung wohnen die Götzen an Flüssen, in Wäldern und auf Bergen, und steigen und fallen bei ihnen im Range, je nachdem sie meinen, ihre Bitten seien von ihnen erhört oder nicht. Sie haben eine Vorstellung von einem jenseitigen Leben, und meinen, daß die Könige und andern Großen dort bei der obern Gottheit wohnten, und in ewiger Ueppigkeit schwelgten. In diesem Gedanken tödten sie auch bei dem Tode vornehmer Leute viele Sklaven, damit diese ihnen in jenem Leben zu Diensten seien. Von den Geistern der geringern Leute meinen sie, daß solche in den Häusern niederer Götzen lebten, und dort in einer trägen Erstarrung zubrächten, womit sie für die Arbeiten auf dieser Erde belohnt würden.

Es gibt zwei Arten von Priestern bei den Ashantees. Die eine Art wohnt bei den Götzenhäusern, die gewöhnlich, klein und rund, in einiger Entfernung von den Oertern aufgebauet sind. Manche wohnen auch in tiefen Gruben, oft 50 zusammen

und stehen, nach der Meinung der Menge, mit den Götzen im fortwährenden Verkehr. Man befragt sie deßhalb über künftige Schicksale von Staaten und einzelnen Menschen. Die zweite Art der Priester lebt unter den übrigen Menschen, geht andern Lebensbeschäftigungen nach, und treibt allerlei Zaubereien und Beschwörungen. Die Würde des Oberpriesters ist in einem besondern Geschlechte erblich. Neben den Priestern gibt es auch Priesterinnen, welche besonders bei Krankheiten um Rath gefragt werden. Die Hälfte der den Götzen dargebrachten Gaben wird ins Wasser geworfen, die andere Hälfte aber gebührt den Priestern. Der König bringt gewöhnlich 10 Unzen Gold und 3 bis 4 Sklaven zum Opfer, ein armer Unterthan aber ein Paar Ackies. Jedes Haus hat besondere Hausgötzen, wovon einige hölzerne Bilder, andere ganz willkürliche Dinge sind, denen man bei der großen Jahresfeier Gaben und Dankopfer bringt. In Aßhantee ist kein besonderer Wochenfesttag, wie bei den Fantees der Donnerstag, an dem sie weder fischen noch ackern. Der König feierte aber immer den Dinstag. In einigen Häusern finden auch regelmäßige Fasten Statt. So wird in dem königlichen Hause nie Geflügel und Rindfleisch gegessen, weil das Feder- und Rindvieh zu den Hausgötzen des königlichen Hauses gehört. Mit Tagewählung haben die Aßhantees viel zu thun.

Wenn sie Wein trinken, gießen sie etwas davon auf die Erde, und wenn sie von ihren Stühlen aufstehen, legen ihre Diener sie sogleich um, damit sich, wie sie sagen, nicht der Teufel drauf setze, den sie sich weiß denken. Das größte Vertrauen setzen die Ashantees in die Zaubersprüche der Mauren, welche damit sich überall einschleichen.

Das wichtigste Fest bei den Ashantees ist die Yamsfeier, welche jährlich im September Statt findet, weil dann die im December gepflanzten Yams-Wurzeln*) zur Reife gekommen sind. Mit Ausnahme der Könige von Inda und Dagwumba müssen sich alle Große des Reichs zu diesem Feste in der Hauptstadt einfinden. Man feiert dieß Fest mit der größten Ausgelassenheit, indem viele Sachen, die sonst strafbar sind, während der Festzeit ungestraft dahin gehen. Es war für uns unterhaltend zu sehen, wie sich beim Anfange des Festes von allen Seiten glänzende Züge nach der Stadt heran drängten; doch ward unsere Fröhlichkeit dadurch gestört, daß die Vornehmsten bei ihrem Einzuge in jedem Stadtviertel einen Sklaven opferten. Das Gedränge und der Glanz an diesem Feste waren sehr groß. Lächerliches vermischte sich mit Schauerlichem und wie ich so die wüthende Menge

*) Siehe Theil 4 dieser Reisen, S. 31!

wogen sah, betrunken im Palmwein und wild die Flinten schwenkend, während die Trommeln alle Stimmen übertäubten und die vielen Fackeln die ganze Nacht hindurch ein wogendes Feuermeer bildeten, so fühlte ich mich recht glücklich, in einem christlichen Staate geboren zu seyn. Ganz besonders durchdrang mich dieß Gefühl aber, als zwei Henkerscharen, jede über 100 Mann stark, mit den Schädeln aller derer vorbei zogen, die seit der Begründung des Reichs, wegen Empörung hingerichtet waren, und dabei allerlei fratzenhafte Gesichter schnitten, und mit ihren Messern an die Schädel schlugen. Den nächsten Festmorgen ließ der König eine große Menge Rum, in verschiedenen Theilen der Stadt, in eherne Kessel gießen. Alles stürzte dazu, Freie und Sklaven, Weiber und Kinder schlugen sich um den Trank und schlürften ihn wie das Vieh. Bald sah man überall die Trunkenen sich wälzen. Gegen Abend, als Alles ziemlich wieder nüchtern war, wurde vom Palast aus, nach dem südlichen Stadtviertel ein großer Prachtzug gemacht. Den Tag darauf kamen die Staatsangelegenheiten an die Reihe und ein großer Theil der Reichswürdenträger reiste dann ab.

Etwa 100 Leute, meistens aufbewahrte Verbrecher, werden alljährlich bei der Yamsfeier, in verschiedenen Theilen der Stadt geopfert. Auch bei

der Grabstätte des königlichen Hauses werden Sklaven über einer großen ehernen Pfanne geopfert, indem ihr Blut sich mit verschiedenen Pflanzen- und Thierstoffen vermischen muß, woraus das kräftigste Zaubermittel bereitet wird. Bei der Herausgrabung der ersten Yamswurzel tödten alle großen Güterbesitzer einige Sklaven, so daß ihr Blut in das Loch fließt, woraus die neue Wurzel genommen ist. Die, welche nicht so vermögend sind, Sklaven zu tödten, nehmen den Schädel eines früher geopferten und legen ihn über das Loch.

Bei jeder Yamsfeier wird der königliche Goldschmuck geschmolzen und neu gearbeitet. Zehn Tage nach der Yamsfeier ißt das königliche Haus zum ersten Mal neue Yamswurzeln. Den Tag darauf reist der König mit seinen Hauptleuten zu einem Fluß, um eine festliche Reinigung vorzunehmen, wohin ihm die meisten Einwohner folgen. Die Hauptleute umschließen einen großen Platz bei dem Flusse, in welchem der König sich selbst, seine Stühle, sein Gold- und Silbergeschirr und verschiedene seiner Hausgeräthe wäscht. Dabei opfert man ein Schaf und eine Ziege, und taucht 10 Schafe ins Wasser, um sie Nachmittags im Palaste zu tödten und mit ihrem Blute die Stühle und Thürpfosten zu besprengen. Alle Thüren, Fenster und Bogengänge des Palastes, so wie die Stühle der Reichswür-

denträger nnd anderer hoffähiger Beamten und Unterthanen werden dann reichlich mit einer Mischung von Eiern und Palmenöl bestrichen, und nun beginnt ein feierlicher Zug im Palast, wobei die königlichen Priester voran schreiten, von Dienern begleitet, die Weihwasser tragen, womit sie reichlich alle Theilnehmer bespritzen, die wie der König weiß gekleidet sind. Drei weiße Lämmer werden vor dem König hergeführt und vor seinem Schlafzimmer geopfert.

Außer dem Yamsfest ist das Adaifest am merkwürdigsten. Es fällt in den Oktober und man fängt mit ihm das neue Jahr an. Das Fest beginnt gleich dem Yamsfest am Abende und wird angekündigt durch die große Staatstrommel, welche mit Schädeln und Menschengebeinen geschmückt vor dem Palast steht. Sobald sie gerührt wird, jauchzen alle Bewohner des Palastes auf, die Stadt folgt nach, und Alles schwärmt die ganze Nacht durch. Den folgenden Morgen geht der König in das dem Palast gegenüber liegende Götzenhaus, Himma genannt, opfert daselbst einige Schafe und gießt deren Blut über einen goldenen Stuhl, der als das Schutzzeichen des Staats angesehen wird. Die Masse Gold, welche der König an diesem Feste verschenkt, soll sehr groß seyn.

Stirbt Jemand vom Range, so wird dieß durch

eine Flintensalve kund gethan. Im Augenblick stürzen die Sklaven des Todtenhauses in den Wald, damit sie nicht zu Todesopfern gemacht werden. Der entseelte Leib, wird mit schönen goldenen und seidenen Kleidern angethan und mit reichen Zeugen umlegt, worauf man einen Sklaven oder zwei an der Hausthür opfert.

Den 2. August erlebten wir einen solchen Todesfall, indem die Mutter eines sehr angesehenen Mannes starb. Kaum hatte sie ausgehaucht, als ihr Sohn, der König, und noch ein vornehmer Mann, jeder ein junges Mädchen opferte, damit es ihr bis zum großen Opfer nicht ganz an Bedienung fehle. Von allen Verwandten liefen drauf große Geschenke an Gold, Pulver, Rum und Zeugen zur Leichenfeier ein. Als wir um 12 Uhr Mittags nach der Stäte hin gingen, wo die Leichenfeier Statt finden sollte, sahen wir schon die Geier über zwei kaum kalt gewordene, enthauptete Leichname von Geopferten herfallen. Einige Haufen Weiber, jeder 50 bis 100 an der Zahl, tanzten und besangen schreiend die Gestorbene. Andere trugen die reichen Stoffe und seidenen Zeuge der Verstorbenen in glänzenden ehernen Kesseln auf ihren Köpfen, in die Gestalten von Kreuzen, Kegeln und Kugeln zusammen gelegt. Das Gesicht, die Aerme und die Brust dieser Weiber waren theils mit rother Erde, theils mit dem Blute

der Opfer bestrichen. Das Gedränge war übermäßig groß und in das Heulen und Aechzen der Weiber mischten sich die Schalle von Hörnern, Trommeln und Flinten. Dann und wann ward im vollen Laufe ein Schlachtopfer vorbei gezogen, geführt von Leuten, die gräßlich gekleidet waren und dabei eine frohlockende Miene hatten. Die Oberhäupter zogen mit ihren Scharen und Spielleuten herbei, und zuletzt kam der König nebst dem Sohne der Verstorbenen. Die Schlachtopfer, mit großen Messern durch die Backen, sahen ihn gleichgültig an, während er mit einer wilden Freude, die an Raserei gränzte, auf sie blickte. Alle Oberhäupter trugen einen wunderlichen Götzenputz, und machten tanzende Bewegungen, die nach unserm Gefühl zur Leichenfeier wenig paßten. Mitten auf dem Marktplatz ward ein Kreis von den Hauptleuten gebildet und Leute in schwarzen, zottigen Mützen drängten 30 Schlachtopfer in den Kreis hinein, während die Weiberhaufen außerhalb des Kreises herumzogen und Todtenlieder sangen. Rum und Palmenwein wurde in Masse getrunken und die Spielleute bliesen und trommelten zum Rasendwerden; dann ward über eine Stunde mit Flinten geschossen, wobei die Schießenden den Ruhm ihres Anführers verkündigten, der dabei allerlei wunderliche Sprünge machte. Die Hauspriesterinn der Verstorbenen tummelte sich wie wüthend umher. Nach

dieser Feierlichkeit traten die Frauen des Hauses, woraus die Verstorbene war, in gelber Seide gekleidet und mit einem silbernen Messer um den Hals hervor und machten einen Tanz. Nach Beendigung desselben kündigte die Trommel die Hinrichtung der Schlachtopfer an, wobei es eben so wüthend wie beim Tanze zuging. Ein Opferer riß dem andern das Schwert aus der Hand, man hieb den Opfern die rechte Hand ab, und dann den Kopf, wobei man mehr sägte als hieb. Wir mochten nicht länger diesem Gräuel zusehen und drängten uns deßhalb mit Gewalt durch die Menge nach Hause.

Man soll auch öfter ein Mitglied des Hauses oder sonst einen angesehenen freien Mann opfern, um, wie man sagt, das Grab damit zu benetzen.

Beim Tode eines Königs muß jede Leichenfeier, die während seiner Regierung Statt gefunden hat, mit den Menschenopfern wiederholt werden, um dadurch die Leichenfeier des Königs desto festlicher zu machen. Bei der Feier stellen sich die Anverwandten des Königs wie verrückt, schießen blind in die Menge hinein und ein Mord in dieser Zeit wird gar nicht bestraft. Man erzählte mir, daß die Leichenfeier des vorigen Königs 3 Monate gedauert und daß man jede Woche 200 Sklaven geopfert und 25 Fässer Pulver verschossen habe*). Noch größer war aber die

*) Auch bei den Fantees sind Menschenopfer gebräuchlich,

Feier bei dem Tode der Mutter des Königs. Der König gab selbst 3000 Schlachtopfer*) dazu her, worunter 2000 gefangne Fantees waren und 25 Fässer Pulver. Die großen Oberhäupter lieferten jeder 100 Schlachtopfer und 20 Fässer Pulver; so wie die meisten Städte 10 Schlachtopfer und 2 Fässer Pulver.

Die Gesetze von Ashantee erlauben dem König 3300 Frauen, wovon häufig welche an Andre verschenkt werden. Ein Theil davon wohnt in 2 Straßen der Hauptstadt, ein andrer Theil in benachbarten Landsitzen und selten wohnen mehr als 6 im Palast. Bisweilen werden saugende Kinder schon dem Könige zu Frauen bestimmt. Gehen des Königs Frauen aus, was selten geschieht, so werden sie von einer Menge kleiner Jungen begleitet, welche

---

doch seltner. So erzählt Hutton, daß 1816 zu Dixcove bei dem Tode eines Häuptlings ein Mädchen geopfert wurde. Zu Dahomey werden jährlich zu Anfang der Ernte 65 Menschen geopfert. Zu Apollonia begräbt man lebendig das 10te Kind. Werden im Lande Benin Zwillinge geboren, so müssen Mutter und Kinder sterben, wenn der Vater ein Priester ist. Um die Flußschifffahrt zu befördern, spießt man dort lebendig eine Jungfrau. In Ashantee haben sich die Menschenopfer seit Bowdichs Anwesenheit außerordentlich vermindert. Es wird überall da so gehen, wohin europäisches Licht kommt.

*) Bei der Einweihung eines Tempels in Mexiko wurden, wie Prevost anführt, über 64,000 Menschen geopfert.

jeden mit Riemen aus Elephantenhaut peitschen, der nicht sogleich davon läuft, wenn dieser Zug kommt. Des Königs Schwestern können sich mit jedem verheirathen, er sei so niedrig, wie er wolle; stirbt aber eine so verheirathete Frau, so erwartet man von ihrem Mann, wenn er nicht von ganz hohem Range ist, daß er sich selbst tödte. Dieß muß er ebenfalls thun, wenn kein männlicher Erbe aus dieser Ehe hervorgeht.

Im Gefolge des Königs befindet sich eine Anzahl Leute, die ganz von der Gnade des Königs leben, Ocras genannt werden, und bei dem Tode des Königs zu Opfern dienen. Außer ihnen umgeben den König mehrere kleine Jungen, welche sehr diebisch und listig sind. Was sie stehlen können, gehört ihnen von Rechts wegen; wer sie aber über den Diebstahl trifft, kann sie aber auch von Rechts wegen so viel schlagen, als er Lust hat, wenn er sie nur nicht tödtet. Sie sind gegen jede körperliche Züchtigung abgehärtet.

In dem königlichen Palast werden täglich eine Menge Speisen mehr zubereitet, als für den Hausbedarf nöthig sind, damit angesehne Leute, die zum Könige kommen, bewirthet werden können. Die Hauptleute, welche den Dienst beim Könige haben, werden alle mit Palmwein bewirthet, den sie so trin-

ken, daß jedes Mal ein Theil in den Bart läuft, weil sie gern den nassen Bart durch die Finger ziehen.

Des Königs Gewichte sind um $\frac{1}{3}$ schwerer, als die Landesgewichte; und da alles Gold, was für Lebensmittel ausgegeben wird, mit den ersteren abgewogen und nach letztern bezahlt wird, so gewinnen die Hauptleute sehr viel dabei. Um den königl. Palast weiden schöne große Schafe mit Glocken und Zierathen geschmückt, worüber ein Hauptmann als Schafmeister gesetzt ist. Wenn der König ausspuckt, so wischen es die ihn umgebenden Knaben mit den Elephantenschwänzen emsig auf oder bedecken es mit Sand; nies't er, so legt jeder Knabe die 2 ersten Finger der linken Hand an die Stirn und die der rechten Hand an die Brust, auf welche Weise die Mauren auch ihren Segen aussprechen.

Wenn in richterlichen Sachen die Entscheidung schwer ist, so wird aus einer Baumrinde ein Gifttrank bereitet, wovon beide Parteien trinken müssen. Wer mit einem Erbrechen davon kommt, ist unschuldig; Viele aber sterben daran.

Ernennt der König einen Oberbefehlshaber, so gibt er ihm eigenhändig ein Schwert mit einem goldnen Griff, nachdem er ihn 3 Mal damit sanft auf den Kopf geschlagen hat. Der Empfänger schwört, das Schwert bedeckt mit dem Blut der besiegten Feinde zurück zu geben. Die Oberbefehlshaber sind

immer im Rücken des Heeres und ihr Hauptgeschäft besteht darin, daß sie mit einigen Auserwählten die Scharen vorwärts treiben und jeden niederstoßen, der sich eher zurück zieht, als bis die Sache verloren ist. Wer eher entfliehen sollte, wird nachher getödtet. In einem ashanteeschen Volksliede kehrt häufig die Redensart wieder: „Wenn ich kämpfe, so sterbe ich, wenn ich fortlaufe, so sterbe ich auch: besser also, ich rücke vor und sterbe." Während des Kampfes beschäftigt sich öfters der Oberfeldherr, der Sitte gemäß, mit gleichgültigen Spielen, indeß die Kriegsmusik um ihn ertönt und man ihm die Köpfe der erschlagenen Feinde bringt, damit er die Füße darauf setze. Werden dem Könige Kriegsnachrichten gebracht, so empfängt er sie gleichgültig beim Bretspiel. Hierdurch wird dem Volke großer Muth und starkes Vertrauen eingeflößt.

Alle Oberhauptleute haben für ihre Kriegshörner ihre besondern Weisen und ihre besondern Sprüche dazu. So heißt der Spruch der königl. Schar: „ich übertreffe alle Könige in der Welt:" der Spruch der Schar des Schatzmeisters: „betragt ihr euch gut, Ashantees?" andere Sprüche lauten: „Niemand darf mich beleidigen — so lange ich lebe, kann nichts Schlimmes kommen." — Diese Sprüche dienen zugleich zu Erkennungszeichen.

Die Götzenpriester, welche dem Heere folgen,

schneiden einigen erschlagenen Feinden das Herz aus, weihen es mit allerlei Kräutern und theilen es unter die aus, welche noch keinen Feind getödtet haben, damit sie tapfer dadurch werden. Kehrt ein Feldherr siegreich zurück, so hält er einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Während des Feldzugs darf kein Krieger etwas Anderes, als Mehl, genießen, was er in einem kleinen Beutel bei sich trägt, und bei der ersten Gelegenheit mit Wasser vermischt. Die jüngeren Krieger haben die Verwundeten zu tödten.

In der Baukunst sind die Ashantees weiter, als viele andere Negervölker. Wollen sie ein Haus errichten, so machen sie von Stangen und Flechtwerk Rahmen zu den Mauern, welche sie aus Thon und Sand aufführen. Das Giebeldach bilden sie aus Bambusrohr und Palmblättern. Die Hauptleute haben an ihren Häusern eine offne Vorhalle. Die Fußböden bestehen aus Thon und werden täglich mit einer dicken Lage von rother, im Wasser aufgelöster Erde bestrichen. In den Wänden bringt man allerlei erhobene Gipsarbeiten an, die Thüren haben Schlösser, welche aus Hausa eingeführt sind. Wenn das Gebäude 2 Stockwerke hat, so ist das untere durch eine Scheidewand in 2 Zimmer getheilt, damit die Querbalken des oberen Fußbodens sicher darauf ruhen. Die Fenster bestehen aus einem höl-

zernen Gitterwerk, das roth bemalt und mit Schnitzwerk gewöhnlich versehen ist. Bei den Vornehmen sind die Fensterrahmen auch in Gold gefaßt. Jedes Haus besitzt einen versteckt angebrachten Abtritt, worein man täglich siedendes Wasser gießt, um jeden bösen Geruch zu vertilgen. Für die geringen Leute und Sklaven befindet sich außer der Stadt ein großer gemeinschaftlicher Abtritt. Der Schmuz und Auskehricht eines jeden Hauses wird alle Morgen hinter dem Hause verbrannt. Ueberhaupt sind die Ashantees sehr reinlich in ihren Häusern und an ihrem Leibe. Sie waschen sich täglich beim Aufstehen mit warmem Wasser vom Kopf bis zu den Füßen und reiben sich dann mit Pflanzenbutter ein. Die angesehenen Frauen schmücken sich mit grünen und weißen Strichen auf ihren Backen und Schläfen und färben den Rand ihrer Augenlieder, wie es in Nubien Sitte ist, mit einem Bleipulver schwarz.

Die Zeuge, welche die Ashantees verfertigen, sind außerordentlich zart. Die weißen Trauerzeuge werden mit Blut und rothem Farbeholze bemalt. Die Töpferarbeiten sind fein und gut geglättet; die Schmiede- und Zimmerarbeiten verrathen viele Geschicklichkeit. Die Schwerter der Ashantees sind wie die Fischkellen durchlöchert. Den Zwirn gewinnen die Ashantees aus den Fasern einer Ananas, von der Feinheit eines Haares bis zur Dicke einer

Peitschenschnur und bleichen ihn schön weiß. Zum Sticken bedient man sich der seidenen Fäden.

Die gewöhnliche Nahrung der Vornehmen ist Suppe von getrocknetem Fisch, Geflügel, Rind- und Schöpsenfleisch, Erdnüsse in Blut gedämpft, Yams, Pisangfeigen und Kuskus. Die Aermeren bereiten ihre Suppe aus gedörrtem Wild- und Affenfleisch. Außer dem Palmwein trinken sie eine Art Bier. Eier sind ihnen, als den Götzen geweiht, verboten. Dasselbe gilt von der Milch.

Die Einkünfte des Königs sind sehr veränderlich und bestehen in Folgendem:

1) In dem Golde aller gestorbenen oder in Ungnade gefallenen Unterthanen;

2) In einem Zoll für ausgeführte Sklaven und Waaren;

3) In einer Gewerbssteuer von den Elephantenjägern;

4) In dem Ertrage von mehreren Goldwäschereien;

5) In einer Aufwandssteuer, welche von jedem entrichtet wird, der seinen Goldschmuck vermehrt;

6) In der Aufräumung des Marktplatzes, indem Alles, was darauf niederfällt, liegen bleiben muß;

7) In einem Landzins, welchen jedes eroberte Reich zahlen muß.

Der Ertrag dieser letzten Einnahme ist aus manchen Reichen sehr groß; so erhält der König z. B. aus Dagwumba jährlich 500 Sklaven, 200 Kühe, 400 Schafe, 400 Stück baumwollene und seidene Zeuge. Das Reich Sawee hat dagegen jährlich 200 Perigrins Gold zu zahlen, wovon jede gegen 60 Thlr werth ist.

Die Stadt Coomasie liegt am Abhange eines Berges, der Eisenerze enthält und ist auf der andern Seite von einem Sumpfe umgeben, der mehrere Quellen besitzt, welche die Stadt mit Wasser versorgen. Sie ist in einem länglichen Viereck gebaut, hat ⅗ deutsche Meilen im Umfange, vier, 50 bis 100 Ellen breite und 1000 Schritt lange Straßen, welche nebst den übrigen drei und zwanzigen alle Namen haben. Der Palast liegt in einer langen, breiten Straße, welche die Mitte der Stadt durchschneidet, und ist nach dieser Seite zu von hohen Mauern umgeben. Hinter dem Marktplatze ist ein kleiner Hain Sammengomer, das ist Geisteraufenthalt genannt; weil die Leichname aller Menschenopfer dort hingeworfen werden. Die täglich erneuerten, blutigen Spuren zeigen die Richtung, in welcher man die Körper geschleppt hat und die Menge der Geier auf den Bäumen verrathen die Stätte, wo die meisten Opfer liegen. Des Nachts halten die Panther hier ihre Mahlzeiten. Weil aber

Panther und Geier oft nicht im Stande sind, alle Schlachtopfer zu verzehren, so bemerkt man häufig einen schrecklichen Gestank bei diesem Haine.

In der Stadt stehen hie und da Bäume zur Annehmlichkeit für die Bewohner und darunter auch kleine runde Erhöhungen in der Mitte verschiedener Straßen, worauf des Königs Stuhl gesetzt wird, wenn er Lust hat, dort von seinen Begleitern umgeben, Palmwein zu trinken.

Die Märkte werden täglich von 8 Uhr bis Sonenuntergang gehalten. Auf einem ausgedehnten Platz sind für 60 Großhändler hölzerne Läden erbaut, während die kleineren Krämer überall herumsitzen. Ich sahe auf dem Markt wildes Schweinefleisch, Affenfleisch, anderes Wild, Geflügel, vielerlei Früchte, Salz, gedörrete Seefische, große geräucherte Schnepfen, allerlei Getränke, viele bunte Zaubersteine, allerlei Zeuge, Zwirne und Geräthe. Die Zeuge werden größten Theils von maurischen Kaufleuten eingeführt.

Die Schafe in Ashantee haben keine Wolle, sondern Haare, die in Dagwumba aber haben grobe Wolle, woraus man Decken verfertigt. Die Pferde, die ich sah, waren klein, hatten dicke Köpfe, aber schlanke Füße. Einige Mauren sahe ich auf Ochsen reiten, die einen Ring durch die Nase hatten.

Die Größe und Ordnung der Pflanzungen in Ashantee überraschte uns anfänglich; doch sind sie der Bevölkerung des Staats nicht angemessen, was daher kommt, daß das Kriegshandwerk bei diesem Volke oben an steht. Eine Yamspflanzung sieht wie ein Hopfengarten aus. Bei jeder Pflanzung wohnt ein Sklave mit den Seinen zum Schutz derselben. Alle Früchte, die ich auf dem Markte fand, waren von ausgezeichneter Größe und von köstlichem Geschmack. Die wunderbare Beere, welche Flüssigkeiten so süß wie Honig macht und die von Desmarchais Bittersüß (Oxyglycus) genannt ward und roth aussieht, fand ich hier sehr häufig. Die Wolle vom Seidenwollbaum wird nur zum Ausstopfen von Kissen gebraucht.

Unter den Thieren des Landes fiel mir am meisten die grüne Taube und die Krähe mit einem weißen Ringe um den Hals auf. Ich sahe auch viele kleine, schön gefiederte Vögel; Amsel- und Drosselarten, welche sehr gut sangen.

Die Redekunst ist von den Ashantees sehr ausgebildet, ihre Sprache hat einen auffallenden Wohlklang und besitzt eine Menge Laute und Hauche. Bei der Rede werden die Sachwörter (Substantiva und Zustandwörter (Verba) fortwährend, der Deutlichkeit und des Nachdrucks wegen, wiederholt. An Gedankenbildern sind die Ashantees reich; sie drücken

auch das Gewöhnlichste ungewöhnlich aus. So sagen sie nicht *gute Nacht*, sondern: „schlafe, bis die Welt wieder erleuchtet ist;" nicht: *er betrügt den*, sondern: „er steckt ihm den Hinterkopf in den Mund."

Die Sangweisen der Ashantees sind sanfter und ausdrucksvoller, als man es von ihnen erwarten sollte. Ihr Haupttonwerkzeug heißt *Sanko* und gleicht etwas einer 8saitigen Zither. Die obere Saite entspricht unserm Tenor C und die tiefe der darunter liegenden Octave. Zuweilen sind die Saiten in diatonischer Folge gestimmt, bisweilen aber aufs Gerathewohl nach jeder chromatischen Verschiedenheit. Den stärksten Ton erzeugen die Ashantees durch ein Horn, was aus einem Elephantenzahne gemacht ist. Ihre Trommeln sind ausgehöhlte, zierlich geschnitzte Baumstämme.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Anzeige von herabgesetzten Preisen.

Minerva, Taschenbuch für 1809 — 1827., oder 1r — 19r Jahrgang. Mit 170 Kupfern zu Schillers und Göthe's Werken. 12. Sonst 38 Thlr. Jetzt 19 Thlr. Jeder Jahrgang einzeln 1 Thlr.

E. A. W. von Zimmermanns Almanach der Reisen, oder: unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Productenkunde. Für jede Klasse von Lesern. 1r — 14r Jahrgang in 18 Bändchen. Mit Karten und Kupfern. Sonst 36 Thlr. Jetzt 18 Thlr. Jedes Bändchen einzeln 1 Thlr.

Fr. Heinr. Jacobi's, (Verfasser des Allwill und Woldemar) sämmtliche Werke. 6 Bände. gr. 8. Sonst 20 Thlr. Jetzt 10 Thlr.

Fr. Heinr. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. 2 Bände. 8. 1825. 1827. 6 Thlr.

Leipzig im April 1828.

Gerhard Fleischer.

Pränumerations - Anzeige
einer neuen Ausgabe
der
OEUVRES COMPLETES
DE
M. DE FLORIAN.

Dieser klassische französische Schriftsteller bedarf keiner weitern Empfehlung, denn er ist einheimisch im deutschen Vaterlande geworden, welches er auch in jeder Hinsicht, sowohl seiner leichten und reinen Sprache, als auch seiner lieblichen und ganz sittlichen Darstellungen wegen, mit Recht verdient, und in dieser Hinsicht auch der Jugend mit Nutzen und ohne Gefahr in die Hände gegeben werden kann.

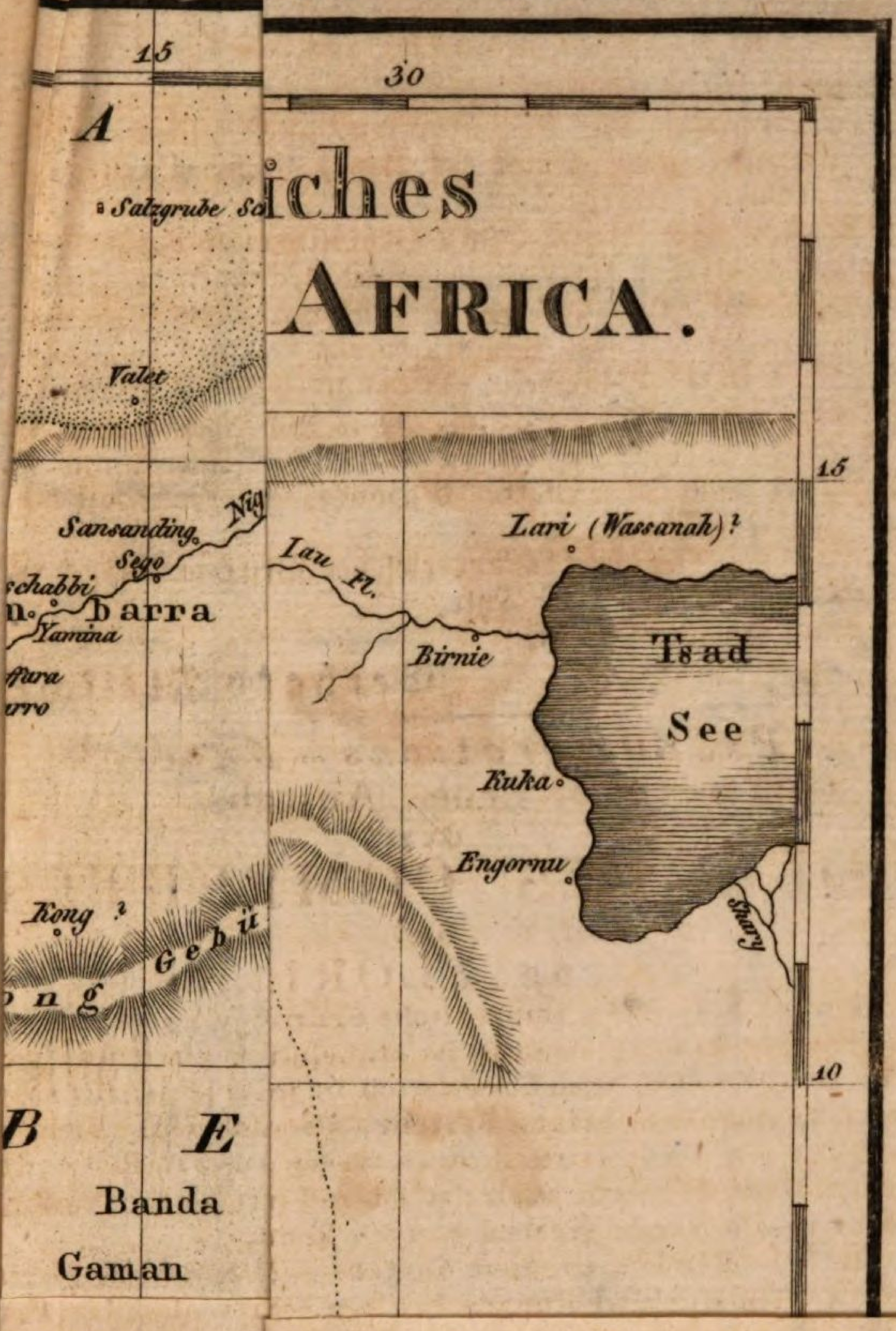
In acht Bänden, ist diese Ausgabe *vollständig gedruckt*, und in allen Buchhandlungen für den sehr wohlfeilen Pränumerationspreis von Fünf Thaler Preuss. Courant oder Neun Gulden Rheinl., welcher, um die Anschaffung dieses Werks so viel als möglich zu erleichtern, bis Ende dieses Jahrs fortbesteht, zu haben.

Diese Ausgabe enthält nicht nur die in den frühern Ausgaben enthaltenen Werke, als: Nouvelles, Numa Pompilius, Théatre, Estelle, Eliézer et Nephthaly, Gonzalve de Cordoue, Fables, Guillaume Tell, Don Quichotte, Galatée et Petites Pièces, sondern auch die erst neulich erschienenen Oeuvres inédites en 4 Volumes — so dass diese Ausgabe ganz vollständig ist.

Im April 1828.

Gerhard Fleischer in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN


15
30
A
Salzgrube Sa
iches
AFRICA.
Valet
15
Nig
Sansanding
Sego
Lari (Wassanah)?
Iau Fl.
schabbi
n. Barra
Yamina
Birnie
Tsad
See
ffara
rro
Kuka
Engornu
Kong ?
Gebü
ong
10
B
E
Banda
Gaman

r-
L-
UI-
die

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm, 1787-1864

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen

Bd.: 11 : Mit einer Karte und zwei Kupfern

Leipzig 1830

42.3339-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703266-1